

I 719.105

Peter Atteslander
Karl Martin Bolte
Dieter Claessens
Friedrich Fürstenberg
Heinz Hartmann
Judith Janoska
M. Rainer Lepsius
Hans Joachim Lieber
Renate Mayntz
Artur Meier
Hansgünther Meyer
Sigrid Paul
Leopold Rosenmayr
Dieter Rüschemeyer
Erwin K. Scheuch
Renate Wald

**Wege zur
Soziologie
nach 1945
Biographische
Notizen**

Herausgegeben
von Christian Fleck

bei Leske + Budrich

Wege zur Soziologie nach 1945

Christian Fleck (Hrsg.)

**Wege zur Soziologie
nach 1945**

*Autobiographische
Notizen*

Leske + Budrich, Opladen 1996

719.105



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Wege zur Soziologie nach 1945 : Autobiographische Notizen /
Christian Fleck (Hrsg.). – Opladen : Leske und Budrich, 1996
ISBN 3-8100-1660-8
NE: Fleck, Christian [Hrsg.]; GT
© 1996 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Leske + Budrich
Druck: Druck Partner Rübemann, Hemsbach
Printed in Germany

Inhalt

<i>Christian Fleck</i> Vorwort.....	7
<i>Hans Albert</i> Mein Umweg in die Soziologie.....	17
<i>Dieter Claessens</i> Von der Statusinkongruenz zur Soziologie	39
<i>Renate Wald</i> Pilotstudien.....	61
<i>Hans-Joachim Lieber</i> Autobiographische Bemerkungen zur Entwicklung der Soziologie im Nachkriegsdeutschland (1945-1965).....	77
<i>Leopold Rosenmayr</i> Harter, unsicherer Anfang	99
<i>Karl Martin Bolte</i> Wie ich Soziologe wurde	141
<i>Peter Atteslander</i> Bruchstücke	161
<i>M. Rainer Lepsius</i> Soziologie als angewandte Aufklärung.....	185
<i>Erwin K. Scheuch</i> Es mußte nicht Soziologie sein, aber es war besser so.....	199
<i>Renate Mayntz</i> Mein Weg zur Soziologie: Rekonstruktion eines kontingenten Karrierpfades	225

<i>Sigrid Paul</i>	
Wegstrecken zwischen Leipzig und Salzburg.....	237
<i>Hansguenther Meyer</i>	
Die Entdeckung der Soziologie. Eine intellektuelle kolumbianische Erfahrung.....	263
<i>Heinz Hartmann</i>	
Auf der Suche nach Soziologie.....	291
<i>Friedrich Fürstenberg</i>	
Mein Weg zur Soziologie.....	311
<i>Dietrich Rueschemeyer</i>	
In hindsight - as in a glass darkly.....	327
<i>Judith Jánoska</i>	
Soziologie für Sozialismus.....	339
<i>Artur Meier</i>	
Verspäteter Einlaß.....	353
Über die Autoren.....	369

Vorwort

Im letzten halben Jahrzehnt trat eine unverhältnismäßig große Zahl von Soziologieprofessoren in den Ruhestand, oder, um genauer zu sein: sie erreichten das Emeritierungsalter. 1990 hatte einer aus dieser Gruppe, M. Rainer Lepsius, den vorhersehbaren „erheblichen Ersatzbedarf“ zum Anlaß genommen, im Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie eine Diskussion über die „zukünftige Wissenschaftsgestalt“ der Soziologie anzuregen. Er wies in der kurzen Notiz auf einige Gemeinsamkeiten der ausscheidenden Generation hin: ihre Mitglieder hätten „noch keine professionalisierte Ausbildung durchlaufen“, sondern seien „gewissermaßen amateurhaft zu Soziologen“ geworden. Mit der „Nachkriegsgeneration“ verschwinde auch eine „politische Sozialisationserfahrung, die durch die Nazi-, Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt war“.

Von Lepsius' Text blieb mir die Bemerkung über die Generationstypik der Nachkriegsgeneration stärker in Erinnerung als seine Anregung, über die Nachbesetzungen eine Diskussion zu beginnen. Im gelegentlichen Nachdenken über die Besonderheiten der Sozialisationserfahrungen meiner – und anderer – Lehrer formte sich der zunächst vage Plan, die Mitglieder dieser Generation zu porträtieren. Mein allgemeines Interesse an Lebensgeschichten und meine intensivere Beschäftigung mit einigen, von den Nazis bzw. vom österreichischen „Ständestaat“ vertriebenen Sozialwissenschaftlern standen damit im Zusammenhang.

Ich begann mit ersten Vorbereitungsarbeiten, stellte eine Liste mit Namen zusammen und dachte darüber nach, wie ein Porträt älterer und staturhöherer Zeit- und Fachgenossen beschaffen sein müßte, um als gelungen gelten zu könnte. Die üblichen Fragen jeder empirischen Studie stellten sich auch hier: Einschränkung der Fragestellung, Abgrenzung der Population, Zugänglichkeit etc. Für einen Österreicher lag es nahe, nicht nur (west-) deutsche Soziologen als Mitglieder dieser Kohor-

te anzusehen, sondern auch österreichische und Schweizer. Dazu kam, daß das Ende der DDR eine realistische Chance eröffnete, Soziologen aus dem östlichen Teil Deutschlands einzubeziehen. Ginge mit dieser territorialen Ausweitung die Generationstypik verloren? Hatten die DDRler nicht eine fundamental andere Situation zu bewältigen als nach dem Krieg in der Schweiz Studierende? Wer von den ehemaligen DDR-Professoren kam denn überhaupt als Soziologe in Frage? Aber, galt nicht auch für die Österreicher und Westdeutschen, daß sie erst mit der Ernennung zum Professor der Soziologie zu Soziologen wurden?

Während eines Aufenthalts als Schumpeter Fellow an der Harvard University traf ich im Herbst 1993 Herrn Lepsius und erzählte ihm von dem immer noch vagen Plan, der aus seinem Hinweis auf die Generationsspezifität erwachsen sei: eine Sammlung autobiographischer Texte der Nachkriegsgeneration. Sein spontanes Interesse bestärkte mich, die Realisierung wenigstens zu versuchen. Auf eine erste briefliche Anfrage antworteten zu meiner nicht geringen Überraschung fast alle Angeschriebenen überaus freundlich und mehrheitlich zustimmend. Der Rücklauf dieser „Befragung“ war deutlich besser als bei anderen schriftlichen Umfragen, die ich davor unter Soziologen durchgeführt hatte: Kaum echte Verweigerungen, ein paar Zweifler. Nur wenige meinten, sich (noch) nicht Autobiographischem zuwenden zu wollen, nicht in der Lage oder willens zu sein, über sich selbst zu schreiben oder anderen (Publikations-) Plänen größere Priorität einzuräumen.

Im vorliegenden Band findet man die Texte derjenigen, die schließlich Zeit und Muße fanden, meinem Vorschlag, über ihren Weg zur Soziologie zu schreiben, Folge zu leisten. Ich komme weiter unten darauf zurück, von welchen kompositorischen Überlegungen ich geleitet wurde, welche Lücken nicht zu schließen waren und welche Fragen ich die Autorinnen und Autoren zu behandeln bat. Davor möchte ich auf zwei Aspekte eingehen, die je auf ihre Art den Rahmen für das folgende bilden: die schwierige Situation der Nachkriegsjahre und die Schwierigkeiten von Soziologen, über sich selbst zu schreiben.

Die Literatur zur Soziologie nach 1945 ist sich zumindest in einem Punkt einig: Der Neuanfang war mühsam, weil die Zerstörungen, die der Nationalsozialismus in den Sozialwissenschaften angerichtet hatte, katastrophal waren. *Sozial* durch die Vertreibung, Verfolgung und Ermordung des produktivsten Segments der Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit, *in der Ausbildung* durch die Unterbindung des freien Flusses der Lehrmeinungen und Theorien, *ideell* durch die Diskreditierung des Universalismus wissenschaftlicher Kommunikation und internationalen Meinungs-austauschs und *moralisch* durch die Bürde der Verbrechen, die im Namen der Deutschen (denen sich vor 1945 die meisten Österreicher problemlos zurechneten) begangen worden waren und die auch die Kultivierung der Fähigkeit zur Kritik unterminierten. Die Rückkehr zum akademischen status quo ante verzöger-

te sich durch die von Hermann Lübke scharfsinnig beschriebene asymmetrische Rücksichtnahme zwischen den im Land gebliebenen Verfolgten und den Nutznießern des Nazismus. Zurückkehrende Emigranten kamen in ein Deutschland (und Österreich), das sie nicht wiedererkannten. Auch Ausländer, die Deutschland (und Österreich) von vor der Nazizeit kannten, bemerkten den tiefen Riß, den die Nazi-jahre verursacht hatten. Was aber war mit den Jungen, die in die wieder eröffneten Universitäten strömten, wie fanden sie sich in dieser Situation zurecht, welche Bedeutung hatten für sie die Jahre von 1933 bis 1945, die sie selbst nur als Heranwachsende und einige wenige als „Fast-noch-Kinder“-Soldaten erlebten?

Everett C. Hughes hielt sich 1948 als einer der ersten amerikanischen Gastprofessoren im Rahmen eines Austauschprogramms, das zwischen der University of Chicago und der Universität Frankfurt geschlossen worden war, längere Zeit in Deutschland auf und benutzte seinen Aufenthalt auch, um im Stile der Chicagoer Schule in Deutschland Feldforschung zu betreiben. In seinen Tagebuchnotizen, die jüngst von David J. Staley publik gemacht wurden, finden sich sehr aufschlußreiche Beobachtungen über die Deutschen, die deutsche Universität und die damaligen Studenten. Ihnen, die er großteils als interessiert und aufgeschlossen wahrnahm, versuchte Hughes den Forschungsstil der Chicagoer nahezubringen und sie zu ermuntern, die kollektive Orientierungslosigkeit dieser Jahre als Chance und Herausforderung zu begreifen: Sie seien, schrieb er in sein Tagebuch, in der intellektuell und moralisch glücklichen Situation, einen wichtigen praktischen und intellektuellen Beitrag leisten zu können, weil sie menschliches Verhalten sozusagen im Fluß erlebten, da der „cake of costum“ zerbrochen sei. Einer raschen und erfolgreichen Etablierung soziologischer Forschung stünden allerdings die Verschwörung des Schweigens über das Nazi-Regime und die alte, behäbige Struktur der deutschen Universitäten im Wege.

Ganz anders sah René König die Nachkriegsstudenten. In seiner Autobiographie erwähnt er nur einen frühen Kontakt mit deutschen Studenten. Während seiner ersten, 1947 von der amerikanischen Besatzungsmacht organisierten Vortragsreise durch Deutschland traf er in München auf sudetendeutsche Studenten. Er fand auch dreißig Jahre danach keine freundlichen Worte, um seinen „Zusammenstoß mit dem neuen Deutschland“ zu schildern. Erst bei der Erinnerung an seine Tätigkeit in Köln zeigt König Wohlwollen für die jüngere Generation. Waren also nur jene Studenten, die in einem intensiveren Kontakt mit Zurückgekehrten standen, zu demokratischen Verhaltensweisen zu bekehren und an westliche Standards der wissenschaftlichen und politischen Diskussion zu gewöhnen?

Die zahlreichen mittlerweile zugänglichen Berichte von emigrierten Soziologen über ihre Erfahrungen im Nachkriegsdeutschland (und -öster-

reich) ähneln mehr Königs Schilderungen als denen Hughes'. Als Paul F. Lazarsfeld 1957 im Auftrag der Ford Foundation einige mittel- und osteuropäische Länder besucht, um dort nach förderungswürdigen Studenten Ausschau zu halten, findet er lobende Worte für die Polen und Jugoslawen, aber anlässlich seines ersten Besuchs in seiner Heimatstadt Wien dort „no brain, no initiative, no collaboration“. In Wien herrsche eine paranoide Stimmung wechselseitigen Mißtrauens (s. Fleck 1996). Wie entwickelte sich in einem solchen Umfeld die Soziologie?

Über die Sichtweise der Emigranten (und – in viel geringerem Umfang – die der Älteren, die während des Nazismus im Großdeutschen Reich lebten) können wir uns aus den Autobiographien, Interviews und vor allem aus den in den Archiven lagernden Quellenbeständen ein einigermaßen detailliertes Bild machen. Mit Blick auf die Geschichte der Soziologie in den deutschsprachigen Ländern ist die Gründerphase der Klassiker der letzten Jahrhundertwende gut erschlossen, auch wenn für damals die verlässlichste „autobiographische“ Quelle Briefe sind, während die Erinnerungen einer Ehefrau manchmal mit Vorsicht zu benutzen sind. Die Geschichte der Zwischenkriegszeit ist durch Sekundärliteratur und einige autobiographische Texte Beteiligten einigermaßen ausgeleuchtet. Die Zeit der beginnenden Nazidiktatur kennen wir vor allem aus der Perspektive der Vertriebenen. Daneben und danach klafft ein ziemliches Loch: Weder die unter der Naziherrschaft leidend Überlebenden noch deren zahlreichere Nutznießer wollten über sich selbst Auskunft geben (wenn man an Soziologen als Verfasser denkt).

Erst die Generation der Studentenbewegung ist durch primäre und sekundäre Literatur fast schon zu gut dokumentiert. Über die Generation zwischen den Emigranten (grob gesprochen die Geburtskohorten zwischen 1880 und 1910) und den Studentenbewegten (die Kohorten der nach 1940 Geborenen) haben wir dagegen, sieht man ab von den knappen und dem Anlaß entsprechenden Würdigungen in Festschriften, zu runden Geburtstagen und in Nachrufen nur ein sehr rudimentäres Bild. Welche Erfahrungen der NS-Zeit drängten jemanden nach 1945 zum Studium der Soziologie? Welche Rolle spielte dabei die Nähe bzw. Ferne der eigenen Familie zum Nazi-Regime? Wie verarbeitete man das Wissen und das Kindern und Jugendlichen auferlegte Nichtwissen über die Verbrechen der Nazis und welche Folgen hatte das für die Studienwahl?

Das waren einige der Fragen, die mir im Laufe des Nachdenkens über die „Nachkriegsgeneration“ durch den Kopf zu gehen begannen – und sie sind vermutlich nicht ganz unabhängig davon, daß meine eigenen sekundären und tertiären Sozialisationserfahrungen einer späteren Periode zuzuordnen sind: nämlich jener Generation, die von den Diskursen geprägt wurde, die die Pioniere der Studentenbewegung initiiert hatten. Aber ich glaube, es ist mehr als das bloße Interesse, eine histori-

sche Lücke der soziologischen Generationenfolgen durch deren Selbstreflexionen zu füllen, die die Herausgabe eines Bandes mit autobiographischen Texten der Nachkriegsgeneration zu rechtfertigen vermag.

Der Aufruf zur biographischen Selbsterkundung war von der Vermutung begleitet, daß es schwierig sein könnte, Soziologen dazu zu bewegen, über sich selbst zu schreiben. Wissenschaftler haben generell mit der Ego-Histoire Schwierigkeiten (oder gebrauchen diese schamlos zur eindruckreichenden Selbstdarstellung; s. Müller 1993) und Soziologen im speziellen mit der idiographischen, den Einzelfall analysierenden Textform. Umso mehr gilt das für jene, die zu Zeiten sozialisiert wurden, in denen makrotheoretische Positionen wie der Strukturfunktionalismus und Erhebungsmethoden wie der Survey dominant waren, die beide die personale Nähe mieden.

Neben der professionellen Prägung des Arbeitsstils ist aber auch die persönliche Gleichung als Einflußfaktor zu bedenken. Schuld und Scham sind ja beispielsweise nicht nur rein persönliche Reaktionen, sondern ebenso familiäre und kollektive Erbschaften, die freimütig zu thematisieren wohl ungleich schwerer ist, als sie anderen zu spiegeln. Großes erlittenes Leid und für groß gehaltene eigene Leistungen scheinen die besten Voraussetzungen für die Abfassung autobiographischer Berichte zu sein, wie ein Blick auf die quälenden Leidensberichte von KZ-Überlebenden und auf die Hymnen der Erfolgreichen der Geschäfts- und Unterhaltungswelt zeigt. Da ich mich an erfolgreiche Frauen und Männer wandte, die eingeladen wurden, am Ende ihres formellen Berufswegs auf die Anfänge zurückzuschauen, sollte ihnen die Auseinandersetzung mit der kollektiven Last der Vergangenheit und der Blick auf die eigene Jugend schon deshalb eher gelingen, weil sie Distanzierung als forschersische Haltung gelernt hatten.

Ein Blick in zwei kürzlich erschienene Sammelbände mit autobiographischen Texten US-amerikanischer Soziologinnen und Soziologen (Riley 1988, Berger 1990) führt überzeugend vor Augen, daß es leichter zu sein scheint, über sich selbst zu sprechen, wenn das Leben, über das zu berichten ist, als erfolgreiche Überwindung struktureller Schwierigkeiten und als gekonnte Wahrnehmung von Gelegenheiten porträtiert werden kann.

Guenther Roths Beitrag zu Bergers Band und Robert K. Mertons Haskins Lecture zeigen, daß autobiographische Texte von Soziologen nicht nur etwas zur „Entwicklung einer Wissenschaft“ (Hartmann 1975) beizutragen vermögen. Brillante Texte, wie diese beiden, erlauben es dem Leser, soziale und regionale Mobilität, Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen und die alltägliche handwerkliche Praxis eines Soziologen gleichsam bei der „Arbeit“ zu beobachten. Aber der Leser hat doch den Eindruck, daß diese Geschichten so nur erzählt werden konnten, weil die Autoren auf ein gelungenes Leben

zurückblickten. Vergleichbar dicke Erinnerungen Gescheiterter gibt es meiner Kenntnis nach nicht.

Die amerikanische Wissenschaftskultur steht autobiographischen Bemühungen aufgeschlossener gegenüber als beispielsweise die deutschsprachige: Die mittlerweile acht dicke Bände umfassende „A History of Psychology in Autobiography“ (1930ff.) wäre hier ebenso zu nennen wie die seit einigen Jahren die „Annual Review of Sociology“ eröffnenden „Prefatory Chapters“ (darunter: George C. Homans, Robert K. Merton, Mirra Komarowsky, Lewis Coser, Gerhard Lenski) und die umfangreichen Autobiographien einiger führender Fachvertreter (Reinhard Bendix, George C. Homans, Charles Page, William Foote Whyte, Kurt H. Wolff, um nur jüngst erschienene zu erwähnen). Im Vergleich dazu nimmt sich die Zahl der deutschsprachigen Veröffentlichungen dieses Genres sehr bescheiden aus: Der Soziologe und Literat Urs Jaeggi und der marxistische Historiker Jürgen Kuczynski gehören zu den wenigen, die in Buchlänge über sich selbst schrieben; die Bemühungen neben einer Philosophie, Psychotherapie und Psychologie auch eine Soziologie „in Selbstdarstellung“ herauszubringen waren nicht von Erfolg gekrönt. Wenn sich deutsche Sozialwissenschaftler über sich selbst äußern, dann in Form von Interviews, aber selten als Autoren. Umso überraschender erscheint mir das Zustandekommen des vorliegenden Bandes. Es gibt offenbar nicht nur etwas zu erzählen, sondern auch genug historischen Anlaß, sich zum erzählenden Schreiben bereit zu finden.

Autobiographien, noch dazu von Soziologen verfaßt, stehen unter einem starken Erwartungsdruck. Paul F. Lazarsfeld legt die Latte sehr hoch: „Autobiographische Notizen sind der Aufzeichnung wert, wenn wenigstens eine der drei folgenden Bedingungen gilt: der Autor ist ein Mann von hohem Verdienst (Einstein; Churchill); der Autor war aufgrund seiner Position in Kontakt mit vielen Personen von Rang oder Zeuge bedeutsamer Ereignisse (Auslandskorrespondent); oder der Autor kann dank äußerer Umstände als ein ‚Fall‘ betrachtet werden, in dem sich eine interessante Situation oder Entwicklung spiegelt“ (1975: 147). Zum Zeugen eines berichtenswerten Geschehens wird man meist nicht wegen seiner besonderen Qualifikation, sondern durch den Zufall zeitlicher Koinzidenz. Dürften Soziologen nur dann autobiographisch werden, wenn sie als Zeuge eines Ereignisses oder Bündels von Ereignissen aufgerufen sind, die ihre Bedeutung ganz unabhängig vom Zutun des Zeugen erhalten haben, bliebe die Zahl soziologischer Autobiographien sehr klein.

Nachdem er alle bekannten Einwände gegen Autobiographien Revue passieren ließ, formuliert Bennett Berger den Anspruch seines Sammelbandes sehr bescheiden: Er soll dem soziologisch interessierten Leser helfen, hinter den Texten nicht den Autor, Wissenschaftler, Forscher oder Professor, sondern die Person zu sehen, die dem Leser vielleicht nicht unähnlich ist.

Die Erzählung von Lebenserinnerungen trägt im Alltag und – wie Hans Paul Bahrdt beobachtet hat – bei Angehörigen unterer Schichten dazu bei, sich ihrer selbst zu vergewissern. Geschichten-Erzählen stelle das Äquivalent zur mehr argumentativen Rede der Intellektuellen dar. Vielleicht erklären die schichtspezifischen Unterschiede der Rede zum Teil das Fehlen von Wissenschaftlerautobiographien. Bedeutsamer aber als der gelegentlich zum prinzipiellen Gegensatz stilisierte Schichtunterschied scheint mir die Beobachtung, daß das Erzählen des eigenen Lebens auch der moralischen Erziehung der Zuhörer dient. Und – wie jüngst Robert Zussman wieder in Erinnerung gerufen hat: Erzählungen, Märchen und der Tratsch sind Formen sozialer Kontrolle. Aber, vom genüßlich erzählten, allerneuersten Tratsch zum autobiographischem Text ist ein weiter Weg. Eine Zunahme des Interesses an der Person hinter dem Text läßt sich jedoch unschwer beobachten: Kein Buch kommt heute mehr ohne Informationen „über den Autor“ aus.

Tratsch allein würde zwar mehr als ein Buch zu füllen vermögen, zu Papier gebrachter Klatsch ist dennoch nicht das, was man von autobiographischen Texten von Soziologen erwarten sollte – anonymisiert und literarisiert findet er sich bekanntlich in den Universitätsromane, die überraschend oft in Soziologischen Instituten spielen. Aus den besseren Exemplaren dieses Genres kann man tatsächlich einiges über die Praxis der Sozialforschung lernen (ich meine nicht den Hamburger Campus, sondern beispielsweise Alison Luries „Varna“ oder Malcolm Bradburys „History Man“; letzteres Buch wurde jüngst sozusagen akademisch geadelt und figuriert im Artikel über britische Soziologie in Borgattas Encyclopedia of Sociology unter der weiterführenden Literatur!).

Die lange, wenn auch etwas randständige Tradition der soziologischen Beschäftigung mit biographischem Material legt es nahe anzunehmen, daß autobiographisch schreibende Soziologen sich der „soziologischen Perspektiven, Ideen, Begriffe, Resultate und analytischen Verfahren bedienen, um den erzählten Text, der vorgibt die eigenen Geschichte im Zusammenhang mit der größeren Geschichte zu erzählen, zu konstruieren und zu interpretieren“ (Merton 1988). Die Balance zwischen dem privilegiertem Zugang zum inneren Leben des Erzählers und den Vorteilen des professionellen, distanzierten und offenen Outsiders zu halten, sei eine essentielle Voraussetzung einer idealen soziologischen Autobiographie. Da das in der Realität selten zu erreichen sei, schlägt Merton die Zusammenarbeit zwischen zwei Wissenschaftlern als gangbare Alternative vor.

Die Beiträge des vorliegenden Band verfolgen ein bescheideneres Ziel: Weder vollständige Lebensgeschichten noch intellektuelle Autobiographien, auch keine soziologische Autobiographien, sondern autobiographische Notizen zu den Anfängen soziologischer Karrieren. Damit soll Licht auf eine Etappe der Geschichte der deutschsprachi-

gen Soziologie geworfen werden, die bislang vornehmlich von außen betrachtet wurde: Die These von der „Amerikanisierung“ der Nachkriegssoziologie, wie sie sehr unterschiedlich am ausführlichsten von Weyer und Plé vertreten wird, betrachtet die Zeit nach 1945 als heteronom gesteuert: die Besatzungs- und spätere Schutzmacht bestimmte, was in Deutschland als Soziologie gelehrt werden sollte. Beide Autoren ignorieren aber die Perspektive der damaligen Akteure, vor allem jene der jungen Studenten, für die die US-Soziologie eine ganz andere Bedeutung hatte als für spätere Generationen.

Ich bat die Autoren die eigenen und familiären Erfahrungen während der NS-Zeit als Vorgeschichte in ihre Darstellungen eingehen zu lassen und den Text darauf zu konzentrieren, wie man in den vier Nachkriegsstaaten zum Soziologen wurde. Im ersten Brief hieß es dazu:

„Ich würde gerne einen Band mit autobiographischen Reflexionen (die vage Umschreibung ist durchaus beabsichtigt, da ich nicht meine, daß die strenge Form, die beispielsweise „Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ charakterisiert, verbindlich sein soll) zusammenstellen, in dem eine Generation – ich bleibe bei der alltags-sprachlichen Umschreibung als Nachkriegsgeneration – darlegt, wie man in den 40er und Anfang der 50er Jahren dazu kam, sich für Soziologie zu interessieren und welche, auch außerwissenschaftlichen, insbesondere familiären Einflüsse dabei eine Rolle spielten. Die schwierige Situation, keine professionalisierte Ausbildung geboten zu bekommen, das Fehlen institutionell definierter Karrierewege, die Unterbrechung des Ideenflusses durch die NS-Zeit und die Wahrnehmung ausdifferenzierterer sozialwissenschaftlicher Lehre und Forschung in westlichen Ländern, vor allem wohl in den USA – all das bildet einen Kranz von Gelegenheitsstrukturen, der kein Pendant in früheren oder späteren Phasen der kurzen Geschichte der Soziologie hat.“

Die Schilderungen sollten aber auch nach oben hin zeitlich beschränkt sein „die berufliche Etablierung (was für die meisten mit der ersten Professur zusammenfallen dürfte)“ sollte das Ende der Erzählung markieren. Die meisten Autoren hielten sich an diese Vorgaben. Insofern davon abgewichen wird, finden die Abweichungen ihre Erklärung in Diskontinuitäten der Berufslaufbahn und in den politisch-staatlichen Randbedingungen der Sonderentwicklung in der DDR.

Der Leser dieses Buches mit Beiträgen von 17 Autorinnen und Autoren wird sich zu Recht fragen, warum diese Soziologinnen und Soziologen Berücksichtigung fanden und andere nicht. Insofern die Auswahl von Entscheidungen des Herausgebers abhängig war, läßt sich diese Frage leicht beantworten. Ich wählte aus einer längeren Liste der zwischen 1921 und 1932 geborenen Soziologinnen und Soziologen nach folgenden Kriterien aus: 1. Es sollten Autoren aus allen vier deutschsprachigen Ländern berücksichtigt werden, die wichtige Phasen ihrer Sozialisation unmittelbar unter – oder wie im Fall der

Schweizer: neben – der NS-Herrschaft erlebten. 2. Die wenigen Autoren, die sich schon autobiographisch geäußert hatten, sollten nicht einbezogen werden. 3. Es sollten nur Personen sein, die eine universitäre Verankerung hatten, weil ich andere (die nur eine Zeitlang als Soziologen tätig waren und jene, die in der Meinungsforschung, Erwachsenenbildung oder im Journalismus ihr Hauptbetätigungsfeld fanden) in den mir zugänglichen Lexikas, Mitgliederverzeichnissen etc. nicht als Angehörige der hier berücksichtigten Generation zweifelsfrei identifizieren konnte. 4. Sollten die wichtigsten regionalen Zentren der Nachkriegssoziologie vertreten sein.

Ausfälle bei der Rekrutierung und spätere, bedauerliche Absagen verzerrten das Sample ein wenig. So fehlen, wie man leicht feststellen kann, Schüler der Frankfurter Schule und es fehlen einige prominente Alterskollegen. Beide Lücken sind mir bewußt, aber es gelang mir nicht, sie zu schließen. Als geringer Trost mag gelten, daß einige der hier Fehlenden sich in – auch gedruckt vorliegenden – Interviews über ihren Lebensweg geäußert haben oder schon zum Objekt historischer Würdigungen geworden sind. Die Lücke, die der vorzeitige Tod riß, braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden. Das Bild, das eine Sammlung autobiographischer Texte zeichnet, kann nie vollständig sein, ich hoffe allerdings, daß der Leser dieses Bandes von autobiographischen Texten zu einem anderen Urteil als Bourdieu kommt, der meinte, vor den „Ideologen des eigenen Lebens“ warnen zu müssen.

Die Reihenfolge der Texte ist vielleicht erklärungsbedürftig, weil das Ordnungskriterium auf den ersten Blick nicht zu erkennen sein mag: Ich habe mich entschlossen, die Beiträge nach dem Alter zu ordnen, da auf diese Weise auch die Binnendifferenzierung der hier zu Wort kommenden Generation deutlich werden kann. Um nur das augenscheinlichste zu erwähnen: Die älteren mußten noch Kriegsdienst leisten, während das den jüngeren erspart blieb. Ich glaube allerdings, daß dennoch beide Teilgruppen als Mitglieder der einen Nachkriegsgeneration angesehen werden können, insoweit beide erst nach 1945 zu Soziologen wurden.

Ich möchte dieses Vorwort nicht beenden, ohne den Autorinnen und Autoren für ihre Mitarbeit zu danken. Zu danken habe ich auch Rolf Lindner und Vera Sparschuh, die mir mit Hinweisen auf Personen behilflich waren und schließlich M. Rainer Lepsius, ohne dessen Zutun der Band sicher nicht zustande gekommen wäre. Ein Dank geht auch an das Auswahlkomitee für das Schumpeter Fellowship in Harvard, das es mir ermöglichte, dieses und andere Publikationsvorhaben in aller Ruhe voranzutreiben.

Zitierte Literatur

- Bahrdt, Hans Paul, „Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern“, in: Martin Osterland (Hrsg.), *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential*, Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1975, S. 9-37.
- Berger, Bennett (ed.), *Authors of Their Own Lives. Intellectual Autobiographies by Twenty American Sociologists*, Berkeley: University of California Press 1990.
- Bourdieu, Pierre, „Die biographische Illusion“, in: *BIOS*, 3. Jg., 1990, S. 75-81.
- Fleck, Christian, „Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich“, in: *Osterreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 7. Jg., 1996, H.1, S. 67-92.
- Hartmann, Heinz (Hrsg.), *Soziologie – autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft von Talcott Parsons, Edward Shils und Paul F. Lazarsfeld*, Stuttgart: Enke 1975.
- Herz, Thomas A., „Nur ein Historikerstreit? Die Soziologen und der Nationalsozialismus“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Bd. 39, 1987, S. 560-570.
- König, René, *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*, Frankfurt u.a.: Ullstein 1984 (zuerst 1980).
- Kohli, Martin, „'Von uns selbst schweigen wir.' Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten“, in: Wolf Lepenies (Hrsg.) *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Bd. 1, Frankfurt: Suhrkamp 1981, S. 428-465.
- Lazarsfeld, Paul F., „Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung“, in: Hartmann (1975), S. 147-225 (urspr. 1968).
- Lepsius, M. Rainer, „Ersatzbedarf und zukünftige ‚Wissenschaftsgestalt‘ der Soziologie“, in: *Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Heft 2/1990, S. 137-138.
- Lübbe, Heinrich, „Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein“, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 236, H. 3, 1983, S. 579-599.
- Lüschen, Günther (Hrsg.), *Deutsche Soziologie seit 1945*, Opladen: Westdeutscher Verlag (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 21) 1979.
- Merton, Robert K., „Some Thoughts on the Concept of Sociological Autobiography“, in: Matilda White Riley (ed.), *Sociological Lives: Social Change and the Life Course*, Vol. 2, American Sociological Association Presidential Series, Newbury Park, CA u.a.: Sage 1988, S. 17-21.
- Merton, Robert K., *A Life of Learning* (1994 Charles Homer Haskins Lecture), New York: American Council of Learned Societies (= Occasional Papers No. 25) 1994.
- Müller, Albert, „Alte Herren/Alte Meister. ‚Ego-Histoire‘ in der österreichischen Geschichtswissenschaft. Eine Quellenkunde“, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 4. Jg., 1993, H. 1, S. 120-133.
- Plé, Berhard, *Wissenschaft und säkulare Mission. „Amerikanische Sozialwissenschaft“ im politischen Sendungsbewußtsein der USA und im geistigen Aufbau der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart: Klett Cotta 1990.
- Roth, Guenther, „Partisanship and Scholarship“, in: Berger (1990), S. 383-409.
- Staley, David John, *In whose image? Knowledge, social science and democracy in occupied Germany, 1943-1955*, Ph.D. Diss., Ohio State University 1993.
- Weyer, Johannes, *Westdeutsche Soziologie 1945-1960. Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluß*, Berlin: Duncker & Humblot 1984.
- Zussman, Robert, „Autobiographical Occasions“, in: *Contemporary Sociology*, Vol. 25, 1996, no. 2, S. 143-148.

Hans Albert

Mein Umweg in die Soziologie

Vom Kulturpessimismus zum kritischen Rationalismus

Es mag Leute geben, zu deren Identität es gehört, in erster Linie Soziologe zu sein. Zu denen gehöre ich jedenfalls nicht, und ich weiß nicht, ob andere an mir als Vertreter der Soziologie besondere Freude haben. Die Sorge um die Autonomie der Soziologie, die manche meiner Kollegen umzutreiben scheint, ist mir stets als eine Marotte erschienen. Tatsächlich ist die durch August Comte eingeführte Bezeichnung „Soziologie“ ein Sammelname für ganz verschiedenartige und unterschiedlich interessante Unternehmungen, die man bisher vergeblich versucht hat, als eine einheitliche Fachdisziplin erscheinen zu lassen und sie gegen andere Fachdisziplinen abzugrenzen. Nun kann man zwar sagen, daß derartige Disziplinen überhaupt nur Phänomene einer Arbeitsteilung im Bereich der Wissenschaften sind, die auf vielfältigen Motiven beruht, so daß man ihre Grenzen nicht allzu ernst nehmen sollte, aber das scheint mir gerade für den Bereich der Wissenschaften vom Menschen in besonderem Maße zu gelten.

Mit der Soziologie als Universitätsfach kam ich zum ersten Mal in Berührung, als ich nach dem zweiten Weltkrieg mein Studium an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln aufgenommen hatte. In meinem Studienbuch ist verzeichnet, daß ich im Wintersemester 1947/48 eine Vorlesung über soziale Prozesse bei Professor Leopold von Wiese und Kaiserswaldau gehört habe, nachdem ich vorher schon nationalökonomische Vorlesungen bei ihm belegt hatte. Herr v. Wiese hatte damals den einzigen Lehrstuhl für Soziologie in Köln, und zwar in Kombination mit der Volkswirtschaftslehre. Vorher dürfte ich kaum etwas von der Soziologie gehört haben. Dagegen hatte ich schon sehr früh, nämlich in meiner Schülerzeit, ein starkes Interesse für Geschichte entwickelt, vor allem unter dem Einfluß meines langjährigen Lehrers in den Fächern Latein und Geschichte Professor Dr. Johannes Grimberg, der wohl der beste Pädagoge war, dem ich je begegnet bin.

Ich wurde im Jahre 1921 in Köln geboren, war also im Jahre 1933 zwölf Jahre alt und habe die nächsten zwölf Jahre im „Dritten Reich“

erlebt. Mein Vater hatte Altphilologie und protestantische Theologie studiert, war dann offenbar wegen Glaubenszweifeln nicht Pfarrer, sondern Lehrer geworden, bekam nach seinem Studium bald eine Stelle als Studienrat am Realgymnasium in Köln-Nippes und blieb dort als Lehrer für Latein und Religion bis zu seiner Pensionierung. Meine Mutter stammte aus einer Hunsrücker Kaufmannsfamilie, die es zu bescheidenem Wohlstand gebracht hatte.

Da ich die vierjährigen Volksschule und das Realgymnasium, an dem mein Vater lehrte, ohne Schwierigkeiten bewältigte, hatte ich Zeit, mich mit den Dingen zu beschäftigen, die mich interessierten. Nach einer Periode, in der ich Märchen und Sagen und später Karl-May-Bücher und ähnliche Literatur bevorzugte, galt mein Hauptinteresse der Geschichte. Ich las mit Vorliebe Biographien berühmter Feldherren und Staatsmänner und Berichte über kriegerische Ereignisse.

Vor 1933 war ich eine Zeitlang Mitglied des Bibelkreises, einer evangelischen Jugendorganisation, in der unter anderem mein Religionslehrer eine führende Rolle spielte. Vermutlich hatte mein Vater mich veranlaßt, dort einzutreten, um meiner Eigenbrötelei abzuweichen, denn ich war damals ein Einzelgänger und Tagträumer ohne viel Sinn für die Tätigkeiten, die üblicherweise als typisch für Jungen in diesem Alter angesehen werden, wie etwas das Fußballspiel. Der Bibelkreis war ganz ähnlich geartet wie die zahlreichen anderen Jugendbünde, die zu dieser Zeit sehr beliebt waren. Sie machten Fahrten mit Zeltlagern, veranstalteten Kriegsspiele und Heimabende, sie hatten Rituale wie das Hissen der Fahne und ihre Mitglieder waren meist uniformiert.

Kurz vor der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 wurde ich von einem Führer des NSS – des nationalsozialistischen Schülerbundes – auf dem Schulhof angesprochen und für diese Organisation geködert, ohne daß ich vorher etwas über sie gehört hatte. Eines der Argumente dieses Jugendführers, an das ich mich erinnere, war: daß im Gegensatz zum Bibelkreis im NSS nicht die Erwachsenen, sondern die Jugendlichen selbst Führer seien. „Jugend muß durch Jugend geführt werden“ war damals eine beliebte Parole. Ich trat aus dem Bibelkreis aus und in den NSS ein, natürlich ohne Kenntnis der Weltanschauung, die für diesen Verband verbindlich war, und der politischen Zusammenhänge, die mich bis dahin wenig interessiert hatte.

Mein Vater verband seine christlich geprägte Weltanschauung, einen liberalen Protestantismus, mit konservativen politischen Auffassungen und einem wenig aufdringlichen Nationalgefühl, das sich unter anderem durch das Hinaushängen der schwarz-weiß-roten Fahne bei gewissen Gelegenheiten kund tat. Er wählte die Deutsche Volkspartei, hatte als geborener Münchner eine positive Einstellung zum Hause Wittelsbach, wie sie in Bayern damals weit verbreitet war, und auch zum Reichspräsidenten von Hindenburg. Meinen Übertritt vom

Bibelkreis zum NSS hat er damals zwar nicht begrüßt, aber er ließ mich gewähren. Er war der Auffassung, ich müsse meine eigenen Erfahrungen machen.

Und die Erfahrungen, die ich damals machte, waren in der Tat sehr lehrreich. Unter anderem kam ich zum ersten Mal mit einer radikalen Weltanschauung in Berührung, die fundamentalistische Züge trug. Ich kann mich noch gut daran erinnern, daß ein älterer Mitschüler, der damals schon Mitglied der SS war, mir anvertraute, Adolf Hitler sei ihm heilig, und er habe für ihn dieselbe Bedeutung, wie sie Jesus für einen Christen habe. Er glaubte offenbar an „den Führer“, wie man es damals von einem Mitglied des „Schwarzen Ordens“ erwartete, und hatte keinen Zweifel daran, daß dies der einzige Glaube war, der noch in Betracht kam. Er machte mir deutlich, daß er bereit sei, für den „Führer“ und seine Ziele zu sterben, und ich gewann aus seinen Erzählungen über Straßenkämpfe mit Kommunisten den Eindruck, daß es sich dabei keineswegs um ein Lippenbekenntnis handelte. Ich war zum ersten Mal einem „wahren Gläubigen“ begegnet, einem Fanatiker, dessen Glaube unverkennbar messianische Züge hatte.

Damals war bekanntlich das Schlagwort von Hitler als dem Retter aus der Not des deutschen Volkes weit verbreitet. Ich muß gestehen, daß das Bekenntnis dieses Mitschülers, das mich zunächst überraschte, etwas Faszinierendes für mich hatte. Daher kann ich heute gut verstehen, daß ein solcher Glaube ansteckend sein kann. Später lernte ich weitere, mitunter sehr sympathische, Leute dieses Typs kennen. Hitler war ohne Zweifel eine charismatische Figur, und sein Regierungssystem hatte Züge einer charismatischen Herrschaft im Sinne Max Webers¹.

Die nationalsozialistische Weltanschauung lernte ich vor allem durch die Lektüre des Hitler-Buches „Mein Kampf“ kennen, von dem später immer wieder behauptet wurde, es sei „unlesbar“ und das heißt wohl: unverständlich geschrieben, eine These, die Hartmut Jäckel mit Recht zurückgewiesen hat². Das Buch ist damals anscheinend kaum gelesen worden. Ich war aber eine Leseratte und wollte wissen, womit ich es zu tun hatte. Leider muß ich gestehen, daß auch Hitlers Buch mich zunächst überzeugte. Besonders beeindruckt war ich von dem, was in den Kapiteln über Propaganda und über Organisation zu lesen war. Hitler war ja ein Meister der Propaganda und wurde auch damals schon als ein solcher angesehen und von vielen, die ihn nur so sahen, gewaltig unterschätzt. „Hitlers Geschichte ist“, wie Veit Valen-

1 Vgl. dazu M. Rainer Lepsius, Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den „Führerstaat“ Adolf Hitlers, in seinem Buch: Demokratie in Deutschland, Göttingen 1993, S. 95-118.

2 Vgl. dazu Hartmut Jäckel, Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft, Stuttgart 1981.

tin mit Recht festgestellt hat, „die Geschichte seiner Unterschätzung“, auch gerade der Unterschätzung durch seine Gegner.

Auch einem Zwölfjährigen, der den politischen Alltag der Weimarer Republik als chaotisch erlebt hatte, wo Privatarmeen wie SA, Stahlhelm, Reichsbanner und Rotfrontkämpferbund einander auf den Straßen bekämpften, wobei es Tote und Verletzte gab, und der die Massenarbeitslosigkeit und die Ratlosigkeit der Regierenden angesichts der Weltwirtschaftskrise zur Kenntnis genommen hatte, mußte damals klar sein, daß sich mit der Machtergreifung Hitlers eine entscheidende Wende angebahnt hatte, deren Charakter allerdings schwer zu durchschauen war. Was ich mitbekam, war zunächst vor allem die rituelle Seite der politischen Wandlung, die durch die neuen Machthaber psychologisch meisterhaft inszeniert wurde: Fackelzüge, Aufmärsche disziplinierter Verbände von Uniformträgern, Kundgebungen, in denen die „nationale Erhebung“ gefeiert wurde, die mit der Machtübernahme Hitlers angeblich begonnen hatte, Hitlerreden, denen man gemeinsam in der Aula der Schule oder am „Volksempfänger“ lauschte.

Wer nicht in der Lage war, die Mechanismen zu durchschauen, die da am Werke waren, konnte daran glauben, an so etwas wie einem „Aufbruch der Nation“ teilzunehmen, der etwa mit der preußischen Erhebung von 1813 vergleichbar war, einem Aufbruch, der in einer gemeinsamen Anstrengung aller Gutwilligen zur Beseitigung der Schwierigkeiten führen sollte, die der Machtergreifung Hitlers vorangegangen waren.

Besonders attraktiv war für viele von uns die Tatsache, daß Hitler an die Jugend appellierte und daß er sich bei seiner Mobilisierung der Jugend in geschickter Weise der Formen bediente, die sich in der deutschen Jugendbewegung herausgebildet hatten. Es gab Fahrten, Zeltlager, Kriegsspiele und Heimabende, wie man sie aus den Bünden dieser Bewegung kannte. Es wurden teilweise dieselben Lieder gesungen. Das antibürgerliche Pathos, die Verachtung der Konvention, der Gemeinschaftskult, der zu dieser Tradition gehörte, kam in der Hitlerjugend ebenso zur Geltung wie die Naturverbundenheit, die für die bündische Jugend charakteristisch war, allerdings mit anderer Akzentuierung und mit dem Ziel, die totale Hingabe an den Staat und seine Führung zu erreichen. Der Nationalsozialismus war vor allem auch eine Jugendreligion, und zwar eine außerordentlich erfolgreiche, erfolgreich natürlich vor allem deshalb, weil er ideologisch und organisatorisch ein Monopol beanspruchen konnte.

Im Laufe der Zeit wurde den Nachdenklichen unter den Jugendlichen, auch denen, die nicht schon durch ihre Erziehung gegen Ideologien dieser Art immun waren, natürlich klar, daß dieser Aufschwung seine bedenklichen Seiten hatte, die durch die offizielle Rhetorik nur notdürftig verschleiert werden konnten. Man wurde der

Disziplinierungsversuche und des Gruppendrucks vielfach überdrüssig. Die Dürftigkeit der offiziellen Weltanschauung war kaum zu übersehen, ebenso die Diskriminierung der Juden und anderer Minderheiten. Mir war die permanente Gängelung sehr bald zuwider, und es gelang mir durch eine Häufung glücklicher Zufälle, mich dem Dienst in der Hitlerjugend zu entziehen.

Was dazu beigetragen hatte, mir die intellektuelle Seite der offiziellen Propaganda fragwürdig zu machen, war die Lektüre des Spenglerschen Buches „Jahre der Entscheidung“, das mir vermutlich im Jahre 1935 in die Hand gefallen war. Oswald Spengler war einer der einflußreichsten Schriftsteller der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Er war vor allem durch den großen Erfolg seines zweibändigen Werkes „Der Untergang des Abendlandes“, bekannt geworden, das ich bald ebenso las wie seine Schrift „Preußentum und Sozialismus“ und andere seiner Bücher. Mein Vater hatte das Spenglersche Hauptwerk übrigens in einer Zeitung rezensiert und vom christlichen Standpunkt her einer Kritik unterworfen, die mich nicht überzeugte.

Jedenfalls wurde ich ein überzeugter Anhänger dieses pessimistischen Geschichtsphilosophen, für den die Menschheit „eine Rasse durch Wissenschaft größenwahnsinnig gewordener Raubaffen“ war und der sich in ganz anderer Weise auf Nietzsche berief als die Verfasser der nationalsozialistischen Rassenlehre, die von ihm zurückgewiesen wurde. Spenglers brillante Formulierungen, seine interessanten Vergleiche und seine überraschenden historischen Analysen beeindruckten mich und nahmen mich für ihn ein. Seine Deutung unserer Zeit als eines Zeitalters des Cäsarismus und der Weltkriege schien mir eine bessere Analyse der Gegenwart zu enthalten als die Simplizitäten der herrschenden Lehre, sein heroischer Pessimismus angemessener zu sein als der seichte Optimismus der Machthaber. Daß er mit gewaltsamen historischen Konstruktionen arbeitete, die kaum zu rechtfertigen sind, war für mich damals nicht erkennbar.

Selbst in meiner Berufswahl ließ ich mich von Spengler beeinflussen, der in mir ebenso wie mein Geschichtslehrer Sympathien für Preußen und das Preußentum als Lebensform geweckt hatte, so daß ich den Wunsch hatte, Offizier zu werden, und mich bemühte, mein Wissen durch eine umfangreiche kriegsgeschichtliche und militärwissenschaftliche Lektüre zu bereichern. Ich hielt mir die „Militärwissenschaftliche Rundschau“, „Kriegskunst in Wort und Bild“ und Haushofers „Zeitschrift für Geopolitik“ und schaffte mir eine kleine Bibliothek mit entsprechenden Werken an, die gegen Ende des Krieges bis auf etwa 400 Bände angewachsen war.

Nach dem Abitur im Jahre 1939 wurde ich zunächst zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und kam in ein Lager an der deutschen Westgrenze, wo wir bald mit Arbeiten am sogenannten Westwall beschäftigt wurden. Nach Kriegsausbruch meldete ich mich freiwillig

zum Artillerieregiment der 2. Panzer-Division, und wurde zur Ersatzabteilung dieses Regiments eingezogen, die in Wien stationiert war. Nach Beendigung des Frankreichfeldzuges kam ich zu diesem Regiment, machte als Kanonier den Griechenland-Feldzug im Jahre 1941 mit und kam im selben Jahr auf die Artillerie-Schule in Jüterbog, wo es eine ausgezeichnete Bibliothek gab, so daß ich wieder kriegsgeschichtliche Studien treiben konnte. Als Leutnant kam ich im Sommer 1942 zu meinem Regiment, dem Panzer-Artillerie-Regiment 74, an den Mittelabschnitt der Ostfront und machte dann im Verbands der 2., der 4. und der 7. Panzerdivision Feldzüge in Rußland, Kurland und Pommern mit, bis ich im Mai 1945 in Mecklenburg in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. Der Krieg hatte mich zwar gelehrt, daß die Offizierslaufbahn in keiner Weise meinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach, aber er hatte mein an Spengler orientiertes Weltbild keineswegs erschüttert.

Nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft Ende 1945 versuchte ich, ein Studium an einer der Universitäten aufzunehmen, wurde aber zunächst immer wieder abgelehnt. Ich überbrückte diese Zeit durch intensive Lektüre, unter anderem der Werke Benedetto Croce, die ich in einer Bonner Buchhandlung erwerben konnte. Vor allem diese Lektüre verhalf mir zu der Einsicht, daß meine Weltauffassung dringend der Revision bedurfte.

Im Winter 1946/47 konnte ich mein Studium an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Kölner Universität aufnehmen, zunächst mit dem Ziel, den Abschluß als Diplom-Kaufmann zu erreichen. Als Berufsziel hatte ich Wirtschaftsprüfer angegeben. Das Studium aber wollte ich vor allem dazu benutzen, meine etwas einseitige Bildung zu ergänzen und mir eine haltbare Weltauffassung zu erwerben. Die Universität war voller Studenten, die als Kriegsheimkehrer in umgearbeitete Uniformen gekleidet waren. Die Hörsäle waren teilweise zerstört, und soweit sie noch brauchbar waren, ohne ordentliche Fenster und vielfach ungeheizt und überfüllt. Da fast alle Güter rationiert waren, lebte man auf Marken, also ohne richtig satt zu werden, es sei denn, man konnte seine Rationen durch Schwarzmarktgeschäfte oder auf andere Weise aufbessern. Diese Situation hielt bis zur Währungsreform im Juni 1948 an. Sie war geeignet, das Interesse an Fragen des Wirtschaftslebens zu wecken, das für die von mir aus rein praktischen Gründen eingeschlagene Studienrichtung ohnehin erforderlich war.

Was das Studium selbst anging, so gab es keine Studienberatung und man war daher weitgehend auf sich selbst angewiesen. Aber die Studenten dieser Generation waren außerordentlich motiviert, so daß sich die Professoren später gerne an sie zurückerinnerten. Sie hatten ja im Gegensatz zu vielen ihrer Kameraden den Krieg überlebt und waren geistig ausgehungert. Für die Lektüre war man weitgehend auf

die Bibliotheken angewiesen, da es kaum neue Bücher gab. Aber es gab eine Unmenge neuer Zeitschriften – zum Beispiel „Die Sammlung“, „Die Wandlung“, „Die Neue Deutsche Rundschau“ und die „Frankfurter Hefte“ – mit einer Fülle von anregenden Aufsätzen zu Fragen der Politik und Kultur, die vielfach von hervorragenden Vertretern des Geisteslebens im In- und Ausland verfaßt waren. Ich kaufte immer wieder solche Hefte und konsumierte Beiträge aus allen Bereichen, vor allem auch solche, die über das historische Geschehen informierten, an dem wir alle beteiligt waren, ohne die tieferen Zusammenhänge zu kennen. Dabei kam das ganze Ausmaß der moralischen und politischen Katastrophe zum Vorschein, in das uns Hitlers Herrschaft verwickelt hatte.

Den Schwerpunkt meiner Lektüre legte ich auf philosophische Werke und auf die erreichbare ökonomische, soziologische und psychologische Fachliteratur, und machte mich weitgehend unabhängig vom Stoff der Vorlesungen, die ich besuchte. Die Betriebswirtschaftslehre war damals noch nicht so stark entwickelt, daß es Mühe gemacht hätte, den Stoff zu bewältigen, der da geboten wurde. Immerhin bekam man einen Einblick in die verschiedensten Probleme, von Fragen der Buchhaltung, der Kostenrechnung und der Bilanzierung bis zu den rechtlichen und steuerlichen Aspekten unternehmerischer Entscheidungen. Daß derartige Kenntnisse auch für denjenigen von Nutzen sein können, der sich für allgemeine soziale Zusammenhänge interessiert, habe ich dann später bemerkt, als ich mit den utopischen Schwärmereien der studentischen und professoralen Systemveränderer konfrontiert wurde, die in der linken Studentenbewegung das Feld beherrschten. Zunächst ließ ich mich jedenfalls von einer Lektüre zur anderen treiben, immer mit der Absicht, mir eine adäquate Weltanschauung zu bilden, nachdem mein an Spengler orientiertes Weltbild zusammengebrochen war und auch Croce mir auf die Dauer nicht genügte. Ich las neben der sozialwissenschaftlichen Literatur Kant, Jaspers, Driesch, Hartmann, Scheler, Gehlen, Marx, Husserl, Carnap, Rickert, Simmel und andere in bunter Reihenfolge. Die notwendige Lektüre der meisten Klassiker holte ich erst später nach. Im Vergleich zu heute war das Studium damals sehr viel freier, also weniger reglementiert. Man wurde kaum „betreut“, was mir nur recht sein konnte.

Da ich meinen Interessen am ehesten im soziologischen Seminar der Universität glauben zu können, schrieb ich meine Diplomarbeit bei Leopold von Wiese, dem Soziologen der Fakultät, und zwar auf eigenen Wunsch über das Thema „Politik und Wirtschaft als Gegenstände der politischen und ökonomischen Theorie“. Dieses Thema konnte ich dazu benutzen, meine bisher erarbeiteten Auffassungen zu explizieren. Ich knüpfte dabei an die Gehlensche Anthropologie, an die Schelersche Kategorie des „Arbeits- oder Herrschaftswissens“ und an Clausewitzsche Gedanken an und machte den Versuch,

eine allgemeine Theorie des Handelns zu skizzieren, in welche die ökonomische und die politische Theorie eingeordnet werden konnten. Da ich Theorien damals noch als Begriffsapparate auffassen zu können meinte, enthielt meine Arbeit vorwiegend begriffliche Analysen und Rekonstruktionen. Den Sinn der betreffenden Begriffe suchte ich durch die Anwendung auf historische und konstruierte Beispiele zu klären, und zwar auf dem Hintergrund eines an Scheler orientierten Pragmatismus, also einer Auffassung, die sich später im deutschen philosophischen Denken – zum Beispiel bei Gadamer, Apel und Habermas – großer Beliebtheit erfreuen sollte. Daß ich mir die Aufgabe gestellt hatte, durch begriffliche Analysen das Wesensverhältnis von Politik und Wirtschaft zu klären, hing vor allem mit Schwierigkeiten zusammen, die ich im ökonomischen Denken entdeckt zu haben glaubte, vor allem im Zusammenhang mit der Problematik der Macht, deren Analyse meiner Meinung jedenfalls in eine Theorie der Politik gehörte. Die Arbeit ging teilweise von Voraussetzungen aus, die ich später zu revidieren genötigt war, enthielt allerdings auch Hinweise und Argumente, die ich später wieder aufnehmen konnte.

Nach dem Examen, in dem ich in den Fächern Volkswirtschaftslehre, Soziologie und Rechtswissenschaft besonders gut abschnitt, wurde ich im Jahre 1950 Doktorand bei v. Wiese. Ich trieb vor allem meine philosophische Lektüre weiter, las unter anderem Heidegger, Bergson und Russell und stieß schließlich auf die Werke Hugo Dinglers, der eine an Kant orientierte Version des Pragmatismus formuliert hatte, derzufolge die Resultate der exakten Naturwissenschaften durch Handlungsanweisungen konstituiert waren, eine Auffassung, der ich später wieder in Paul Lorenzens Erlanger Schule begegnete, die eine Zeit lang die sozialwissenschaftliche Diskussion zu beeinflussen suchte. Die Dinglersche Auffassung kam mir damals überzeugend vor, zumal sie mit vielem harmonierte, was mir von Croce, Gehlen und Scheler her schon geläufig war.

Im Zusammenhang mit meinem Interesse an ökonomischen Problemen stieß ich auf kritische Untersuchungen zur Nationalökonomie, in denen wissenschaftstheoretische Gesichtspunkte auftauchten, zum Beispiel auf die Arbeiten Myrdals, Morgensterns, Hutchisons und Reigrotzkis. Da ich gleichzeitig mit Max Webers Wissenschaftslehre bekannt wurde, erhielt ich einen weiteren Anstoß in dieselbe Richtung, zumal mein philosophisches Interesse dem entgegenkam. Mir wurde in zunehmendem Maße klar, daß die herrschende Lehre mit Schwächen behaftet war, die weder in den damals gängigen Lehrbüchern noch in den Lehrveranstaltungen erwähnt wurden.

In den sozialwissenschaftlichen Disziplinen bestand damals im deutschen Sprachbereich ein Nachholbedarf, der ihre Entwicklung in ganz verschiedener Richtung beeinflußte, in der Ökonomie in Richtung auf eine mathematische Wirtschaftstheorie neoklassischer Prä-

gung und in der Soziologie in Richtung auf eine durch statistische Methoden unterstützte empirische Sozialforschung. Es ist verständlich, daß die Überbetonung bisher vernachlässigter Aspekte im einen Fall zu formalistischen, im anderen zu empiristischen Auffassungen führte. Es war daher äußerst schwer, eine angemessene methodische Orientierung zu finden, und ich mußte zu meinem Erstaunen feststellen, daß meist nicht einmal ein Bedürfnis nach einer solchen Orientierung bestand. Die bevorzugten ökonomischen Lehrbücher konzentrierten sich auf die Darstellung des Instrumentariums dieser Disziplin, und zwar in methodisch naiver Weise und so, daß es kaum möglich war, die Problemsituation zu erkennen, mit der sie konfrontiert war.

Bald war ich von tiefem Mißtrauen erfüllt gegen eine Wissenschaft, die von versteckten oder offenen Werturteilen zu wimmeln schien, obwohl Max Weber seinerzeit seine Kritik gerade an diesem Aspekt des ökonomischen Denkens entwickelt hatte, und die darüber hinaus die reale Geltung der von ihr postulierten Gesetzmäßigkeiten kaum als wichtiges Problem aufzufassen schien. Sie schien mir das Musterbeispiel einer Ideologie zu sein, etwa in dem Sinne, wie der Soziologe Theodor Geiger solche Aussagengebäude charakterisiert hatte. Da ich in Diskussionen innerhalb und außerhalb der Seminare keinerlei Argumente entgegengehalten bekam, die geeignet waren, meine Bedenken zu zerstreuen, fand ich mich in meiner kritischen Auffassung immer wieder bestätigt. Die Wissenschaftslehre war damals an der Kölner Universität und in den deutschen Sozialwissenschaften so gut wie unbekannt. Und in einem der meist gelesenen Bücher über ökonomische Grundlagenprobleme³ wurden methodologische Diskussionen sogar als Krankheitszeichen einer Wissenschaft gewertet. Damals wurde mir die mögliche Bedeutung philosophischer Untersuchungen für die Einzelwissenschaften deutlich, wie sie beispielhaft im Werke Max Webers zum Ausdruck kam, von dem allerdings in Köln kaum die Rede war, nicht einmal im soziologischen Seminar.

Allmählich bildete sich in mir eine Auffassung heraus, die eine einheitliche Lösung der Problematik der menschlichen Praxis zu ermöglichen schien. Sie schien überdies eine Kritik am herrschenden ökonomischen Denken zu erlauben, die darauf hinauslief, daß in dieser Denkweise völlig heterogene Probleme miteinander verschmolzen waren, nämlich ethische Probleme, die letzten Endes nur durch Entscheidung zu lösen waren, und technische Probleme, deren Lösung durch Erkenntnis, und damit: mit den Mitteln der Wissenschaft, mög-

3 Es handelt sich um Walter Euckens Buch: *Grundlagen der Nationalökonomie*, dem man allerdings bescheinigen darf, daß es im Gegensatz zu anderen Lehrbüchern eine Untersuchung enthält, die deutlich problemorientiert ist. Walter Eucken hatte sich übrigens mit wissenschaftstheoretischen Fragen auseinandergesetzt, aber nach meinen Dafürhalten in nicht sehr befriedigender Weise.

lich sei. Durch die Fusion dieser beiden Arten von Problemen ergab sich meines Erachtens in der Ökonomie eine krypto-normative Fragestellung, wobei noch dazu – in der üblichen Fassung des Wertproblems – eine Quantifizierbarkeit für den Bereich praktischer Probleme unterstellt wurde, für die es kein fundamentum in re gab. Statt einer echten „politischen Anthropologie“ war hier nach meinem Dafürhalten eine „politische Arithmetik“ entstanden, die sich anheischig machte, existentielle Probleme in rationaler Weise zu lösen. Der Titel meiner Dissertation lautete daher: „Rationalität und Existenz. Politische Arithmetik und politische Anthropologie“.

Die von mir in dieser Arbeit entwickelten Auffassungen kommen in vieler Hinsicht denen nahe, die später gegen den kritischen Rationalismus ins Feld geführt wurden. Es handelte sich damals um einen Versuch, den gesamten Bereich der praktischen Problematik – und damit auch das Verhältnis von Erkenntnis und Praxis – unter anthropologischem Gesichtspunkt zu analysieren, wobei sich auf Grund der von mir damals bevorzugten Auffassung eine Gliederung dieses Problemkreises in einen technischen, einen ethischen, einen ökonomischen und einen politische Problembereich ergab.

Für die wissenschaftliche Erkenntnis im naturwissenschaftlichen Sinne habe ich damals – wie später viele meiner Kritiker, die auf ähnliche Weise durch die Praxis-Problematik fasziniert sind und daher ebenfalls dazu neigen, die Erkenntnis nur unter pragmatischen Gesichtspunkten zu sehen – ein gegenstandskonstitutives technisches Erkenntnisinteresse postuliert und in diesem Rahmen das Kausalprinzip als einen apriorischen Satz technologischen Charakters ohne ontologische Bedeutung aufgefaßt. Dabei habe ich teilweise auf Anschauungen Dingers zurückgegriffen, die heute in etwas veränderter Form – das heißt: vor allem in Kombination mit Heideggerschen Ideen – von der Lorenzen-Schule vertreten werden. Die Wissenschaft habe ich dabei als ein Instrument der auf die menschliche Praxis bezogenen Möglichkeitsanalyse in Betracht gezogen, ohne ihre Funktion für die Gestaltung unseres Weltbildes zu bedenken, eine Betrachtungsweise, die ganz in der Linie des Instrumentalismus liegt, wie er später im Rahmen dialektisch-hermeneutischer Denkweisen für die Deutung der Naturwissenschaften angeboten wurde. Da ich glaubte, die Rationalität auf die so verstandene Wissenschaft beschränken zu können, blieb mir für den ethischen Teil der praktischen Problematik nur der Rückzug auf einen Deutung im Sinne existentialistischer Lehren übrig, die man heute dem Dezisionismus zuordnen würde. Was hier zum Ausdruck kam, war jene scharfe Scheidung von Erkenntnis und Entscheidung, die ich später selbst einer Kritik unterzogen habe⁴. Zwischen

4 Vor allem in meinem Buch: *Traktat über kritische Vernunft*, Tübingen 1968, und später in meinem: *Traktat über rationale Praxis*, Tübingen 1978.

technisch-rationaler Analyse und ethisch-existenzieller Entscheidung, so glaubte ich zeigen zu können, gibt es keine Brücke. Heute bin ich dagegen geneigt, derartiger Überbrückungsprobleme nicht nur für grundsätzlich lösbar zu halten, sondern in ihnen darüber hinaus einen wesentlichen Teil der philosophischen Problematik zu sehen⁵.

Von daher erfolgte auch meine Kritik der Nationalökonomie, die als scheinbar wertneutrale Disziplin wegen ihrer normativ-explikativen Doppelfunktion angegriffen und durch Übergang zu einer politischen Anthropologie überwunden werden sollte. Hinter dieser Kritik stand der Gedanke, daß die im ökonomischen Denken verwurzelte Vorstellung, man könne die existentielle Entscheidung durch eine rationale Kalkulation ersetzen, einem anthropologischen Irrtum entspringe, einem Irrtum, der meiner damaligen Auffassung nach der zentralen ökonomischen Fragestellung zugrunde lag. Es sollte also nicht die Unrichtigkeit einer bestimmten Problemlösung nachgewiesen werden, sondern die Unmöglichkeit der ökonomischen Grundfragestellung, die aus einer unhaltbaren Verschmelzung technischer und ethischer Probleme hervorgegangen und durch einen Begriffsapparat bestimmt sei, in dem diese Fusion unvereinbarer Elemente von vornherein angelegt sei.

Unter Berufung auf die Analysen Martin Heideggers in „Sein und Zeit“ habe ich mich damals zu der These durchgerungen, die „verdinglichende ökonomische Terminologie“ verdecke die durch die existenziale Analytik des Daseins offenbarte „Sorge-Struktur“, die „als ursprüngliche Struktur Ganzheit existenzial-apriorisch ‚vor‘ jeder, d.h. immer schon in jeder faktischen ‚Verhaltung‘ und ‚Lage‘ des Daseins“ liege. Heute habe ich Mühe, diesem Passus einen einigermaßen einsehbaren Sinn abzugewinnen. „Auf der Umfälschung der Sorgestruktur des Daseins und des durch sie fundierten Entscheidungszwanges in eine *quantifizierbare Beziehung* im Bereich des *Vorhandenen* (Tatbestand der Knappheit) und ein daraus entspringendes *quantitatives Verhaltensprinzip* (ökonomisches Prinzip)“, so behauptete ich weiter, „auf der Umwandlung des *existenziellen* in ein *kalkulatorisches Problem*“ ruhe „das ganze Gebäude des ökonomischen Kategorialeapparates“. „Bis in ihre Fundamente hinein“ sei also „die ökonomische Theorie eine ökonomistische Verschleierung anthropologischer Phänomene, eine Interpretation der Seinsverfassung des Daseins durch eine Begrifflichkeit, die bestenfalls der Seinsart des *dinglich Vorhandenen* adäquat sein würde“, Formulierungen, die in ihrer Stoßrichtung denen nicht ganz

5 Vgl. dazu meinen Aufsatz: Kritizismus und Naturalismus. Die Überwindung des klassischen Rationalitätsmodells und das Überbrückungsproblem (1971), in meinem Aufsatzband: Konstruktion und Kritik, 2. Auflage, Hamburg 1975, S. 13-38.

unähnlich sein dürften, die später vom hermeneutisch inspirierten Neomarxismus produziert werden sollten⁶.

Da ich die Überwindung des Erkenntnisideals der klassischen Physik in der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft für notwendig hielt und die Geschichte als Wissenschaft von der fundamentalen Wirklichkeit auffassen zu müssen glaubte, hatte ich, wie später meine Gegner im sogenannten Positivismusstreit, starke Bedenken gegen die Idee, man könne eine soziale Gesamterscheinung aus dem historischen Prozeß herauslösen und unter Anwendung allgemeiner Gesetze erklären. Bestenfalls die Bestimmung von relativen Invarianzen, die sich im historischen Ablauf kurze Zeit zu halten vermögen, hielt ich für möglich, in dieser Hinsicht ganz in Übereinstimmung mit jenem methodologischen Historismus, der sich heute noch in vielen Bereichen der Sozialwissenschaften findet. Daß ich die Verwendung der Mathematik in der Ökonomie damals für fragwürdig hielt und die Erklärungsfunktion der Ökonomie zurückwies, hing eng mit dieser methodologischen Grundauffassung zusammen. Sie wurzelte in einer Überschätzung der These von der Geschichtlichkeit des Menschen und in einer Überbetonung und Mißdeutung des Praxisbezugs der menschlichen Erkenntnis, die angeblich ihren Sinn nur aus der Beziehung auf die jeweilige historische Situation erhalte, deren Analyse auf Möglichkeiten des Handelns hin ihre eigentliche Aufgabe sei. Derartige Auffassungen pflegten später im Umkreis des neomarxistischen Denkens zu kursieren, in dem das Schlagwort von der historisch-praktischen Lebensbewältigung ebenfalls zur Grundlage problematischer erkenntnistheoretischer Formulierungen mit weitreichenden politischen Konsequenzen wurde. Daß gerade auch die Bewältigung praktischer Probleme durch eine Wissenschaftsauffassung dieser Art keineswegs gefördert wird, scheint mir damals entgangen zu sein.

Nach meiner Promotion im Sommer 1952 wurde ich Assistent der von Gerhard Weisser geleiteten sozialpolitischen Abteilung des Forschungsinstituts für Sozial- und Verwaltungswissenschaften an der Kölner Universität. Weisser war im Jahre 1933 als sozialdemokratischer zweiter Bürgermeister von Hagen unter Protest zurückgetreten und wurde nach dem Krieg als leitender Ministerialdirektor in das nordrhein-westfälische Finanzministerium geholt. Dort erreichte ihn der Ruf auf den Kölner Lehrstuhl für Sozialpolitik. Er war weiter aktives Mitglied der SPD und wirkte in ihr im Sinne eines freiheitlichen Sozialismus.

Ich hatte nun eine Stelle, auf der ich meinen geistigen Neigungen in vollem Umfang folgen konnte, denn Weisser war aus der Schule

6 Zur Kritik solcher Denkweisen vgl. mein Buch: Kritik der reinen Hermeneutik. Der Antirealismus und das Problem des Verstehens, Tübingen 1994.

Leonard Nelsons, eines Kantianers der Friesschen Richtung, hervorgegangen und selbst philosophisch interessiert. Nur in seinem erkenntnistheoretischen Oberseminar, an dem ich regelmäßig teilgenommen hatte, wurden Grundlagenfragen erörtert. Ich erwarb mir nun im Selbststudium Kenntnisse in mathematischer Logik und stieß, vor allem durch die Arbeiten des Wiener Philosophen Viktor Kraft, dessen Wertlehre und dessen Konventionalismus-Kritik⁷ ich besonders schätzen lernte, auf den logischen Positivismus. Da mir die Kraftsche Kritik an Dinglers Auffassungen einleuchtete, hatte ich Anlaß, meinen an Dingler orientierten Pragmatismus aufzugeben. In erkenntnistheoretischer Hinsicht erschienen mir nun Lösungen aus dem Bereich des Positivismus überzeugender, während ich in der Ethik weiter eine Art Existentialismus bevorzugte. Meine Einstellung zur Ökonomie aber begann sich zu wandeln. Unter anderem hatte mein Studium der mathematischen Logik dazu beigetragen, daß ich nun meine anfängliche Zurückweisung der Anwendung der Mathematik in dieser Disziplin revidieren mußte, weil sie auf falschen Voraussetzungen über den Charakter und die Möglichkeiten des mathematischen Denkens beruht hatte.

Auf Anraten Weissers veröffentlichte ich im Jahre 1954 den zweiten Teil meiner Dissertation, nachdem ich einige Ergänzungen und Änderungen vorgenommen hatte, unter einem entsprechenden Titel⁸. Der Hintergrund meiner Analyse der ökonomischen Problematik, den ich oben skizziert habe, kommt in dieser Schrift nur noch unvollkommen zur Geltung. Meine durch die erwähnte Lektüre bedingten Zweifel an der Richtigkeit mancher Bestandteile dieser Konzeption hatten mich bewogen, einiges, was mir problematisch erschien, nicht in diese Schrift zu übernehmen und anderes abzuschwächen. Kurze Zeit später hätte ich wohl drastischere Änderungen vornehmen müssen, vor allem unter dem Einfluß der Gedanken Karl Poppers, die mir erst bekannt wurden, als der Text meiner Schrift kaum mehr zu ändern war.

Weisser war vor allem mit meiner Kritik am Maximum-Theorem der Konkurrenztheorie einverstanden und sah in ihr eine Bestätigung seiner Auffassungen. Im übrigen waren seine philosophischen Auffassungen mit den meinen in mancher Hinsicht nicht vereinbar. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, auf der Grundlage eines Kantianismus Nelsonscher Prägung ein System der Politik aus normativen Urteilen aufzubauen, und zwar ein System axiomatisch-deduktiver Natur, aus

7 Vgl. Viktor Kraft, *Mathematik, Logik und Erfahrung*, Wien 1947; derselbe, *Der Wiener Kreis*, Wien 1950; derselbe, *Die Grundlagen einer wissenschaftlichen Wertlehre*, 2. Auflage, Wien 1951.

8 Vgl. Albert, *Ökonomische Ideologie und politische Theorie. Das ökonomische Argument in der ordnungspolitischen Debatte*, Göttingen 1954, 2. erw. Auflage 1972.

dem sich die politischen Entscheidungen ableiten und dadurch rechtfertigen ließen. Ich dagegen akzeptierte das Webersche Wertfreiheitsprinzip und hielt das Weisersche Unternehmen schon deshalb für unvertretbar, weil auch in ihm eine Rationalisierung existentieller Probleme versucht wurde. Ich hatte es daher in meiner Dissertation einer Kritik unterzogen. Obwohl ich meine kritische Einstellung dazu beibehalten habe⁹, habe ich später eingesehen, daß Weisser zumindest ein wichtiges Problem – nämlich das Problem einer rationalem Praxis – ins Auge gefaßt hatte, für das ich damals keine Lösung bereit hielt, zumal meine Neigung zu existentialistischen Anschauungen mir den Blick für Fragen dieser Art verstellte.

Nicht allzu lang blieb ich im Banne des logischen Positivismus und der Auffassungen, die sich unter seinem Einfluß entwickelt hatten. Sehr bald fand ich in Karl Poppers Arbeiten¹⁰ gute Gegenargumente, die mich veranlaßten, meine wissenschaftstheoretischen Anschauungen zu revidieren. Auch die Lektüre der damals posthum erschienenen Untersuchungen Ludwig Wittgensteins¹¹ trug zu dieser Revision bei. Allerdings deutete ich Poppers Auffassungen zunächst als eine Version des Positivismus und hielt die im positivistischen Lager übliche Metaphysik-Kritik für überzeugend.

Da ich allmählich zu der Auffassung gelangt war, eine adäquate ökonomische Theorie lasse sich nur im Rahmen der Soziologie konstruieren, entschloß ich mich, eine Habilitation in beiden Fächern anzustreben und eine entsprechende Arbeit zu verfassen. Allerdings befand ich mich mit meinem Projekt im Gegensatz zu den Auffassungen v. Wieses, denn dieser vertrat den Standpunkt, die Soziologie habe es mit den Mensch-Mensch-Beziehungen zu tun, die Ökonomie aber mit Mensch-Ding-Beziehungen. Diese Ansicht schien mir schon deshalb offensichtlich falsch zu sein, weil die Tauschbeziehungen auf den Märkten, mit denen sich die Ökonomie beschäftigte, Beziehungen zwischen Personen oder sozialen Gebilden waren. Sie gehörten demnach eigentlich gerade in die Beziehungslehre, die v. Wiese selbst anstrebte, die aber meines Erachtens in klassifikatorischen Bemühungen stecken geblieben war. Meine Kritik wurde von ihm zwar nicht akzeptiert, aber wohlwollend zur Kenntnis genommen. Inzwischen hatte René König als Nachfolger v. Wieses den soziologischen Lehrstuhl übernommen, an dessen Seminaren ich teilnahm.

Ich nahm mir also vor, nach einer Kritik der modernen reinen Ökonomie auf wissenschaftstheoretischer Basis eine soziologisch auf-

9 Vgl. dazu meinen Aufsatz: Wertfreiheit als methodisches Prinzip. Zur Frage der Notwendigkeit einer normativen Sozialwissenschaft (1963), in meinem Aufsatzband: Aufklärung und Steuerung, Hamburg 1976, S. 160-191.

10 Zunächst in seiner: Logik der Forschung, Wien 1935.

11 Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Philosophical Investigations*, Oxford 1953.

gefaßte empirische Ökonomie zu skizzieren, in der der Ablauf wirtschaftlicher Prozesse auf das Verhalten von Personen in bestimmten sozialen Rollen zurückgeführt und institutionelle Tatbestände berücksichtigt würden. Dabei unterschätzte ich ebenso die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens in konstruktiver Hinsicht wie das heuristische Potential der ökonomischen Tradition, die ich vor allem in ihrer neoklassischen Ausprägung wahrgenommen hatte. Und ich überschätzte die Möglichkeit, aus den Ansätzen theoretischen Denkens im soziologischen Bereich Anhaltspunkte für eine wirkliche Verbesserung der Ökonomie zu gewinnen. Immerhin hatte ich unter anderem versucht, die kausale Relevanz rechtlicher Regelungen für das Wirtschaftsgeschehen herauszuarbeiten und damit ein Problem zu behandeln, das später unter dem Einfluß amerikanischer Ansätze auch für deutsche Ökonomen interessant wurde.

Meine 1955 eingereichte Habilitationsschrift „Nationalökonomie als Soziologie der kommerziellen Beziehungen“ wurde nicht angenommen, da die von mir geübte Kritik den zuständigen Herren der Fakultät nicht einleuchtete. René König hatte schon vorsorglich erklärt, ich sei kein Soziologe, so daß meine Habilitation für Soziologie nicht mehr in Frage kam. Er hatte offenbar eine ganz bestimmte Auffassung von der Identität dieses Faches, mit der Konsequenz, daß ich jedenfalls nicht dazu gehörte. Der Dekan der Fakultät hatte meine Kritik an der Ökonomie offenbar als leichtfertig angesehen und sein Exemplar meiner Schrift mit Randbemerkungen versehen, die zeigten, daß er wissenschaftstheoretische Argumente kaum verstand und sie daher a limine zurückzuweisen in der Lage war. Obwohl meine Kritik weniger radikal war als die in meiner Dissertation und man mir konstruktive Bemühungen nicht absprechen konnte, kam also auch eine Habilitation im Fach Ökonomie nicht mehr in Frage. Ich wäre bereit gewesen, meine Schrift vor der Fakultät zu verteidigen, aber ein solches Vorhaben war anscheinend mit den geltenden Regeln nicht vereinbar.

Allerdings hatte ich den Eindruck, daß in meinem Verfahren auch noch andere Faktoren eine Rolle spielten, die nicht so offen zum Ausdruck kamen, wie mir das damals wünschenswert erschienen wäre. Man hatte nämlich das Gerücht verbreitet, ich sei Mitglied der kommunistischen Partei, eine absurde Bezeichnung für jeden, der mich kannte. Als mir das nach der Ablehnung meiner Schrift eröffnet wurde, konnte ich diese Unterstellung leicht widerlegen. Man riet mir nun, einen neuen Versuch zu machen und mich mit meinen bisher publizierten Arbeiten zu habilitieren, und zwar diesmal für Sozialpolitik, da ich ja Assistent des Lehrstuhlinhabers für dieses Fach sei. Im Jahre 1957 wurde ich also für Sozialpolitik habilitiert, konzentrierte mich aber mit Duldung der Fakultät in meinen Lehrveranstaltungen auf Logik, Wissenschaftslehre und Kritik der Wohlfahrtsökonomie. Im

Ganzen kann ich also trotz des Scheiterns meines ersten Habilitationsversuchs kaum über mangelndes Wohlwollen der Kölner Fakultät klagen. Meine Publikationen widmete ich weiter dem Versuch, die Schwächen der reinen Ökonomie zu analysieren und eine Revision dieser Konzeption auf der Grundlage soziologischer und psychologischer Gesichtspunkte und Forschungsergebnisse zu versuchen¹².

Inzwischen hatte ich im Sommer 1958 auf den Alpbacher Hochschulwochen in Tirol Karl Popper persönlich kennen gelernt und die weitere Entwicklung seiner Gedanken zur Kenntnis genommen. Diese Hochschulwochen hatte ich im Jahre 1955 zum ersten Mal besucht – und zwar auf Anregung von Ernst Topitsch, mit dem ich wegen seiner Arbeiten zum Wertproblem Verbindung aufgenommen hatte –, um ein von ihm und dem dänischen Rechtsphilosophen Alf Ross geleitetes Seminar mitzumachen. Das Rosssche Buch „Kritik der sogenannten praktischen Erkenntnis“, das eine Kritik der Nelsonschen Auffassung über praktische Vernunft enthielt, hatte ich vor einiger Zeit in der Diskussion der Weiserschen Auffassungen verwendet. Ich lernte nun auch seine rechtsphilosophischen Auffassungen kennen und beschäftigte mich auch später immer wieder mit Fragen aus diesem Bereich. Auch Paul Feyerabend, der später als anarchistischer Erkenntnistheoretiker bekannt werden sollte, lernte ich in Alpbach kennen, und zwar schon 1955, als er noch Auffassungen vertrat, die den Einfluß Karl Poppers verrieten.

Mir wurde bald klar, daß der kritische Rationalismus Poppers eine in vieler Hinsicht befriedigendere Auffassung darstellte als der damals in der Wissenschaftslehre dominierende neoklassische Empirismus und als die analytischen Denkweisen im Gefolge der Wittgensteinschen Spätphilosophie, ganz zu schweigen von den hermeneutischen und den dialektischen Lehren, die für die Philosophie Kontinentaleuropas charakteristisch waren. Für mich war er vor allem auch deshalb attraktiv, weil er eine Handhabe bot, die Dichotomie von Erkenntnis und Entscheidung zu überwinden, die ich lange Zeit vertreten hatte, und damit auch die Einschränkung der Rationalität auf die Sphäre der Erkenntnis, die mir zu schaffen machte, zumal ich die Nelson-Weisersche Lösung für problematisch hielt. Die positivistische Behandlung des Problems der synthetischen Urteile a priori lief, wie ich einsehen mußte, auf eine vom empiristischen Vorurteil diktierte Konvention hinaus, die letzten Endes dogmatischen Charakter hatte. Wer sie nicht akzeptieren zu können glaubte, brauchte auch die damit verbundenen Metaphysik-Kritik nicht anzunehmen. Mir war schon seit längerer Zeit aufgefallen, daß hier ein ungelöstes Restproblem lauerte, das mit den Mitteln des Positivismus nicht zu bewältigen war.

12 Vgl. dazu meinen Aufsatzband: Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive, Neuwied/Berlin 1967.

Nun sah ich, daß Popper in seiner Kritik auch an diesen Punkt anknüpfte und eine akzeptable Lösung anbot. Er war, wie ich später erfuhr, schon in den 30er Jahren in einem damals unveröffentlichten Manuskript im Rahmen einer Kant-Analyse auf die damit zusammenhängenden Probleme eingegangen.

In der zweiten Hälfte der 50er Jahre begann ich, die ökonomische Problematik neu zu überdenken, da ich in der ökonomischen Tradition selbst Ansatzpunkte für eine Überwindung der neoklassischen Lehre erkennen zu können glaubte. Ich kam zu der Einsicht, daß die Bedeutung der ökonomischen Grundideen nicht unbedingt von unzulänglichen Formulierungen und vom Formalismus der herrschenden Lehre abhängig sein mußte. Im soziologischen und im psychologischen Denken waren Elemente zu finden, die im Rahmen des überlieferten ökonomischen Erkenntnisprogramms verwertet werden konnten, um Schwächen der bisherigen Lehren zu überwinden. Schließlich kam ich dazu, die ökonomische Tradition selbst als eines der fruchtbarsten soziologischen Erkenntnisprogramme zu betrachten, eine zugegebenermaßen ziemlich radikalen Revision meiner früheren Position, für die ich bei Kritikern oft kein Verständnis finden konnte¹³. Heute scheint diese Position allerdings sowohl im ökonomischen als im soziologischen Denken in zunehmendem Maße Einfluß zu gewinnen¹⁴.

Für den Oktober 1961 hatte die deutsche Gesellschaft für Soziologie, eine Arbeitstagung in Tübingen anberaumt, auf der der damals schwelende Methodenkonflikt ausgetragen werden sollte. Die „Frankfurter Schule“ mit Max Horkheimer und Theodor W. Adorno als führenden Köpfen hatte mit ihrer „kritischen Theorie“, einer Gesellschaftsphilosophie marxistischer Prägung, die soziologische Grundlagendiskussion angefacht und war in Gegensatz zu anderen Richtungen des soziologischen Denkens geraten, vor allem zu der durch René König und seine Schüler repräsentierten empirischen Soziologie¹⁵, die

13 Vgl. dazu mein oben erwähntes Buch: Marktsoziologie und Entscheidungslogik, sowie meine Aufsätze: Zur Theorie der Konsumnachfrage, Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Band 16, 1965, Erwerbsprinzip und Sozialstruktur, Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Band 19, 1968, und meinen Vortrag auf der 100-Jahr-Feier des Vereins für Socialpolitik, unter dem Titel: Macht und ökonomisches Gesetz, in meinem o. a. Aufsatzband: Aufklärung und Steuerung.

14 Vgl. dazu Viktor J. Vanberg, Rules and Choice in Economics, London/New York 1994, S. 1ff und passim, sowie die Arbeiten Sigwart Lindenbergs, z.B.: Homo socio-oeconomicus: the emergence of a general model of man in the social sciences, Journal of Institutional and Theoretical Economics 146, 1990, S. 727-748, vgl. auch Alfred Bohnen, Handlung, Lebenswelt und System in der soziologischen Theoriebildung, Zeitschrift für Soziologie, 1984, S. 191-203.

15 Für eine Analyse aus der Perspektive eines Kritikers beider Richtungen vgl. Helmut Schelsky, Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf/Köln 1959.

den Akzent auf die empirische Sozialforschung legte und sich scharf gegen sozialphilosophische Spekulationen abgrenzte. Auf Veranlassung Ralf Dahrendorfs wurde Karl Popper zu einem Referat über die Logik der Sozialwissenschaften und Theodor W. Adorno zu einem Korreferat eingeladen. Das war der Beginn des sogenannten Positivismusstreits in der deutschen Soziologie, allerdings ohne daß die Teilnehmer dieser Tagung das ahnen konnten, denn eine echte Kontroverse kam auf dieser Tagung nicht zustande. Popper plädierte für eine Auffassung der Sozialwissenschaften im Sinne des methodologischen Individualismus und einer richtig verstandenen naturwissenschaftlichen Methode. Und Adorno nahm seine Thesen kommentierend auf, stimmte ihnen unter Einschränkungen zu und entwickelte daraus seine am Bezug zur Totalität der Gesellschaft orientierte Auffassung, die offenbar in wesentlichen Punkten, zum Beispiel in methodischer Hinsicht, zu entgegengesetzten Konsequenzen führen mußte. Die daran anschließende Diskussion war, wie Dahrendorf später feststellte, für alle Teilnehmer unbefriedigend, weil die wesentlichen Gegensätze nicht zutage traten. Das hängt offenbar damit zusammen, daß Poppers Referat eine Positivismuskritik enthielt und daß es von Adorno auch so aufgefaßt wurde, und daß Poppers Kritik an der Mannheimschen Wissenssoziologie, die er selbst als Kritik an den Auffassungen seines Korreferenten verstand, von Adorno schon deshalb akzeptiert werden konnte, weil dieser die Mannheimschen Auffassungen schon früher als positivistisch kritisiert hatte¹⁶. Man hatte also tatsächlich aneinander vorbeigeredet, was damit zusammenhängen mag, daß keiner der beiden Referenten die früheren Arbeiten seines Diskussionspartners kannte. Erst Jürgen Habermas, der 1963 mit seinem Beitrag zur Adorno-Festschrift den Faden wieder aufnahm und zwar mit einem Angriff auf die Popperschen Anschauungen zur Wert-, zur Theorie- und zur Erfahrungsproblematik, charakterisierte diese Anschauungen als eine Version des Positivismus und brachte damit den Positivismusvorwurf gegen Popper in die Welt, der dann auch von Adorno und von anderen übernommen wurde und schließlich auch die Parolen der linken Studentenbewegung befruchtet hat, die sich ihre ideologischen Waffen zunächst bei der „Frankfurter Schule“ besorgte.

Im Jahre 1958 hatte ich eine Diäten-Dozentur erhalten, so daß ich meine Tätigkeit als Assistent Gerhard Weissers aufgeben konnte. Ich konnte mich auf meine wissenschaftliche Arbeit konzentrieren und rechnete schon deshalb nicht mit einem Ruf auf einen Lehrstuhl für

16 Vgl. dazu und zum Folgenden die interessante Rekonstruktion der Tübinger Situation in: Hans-Joachim Dahms, Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus, Frankfurt am Main 1994, S. 337-350.

Nationalökonomie, weil ich in meinen Arbeiten die im deutschen Sprachraum herrschenden Auffassungen ständig kritisiert hatte. Als sich dennoch Aussichten auf Berufungen ergaben, sorgte ich selbst dafür, daß sie keine Konsequenzen hatten. Ich glaubte nicht, neoklassische Auffassungen vertreten zu können, und eine Alternative dazu schien es noch nicht zu geben.

Überraschenderweise erhielt ich dann im Jahre 1963 einen Ruf auf einen der beiden soziologischen Lehrstühle der damaligen Wirtschaftshochschule Mannheim. Auf den ersten der beiden Lehrstühle war M. Rainer Lepsius berufen worden, der damals Privat-Dozent für Soziologie in München war. Auf meinen Wunsch wurde dem zweiten Lehrstuhl die Bezeichnung „Soziologie und allgemeine Methodenlehre“ gegeben, die später in „Soziologie und Wissenschaftslehre“ umgeändert wurde. Ich nahm den Ruf an und zog am 1. Dez. 1963 mit meiner Familie nach Heidelberg um, wo ich mit Hilfe eines meiner früheren Studenten, Gert Degenkolbe, der inzwischen Assistent Ernst Topitschs an der Universität Heidelberg war, eine passende Wohnung gefunden hatte. Von da an hielt ich in Mannheim Vorlesungen und Seminare über soziologische Themen und über Logik und Wissenschaftslehre.

Im April 1964 brachte der 15. deutsche Soziologentag, der in Heidelberg stattfand und einer Analyse der heutigen Bedeutung Max Webers gewidmet war, eine weitere Konfrontation der soziologischen Auffassungen. Ernst Topitsch hielt ein Einleitungsreferat, und die drei Hauptreferate wurden von Talcott Parsons, Raymond Aron und Herbert Marcuse gehalten. Marcuse wartete mit einer Interpretation des Weberschen Denkens auf, die erhebliche Mißdeutungen enthielt.¹⁷ Seine These, die Funktion der Weberschen Wissenschaftslehre mit ihrem Prinzip der Wertfreiheit bestehe darin, die Wissenschaft für von außen aufgetragene Wertungen freizumachen, war insofern völlig irreführend, als sie die nach der Jahrhundertwende publizierten methodologischen Auffassungen Webers nicht berücksichtigt, aus denen das Gegenteil hervorgeht.¹⁸ Marcuses Ausführungen standen im Dienste einer marxistisch inspirierten Ideologiekritik, die ihm das Verständnis der von ihm kritisierten Auffassungen offenbar nicht gerade erleichterte. Sie wurden nichtsdestoweniger von einer großenteils wohl aus Frankfurt angereisten Claque mit tosendem Beifall bedacht,

17 Vgl. dazu Herbert Marcuse, *Industrialisierung und Kapitalismus*, in: Otto Stammer (Hrsg.), *Max Weber und die Soziologie heute*, Tübingen 1965, darin auch die anderen Referate und Diskussionsbeiträge dieser Tagung.

18 Vgl. dazu meinen Beitrag in dem oben erwähnten Buch, sowie meinen Aufsatz: *Wissenschaft und Verantwortung. Max Webers Idee rationaler Praxis und die totale Vernunft der politischen Theologie* (1970), abgedruckt in meinem Aufsatzband: *Plädoyer für kritischen Rationalismus*, München 1971, 4. Auflage 1975.

eine Reaktion, in der sich offenbar schon die Studentenbewegung ankündigte, die dann spätere Soziologentage in chaotische Veranstaltungen umfunktionieren sollte. Ich selbst nahm damals an der Diskussion zum Vortrage von Talcott Parsons über Wertfreiheit und Objektivität teil, der eine sehr viel ausgewogenere Weberdeutung enthielt. Auch Habermas, der damals in Heidelberg lehrte, hatte zu diesem Vortrag Stellung genommen und dabei auch eine Frage an mich gerichtet, die sich auf die sozialkritische Verwendung der Sozialwissenschaft bezog. Da er damals noch in Heidelberg wohnte, hatte ich in dieser Zeit Gelegenheit zu einigen Gesprächen mit ihm.

Die Habermasche Attacke auf Poppers Auffassungen in der Adorno-Festschrift und seine einschlägigen Äußerungen in einem damals erschienenen Band von Aufsätzen aus seiner Feder veranlaßten mich im Jahre 1964, einen kritischen Aufsatz zu verfassen. Daß Habermas Popper als „Positivist“ angegriffen hatte, erschien mir insofern als besonders irreführend, als ich selbst unter dem Einfluß des Popperschen Denkens meine früheren positivistischen Auffassungen revidiert hatte. Ich hatte daher allen Anlaß, die Habermaschen Mißverständnisse aufzuklären. Habermas antwortete noch im gleichen Jahr, indem er gegen mich seinen Positivismusvorwurf wiederholte und auf meine Fragen und Einwände in einer mir völlig unzulänglich erscheinenden Weise einging. Meine Antwort ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig.

Es ist hier nicht möglich, den Gang der Diskussion zu rekonstruieren. Die Vorträge Poppers und Adornos, die Stellungnahme Dahrendorfs und die oben erwähnten Arbeiten von Habermas und mir sind zusammen mit weiteren Beiträgen in einem in viele Sprachen übersetzten Band abgedruckt.¹⁹ Meine Meinung über diesen Band habe ich in einem kurzen Nachwort geschildert. Ich betrachte ihn noch heute als eine literarische Mißgeburt mit einem irreführenden Titel. Adorno attackiert in seinem Vorwort teilweise einen Positivismus, der von keinem seiner Diskussionspartner vertreten wird, und zwar mit Argumenten, die eher auf den logischen Positivismus der 30er Jahre oder gar auf den Positivismus der älteren Soziologie zugeschnitten sind. Das wird allerdings verständlich, wenn man die bis heute fast unbekanntere Vorgeschichte dieser Kontroverse in Betracht zieht.²⁰

Im Laufe der Zeit griffen andere in die Diskussion ein, und bald wurde der „Positivismusstreit“ ein beliebtes Thema für Seminare und Zeitschriften. Vor allem im Zusammenhang mit der linken Studenten-

19 Vgl. Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied/Berlin 1969, 13. Auflage 1989, DTV-Ausgabe, München 1993.

20 Diese Vorgeschichte – nämlich die abgebrochene Diskussion zwischen Otto Neurath und Max Horkheimer in den 30er Jahren – hat Hans-Joachim Dahms in seinem oben erwähnten Buch in sehr aufschlußreicher Weise rekonstruiert.

bewegung der 60er und 70er Jahre wurde die Kontroverse sehr schnell öffentlichkeitswirksam, denn die Frankfurter Dialektiker gehörten ja zu den Leuten, denen diese Bewegung ihre Ideologie verdankte, wenn sie auch, wie sich dann zeigte, mit den Wirkungen ihrer Lehren nicht ganz einverstanden waren. Es wurde also im Rundfunk, im Fernsehen, in den evangelischen und den katholischen Akademien und natürlich weiter an den Universitäten über dieses Thema diskutiert, und schließlich griff die Diskussion auf das Ausland über.²¹

Für mich war diese Kontroverse ein Anlaß, einmal eine Gesamtdarstellung meiner philosophischen Auffassungen ins Auge zu fassen, aus der hervorgehen sollte, wie die kritizistische Alternative zur Konzeption der Frankfurter Schule und zu den anderen für die deutsche Situation charakteristischen Anschauungen aussieht. Im Sommer 1967 hatte ich Zeit, an die Ausarbeitung dieses Buches zu gehen, das dann im nächsten Jahr erschien²². Die 15 Jahre seit der Abfassung meiner Dissertation hatten zu einer grundlegenden Änderung meiner Auffassungen geführt. Die pragmatistische Perspektive ist einem kritischen Realismus gewichen, der im Gegensatz steht zu den heute dominierenden philosophischen Strömungen, deren Pointe großenteils darin besteht, die Idee der objektiven Wahrheit zu unterminieren. Auch Soziologen pflegen sich an diesem Unternehmen zu beteiligen, durch die Propagierung von Konsens-Theorien der Wahrheit und die Wiederbelebung einer Wissenssoziologie, die relativistische Konsequenzen hat.

21 Einen guten Überblick über die Kontroverse enthält die Einleitung von David Frisby zur englischen Ausgabe: Adorno et. al., *The Positivist Dispute in German Sociology*, London 1976, S. IX bis XLIV.

22 Vgl. mein oben erwähntes Buch: *Traktat über kritische Vernunft*, 5. verb. u. erw. Auflage 1991, wo ich in einem Nachwort auf die bisherige Kritik eingehe.

Von der Statusinkongruenz zur Soziologie

Als ich mit dem Zug nach insgesamt neun Jahren Krieg und Gefangenschaft nach Westen zurückkehrte, in das Gebiet, was „Heimat“ gewesen war, überholte unser Zug einen anderen Heimkehrerzug. Von Zug zu Zug schollen „Heil“-Rufe; mir war gar nicht gut zumute.

In der Gefangenschaft hatte ich Kontakt zu Älteren, einige blieben Freunde. Einer, ein Jurist Rupp, vertrat in unserem kleinen Kreis, der eine Zeit lang in einem bitteren Winter zusammen zur Arbeit ging, die These, daß man sensibel bleiben müsse, leiden *müsse*, um nicht abzustumpfen. Ich weiß nicht, ob mir das gelungen ist. Als ich nach Hause kam, war ich ungebildeter als zehn Jahre vorher, mit nutzlosen Erfahrungen angefüllt, von denen keiner etwas wissen wollte, kaum realitätsfähig; 28 Jahre alt.

In der letzten Phase des Gymnasiums, als das Lernen begann Spaß zu machen, wollte ich Architekt werden; dann erfuhr ich von einer Verwandten etwas über das Göring-Institut; Psychotherapeut erschien mir nun ein lohnenswertes Ziel zu sein; dann erwachte eine – sehr theoretische – Begeisterung für Theater; nun wollte ich Dramaturg werden. Jedenfalls belegte ich in der alten Berliner Humboldt-Universität, nachdem ich im Frühjahr 1940 das Abitur gemacht hatte, Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte. Pinder ist mir von daher in Erinnerung geblieben und das – verbotene – Buch von Arnheim „Film als Kunst“, das ich für 1 Mark am Bücherwagen vor der Berliner Universität erworben hatte, heute eine Kostbarkeit, und Badenhausen (der Mann der Flickenschildt), der mir, im Gehen über die Friedrichstraße, auf meine Frage danach, was er denn „von dem Ganzen“ (dem NS-Regime) hielte, lakonisch antwortete: „Scheiße“. Das drang aber nicht tief, – wir wollten es besser machen ...

Wenn man neun Jahre in „totalen Institutionen“ verbracht hat, ist der Prozeß der Wieder- oder besser „Ersteingliederung“ in die Gesellschaft ein höchst komplizierter. Vom 19. bis zum 28. Lebensjahr hatte ich kaum „reale“, mehr aber irreale, für ein bürgerliches Leben wenig brauchbare Erfahrungen machen können. Dafür wußte ich zusätzlich

zu den genannten, unverarbeiteten Erfahrungen um Grenzsituationen. Dies Wissen half aber vorerst ebenfalls wenig. Ich hatte aber das Glück, in eine Umgebung zurückzukommen, die denkbar geeignet war, den Anschluß – als Überleitung – zu Normalität zu bekommen. Meine Mutter – mein Vater war 1945 verstorben – hatte durch die Freundschaft mit Hertha Kraus, der emigrierten Frankfurterin und in den USA bekannten Sozialarbeiterin/ Sozialwissenschaftlerin eine Stellung als Hausmutter in dem damals in ganz Berlin bekannten Nachbarschaftsheim „Mittelhof“ bekommen, einer Gründung der (US-) amerikanischen Quäker, des „American Friends Service Committee“ (AFSC).

Hier traf ich auf eine Atmosphäre durchdringender Toleranz, Aufgeschlossenheit, Bereitschaft zum Anhören der gegensätzlichsten Standpunkte, auf ein „Community-Center“ wirklich demokratischer Verfassung. (Übrigens erfuhr ich nun auch erst, daß meine beiden Eltern seit der Zeit vor dem ersten Weltkrieg respektive dem Beginn der 20er Jahre eng mit der deutschen Sozialpolitik/ Sozialarbeit verbunden gewesen waren; der Begriff „Sozialpolitik“ war für mich vorher auch kein Begriff gewesen.) Nach einer Pause, in der Erschöpfung überwunden werden mußte, begann ich im „Haus III“, „Seminar für Soziale Arbeit“ des Pestalozzi-Fröbel-Hauses die Ausbildung zum „Fürsorger“, in einer „Klasse“ mit anderen „Spätheimkehrern“ der Vergangenheit, so z.B. einem über 40-jährigen ehemaligen Hilfsassistenten von Max Reinhardt. Weder Ausbildung noch Praktikum entsprachen meinen Vorstellungen von zukünftiger Tätigkeit. Ich muß es heute der damaligen Direktorin, Frau Dr. Runkel hoch anrechnen, daß sie mir den Weg in die Universität erleichterte.

1951 begann ich also wieder mit dem Studium der Theaterwissenschaften. Auch dieser zweite Anfang war kurz, wie der erste. Ich erkannte nun endlich, daß man „Theaterblut“ haben muß, wenn man in den Bereich des Schauspiels will, dann kommt man auch hinein. Die damals verabreichte „Wissenschaft“ vom Theater erschien mir höchstens als Geschichte des Theaters interessant; darüber hinaus war alles papieren, Pseudowissenschaft. Allein das Buch von Wolfgang Müller, Dramaturgie des Theaters und Films, erweckte ein gewisses Interesse. Kulturgeschichte, wie ich sie mir vorstellte, wurde nicht angeboten, Prof. Kaufmann war noch nicht berufen. So nahm ich vorerst Soziologie als Nebenfach.

Soziologie wurde damals von insgesamt 14 Professoren und „Privatdozenten“, d.h. beamteten „Nicht-Ordinarien“, dem am niedrigsten eingestuften Rang angeboten. Bülow, Stammer und Lieber rangierten in der Breite des Angebotes an erster Stelle. Bülow, ein klassischer Pykniker und Polyhistor des zweiten Ranges, glänzte mehr durch Originalität als didaktisches Vermögen – an den uns interessierenden Stellen pflegte er zu unserer Überraschung zu sagen: „Sie wis-

sen schon, was ich meine.“ So wurde ich unter anderem mit dem Weltgeist bei Hegel bekanntgemacht. Bülow lebte im 19. Jahrhundert und war stolz, daß ihm in der Nazizeit ein höherer SS-Offizier nahegelegt hatte, seine ständestaatliche Vorstellungen nicht mehr zu verbreiten. Insofern kam er sich auch etwas als Widerstandskämpfer vor.

Otto Stammer, eine Dampfmaschine der Rhetorik, nach von den Nazis abgerissener Karriere als – gewerkschaftlich orientierter – Journalist und Politiker, Schüler von Hermann Heller, SPD-Mitglied seit 1926, in den Untergrund gewerblicher Tätigkeit geflüchtet – mußte sich in einem vergleichsweise hohen Alter (von über 50 Jahren) in Politische Soziologie einarbeiten, was er – zugleich sehr schnell einen großen Kreis Jüngerer fördernd – mit Dynamik tat. Hans-Joachim Lieber, Sozialphilosoph und „Meisterschüler“ von Spranger war einer derjenigen, die sich am frühesten in die Soziologie der 20er und dann 50er Jahre eingearbeitet hatten; schon 1951 war u.a. von Norbert Elias (von Lieber leider nicht verfolgt) in seinen Vorlesungen zur Kulturosoziologie die Rede; seine Seminare zu Lukács und Mannheim sowie Marx, zu Grundfragen der Wissenssoziologie waren nicht nur erhellend im besten Sinne, sie waren auch wegen der freien Art der Durchführung, der Tatsache, daß sich Lieber niemals scheute den wissenschaftlichen Offenbarungseid zu schwören – so daß wir dann gemeinsam weiterarbeiten mußten – von besonderem Wert. Diese Art blieb so haften, wie die Rigorosität und Mitleidlosigkeit von Stammer – der ja Redakteur gewesen war – gegenüber Texten. Lernten wir bei Bülow nur insofern, als seine grenzenlose Großzügigkeit jedes autodidaktische Studium zuließ und damit teils verwirrte, teils auch Originalität förderte, so lernten wir bei Lieber die Soziologie in ihren wichtigsten Ecken kennen und bei Stammer weitläufige politisch-soziologische Sightseeing-Tours selbst zu verarbeiten und auf unsere eigenen Texte nicht zu stolz zu sein (das Letztere war sicher genau so wichtig, wie alles andere).

„Wir“, das waren 1952 zwölf Hauptfach-Soziologen ...

Im zweiten Semester verließ ich die mir unterdessen völlig läppisch erscheinende Theaterwissenschaft, nahm Psychologie als zweites Hauptfach, Ethnologie als drittes Fach, und wandte mich ganz der Soziologie als erstem Hauptfach zu.

Dies fiel mir leicht, weil ich von Anfang an keinen Zweifel hatte, daß es Soziologie, Gesellschaftswissenschaft gibt. Ich habe überhaupt nie verstehen können, daß dies Fach *nicht* plastisch, ja sozusagen für jeden Interessierten greifbar da ist, nur entwickelt zu werden braucht. Wenn ich je Unbefangenheit gehabt habe, so dann gegenüber diesem Fach.

Wie kommt so etwas zustande, ein Grundverhältnis gegenüber einer von Anfang an bis heute bezweifelten Wissenschaft zu haben, die noch (und gerade) bis heute immer wieder versucht, sich den Naturwissenschaften an den Hals zu werfen – aus schlichtem Minderwertig-

keitskomplex?! Lassen wir die enthaltenen Frage nach dem „Wesen“ von Soziologie hier vorerst noch ausgeklammert, so bleibt die Frage:

Wie wird man Soziologe?

Ich weiß hierauf nur zwei Antworten: Zum einen muß man sich wohl an einer Stelle wundgerieben haben, wenn man in bestimmte, den Menschen intim betreffende humanities geht (ich vermute allerdings, daß die, die sich entschieden davon abwenden, ähnliche Traumata haben, sie nur entgegengesetzt bewältigen). Eine gute Voraussetzung dafür, ein sensibler Soziologe zu werden, d.h. ein analytisch leistungsfähiger, ist also meines Erachtens mit „Gesellschaft“ traumatisierend zusammengestoßen zu sein. Solche Zusammenstöße hatte ich serienweise vorzuweisen. Zum anderen scheint es mir von größtem Vorteil, wenn man gesellschaftliche Verfassungen erlebt hat, in denen Soziologie sozusagen rein, plastisch-lebendig, als Fleisch und Blut auftritt. Das kann man heute noch haben, wenn man ein Wallraff ist, oder wenn man in Länder der Dritten oder Vierten Welt geht. Ich gehöre aber einer Generation an, die noch Vergangenheit um sich herum hatte: Eltern und Großeltern waren bis tief ins 19. Jahrhundert hinein „sozialisiert“ worden (mein Vater war Jahrgang 1875!). Ich habe immer vertreten, daß das soziologische Begriffsinstrumentarium entwickelt wurde als diejenigen Gesellschaftsformationen, auf die es „eigentlich“ paßte, bereits im Vergehen waren. Wir lebten aber in der „verspäteten Nation“ teils noch in solchen gesellschaftlichen Welten und Vorstellungswelten, Hindenburg war ein Zeichen dafür; für den „Bürger“ überblendete er Benjamin und Brecht. Nur zaghaft strahlten dahinter Baudelaire, Arno Holz, Rilke, letztendlich Helfer für die Idylle der eichendorffschen Innerlichkeit, notwendig mißinterpretiert, es durfte anders nicht sein. Ohne noch Soziologie zu kennen, bin ich insofern bereits in Soziologie großgeworden. Aber es kam noch ein weiterer Umstand hinzu, für den am besten eines der Schlüsselwörter der Soziologie steht: *Statusinkongruenz*. Auch dieses Wort ist (in den 60er Jahren) erst aufgetreten, als gerade die von ihm gemeinten traditionellen Sachverhalte oder Faktorenkonstellationen an Gewicht verloren. Aber unsere Familie war noch „statusinkongruent“ und zwar in einem eigentlich unglaublichen und romanwürdigen Maße.

Mein Vater stammte aus einer – vorübergehend – ostpreußischen Familie, einer an sich rheinländischen. Der Großvater hatte sich nach dem Studium der Landwirtschaft (selbst Sohn eines Aachener Tuchhändlers) das Angebot billigen Landes in Ostpreußen zu Nutze gemacht, ein 3.000-Morgen-Gut gekauft (das er 1908 verkaufte, um dann

als „Rentier“ in Königsberg zu leben). So wuchs mein Vater zusammen mit vier Geschwistern mit Pferd und Gewehr auf. Er wollte studieren. Aber es bestand die Auffassung, daß der erste Sohn die Landwirtschaft zu übernehmen hatte, der zweite konnte Offizier werden und der dritte hatte Pfarrer zu werden. Mein Vater wurde also Offizier. Anfang des ersten Weltkrieges erblindete er durch einen Schrapnellsplitter; noch auf dem Wege zum Verbandsplatz beschloß er zu studieren (durch Zufall hatte er – als ein geselliger Mensch – einen Blindenlehrer kennengelernt und erfahren, daß man als Blinder leben kann ...). 1915 traf er in der Berliner Universität bei einer Vorlesung von Sombart meine Mutter, die nach dem Tode ihrer gesamten Freundesgruppe (10 von 12) vor „Langemark“ von Freiburg nach Berlin gegangen war, um dort weiter Nationalökonomie zu studieren. (Seltsamerweise ist das Treffen der beiden literarisch aufgenommen worden in Margarete Sallis-Freudenthal's Autobiographie: „Ich habe mein Land gefunden“ (Knecht, Frankfurt 1977).) Sie heirateten, zogen in das Offiziershaus des „Invalidenhauses“ in der Berliner Scharnhorststraße, einer Gründung des „Alten Fritzen“ nach dem Siebenjährigen Krieg, zugunsten von Kriegsveteranen.

Meine Mutter stammte mütterlicherseits aus einer „Buddenbrock“-Familie, den Fehlings, Patriziern, aus deren Reihen der letzte regierende Bürgermeister des II. Deutschen Reiches, bei Hofe mangels anderer Titel „Magnifizenz“ genannt, gekommen war. Ihre Mutter hatte einen liberalen und dennoch beruflich dann sehr erfolgreichen Militärarzt geheiratet, der zuletzt den höchsten Rang („Obergeneralarzt“) innehatte. So konnte ich erleben, daß mein Vater seine Schwiegermutter mit „Exzellenz“ anredete, meine Großmutter.

Meine Mutter muß etwas wie ein Sohnersatz für den Vater gewesen sein, eine von drei Töchtern. So ist wohl zu erklären, daß sie von einem Gespräch mit ihm über Freud berichten konnte – 1910! Wir, vier Kinder, wuchsen also im Offiziershaus des – 200 Jahre alten – Invalidenhauses in der Scharnhorststraße in einem riesigen Parkgarten, 500 Meter von der damals belebtesten Berliner Kreuzung (Invaliden/Friedrich- respektive Müllerstraße) und vom Stettiner- respektive Lehrerbahnhof auf; in einer stigmatisierten Umgebung: Die Väter der Gespielen hatten verstümmelte Glieder, Gesichter (was sie nicht hinderte, voll im Berufsleben zu stehen, wie mein Vater, der langjährig Geschäftsführer von drei Blindenvereinigungen war). Meine Mutter hatte ihre Promotionsabsichten zugunsten meines Vaters aufgegeben; so war er nun Major a.D., Dr. phil., ein für den Wedding des damaligen Berlin völlig inkomensurabler Status, da dazu noch blind, was damals ein „Privileg“ von Armen war. Von der Vergangenheit der elterlichen Familien her empfanden wir uns als deklassiert – wir waren in der Tat die „armen Verwandten“. Aus der Sicht der Weddinger waren wir sowohl nicht einordenbar als auch „reich“. Die Statusin-

kongruenz war also perfekt; wie gesagt, eine gute Ausgangslage für zukünftige Beschäftigung mit Soziologie. Der Blick für Hierarchieprobleme, Leistungsfragen, für Auswirkungen der Vergangenheit war angelegt. Der Besuch des Französischen Gymnasiums, damals teils noch von Kindern ehemaliger Hugenottenfamilien (1686) eingewanderter protestantischer Franzosen, mehr aber von Kindern von Diplomaten und reichen, oft jüdischen Kaufleuten, ebenfalls häufig Ausländern, besucht, verstärkte diese Lage: Dort waren wir wieder die Armen – mit etwas Aufbesserung durch den seltsamen Status meines Vaters. In der Hitlerjugend – den Untergang der Weimarer Republik hatte ich nur als Wechsel von Fahnen und durch die großen Fackelumzüge registriert (ich war nun zwölf Jahre alt) – gehörte ich andererseits wieder zu den „Bürgerlichen“- der HJ-Bann 155 gehörte zu den Cityverbänden, die vorwiegend aus Arbeiterjugendlichen bestanden. Leider waren wir dort aber wieder nicht „reich“: Mein Taschengeld belief sich auf 1 Mark in der Woche, während die als Arbeiter tätigen „Genossen“ bei 150,- bis 250,- DM Einkommen/Lohn im Monat und Abgabe von 50,- DM mtl. an die Eltern („Mutter“) binnen kurzem zum begehrten und beneideten Motorrad kamen (eine 200 ccm Zündapp (6,5 PS) kostete damals ab 540,- DM).

Das letzte „Reinforcement“, die letzte Verstärkung der Möglichkeit zu einer „Gesellschaft“ gliedernden Sicht gaben dann Militär und Gefangenschaft. Ich habe noch eine „Friedensausbildung“ mitmachen müssen, die absolut unbarmherzig war. Als Offiziersanwärter wurden wir derart gequält, daß zufällig vorbeigehende Offiziere anderer Waffengattungen Beschwerdebriefe an unsere Kommandeure schrieben. Wir wußten, warum man so mit uns umging: Die Flakartillerie, in der ich nach Prüfungen, die später Robert Jungk beschrieben hat, mangels Fliegertauglichkeit gelandet war, war sich ihres zweiten Ranges in der Luftwaffe bewußt; daher versuchte sie, besonders „zackig“ zu sein. Wir wußten also ganz unbefangen, daß jede zweite Formation in Konkurrenz zur *ersten* stand: in der *ersten* Kompanie ging es ruhiger zu als in der *zweiten*; die erste war sich ihres Ranges bewußt! Zudem hatten wir eine Fülle von Ausbildern, die von der fliegenden Truppe zur Flak strafversetzt waren und sich hier abreagierten.

1940 im Herbst, wurde ich eingezogen; im Herbst 1949 kam ich – wie gesagt – aus sowjetischer Gefangenschaft zurück. (Ich hätte hier schreiben können: „In ein verändertes Deutschland ...“; ich tue das nicht, weil das nicht der Empfindungsmasse entsprechen würde, die mich/uns überwältigte, als wir zurückkamen: Wir hatten soviel an Unwirklichem erlebt, daß noch das gestückelte Deutschland/Berlin als pralle und endlich zufriedenstellende Wirklichkeit erlebt wurde; wenigstens mir ging es so.)

Zu den 4½ Jahren in der nationalsozialistischen Wehrmacht waren also weitere 4½ Jahre „totale Institution“ gekommen. Damit waren nicht

nur die Vorbedingungen zur Einfühlung in die KZ-Situation gegeben (von hier her rührt der Ähnlichkeit und Einfühlbarkeit des Erlebnis-hintergrundes wegen die Freundschaft mit Paul Neurath; er liest noch 1996 mit weit über 80 Jahren Statistik in Wien, als US-amerikanischer Gastprofessor), es war nochmals *Hierarchie* erlebt worden: Die Hierarchie der Lager, die im Rahmen der sowjetischen Verwaltung weitgehend selbstverwaltet wurden. Hier gab es von der Lagerleitung angefangen und deren „Assistenz“ bis zur Küche und „Speckerhierarchie“ und der Masse der Normalgefangenen, bis zu den „Paria“, den noch nicht wieder Verdienenden, aus einem Hospital Gekommenen, eine ganze Reihung von Schichten und Sektoren, die sozusagen soziologisch einschlägig waren. Zudem waren im ersten Lager acht Nationen versammelt, so daß sich ein Kulturvergleich aufdrängte. Ich lernte auf diese Weise auch etwas japanisch, mehr aber, Japaner verstehen zu lernen. Außerdem entwickelte das erste Lager eine „Akademie“, zu der nur Akademiker zugelassen waren, die allerdings je einen Gast mitbringen durften. Dr. Kurt Reinhard, Komponist, ehemals beim Musikwissenschaftlichen Institut in Berlin, der Lieder/Gedichte von mir vertont hatte, nahm mich in diese abends in den Räumen der „Banja“ stattfindenden Veranstaltungen mit; so ergaben sich weitere Vorstellungen von Vorlesung, universitärem Betrieb, akademischer Diskussion.

Als ich aus Krieg und Gefangenschaft zurückkam, hatte ich noch immer keine begriffliche Vorstellung von dem, was ich erlebt hatte, worin ich aufgewachsen war, von meiner „Sozialisation“ bis zum nunmehr 28. Lebensjahr (Anschauungen ohne Begriffe sind leer), aber ich hatte, ohne es zu wissen ein ziemlich großes Reservoir von „soziologischen Trümmern“ in mir, die sozusagen darauf warteten, „auf den Begriff“ gebracht zu werden, die Anschauungen waren da. (Begriffe ohne Anschauungen sind blind.) Die nicht auf einen Nenner gebrachten Anschauungen/Erfahrungen konnten nun mit Begriffen verbunden werden, wenn sie nur geliefert wurden.

Angesichts dieser zahlreichen, wenn auch nicht bewußt registrierten Erlebnisse, Erfahrungen in hierarchisch geschichteter und orientierter Gesellschaft und von Statusinkongruenz trafen mich nun soziologische Vorlesungen, sozialhistorische Lektüre, begriffliche Unterscheidungen wie ein Magnet auf einen Eisenspahnhaufen trifft: Sie ordneten die Erfahrungen der Vergangenheit unmittelbar – und überzeugend.

Vieles am „Unterricht“, den Vorlesungen und Übungen vermochte hochgespannte Erwartungen zuerst nicht zu erfüllen, vieles ging über die Köpfe der Anfänger hinweg. Soziologie war für die meisten Dozenten eine neue Entdeckung; und so überschütteten sie uns – wie der beredete Professor v.d. Gablentz, der stets mit ca. 20 Büchern zur Vorlesung „Geschichte der Soziologie“ kam – mit unverdaubaren und

in ihren Zusammenhängen undurchsichtigen Datenmassen. Ein Glück für mich wurde aber, daß insbesondere die praktische soziologische Forschung allen damaligen Dozenten ein Buch mit sieben Siegeln war. So kam es, daß ich bereits im 3. Semester in eine kleine Gruppe geriet, die mit einer unglückseligen Dozentin, die eine Untersuchung über die politischen Flüchtlinge aus der DDR übernommen hatte, Befragungen und Auswertungen machen konnte. Mir – und anderen – schien es, besonders nach Studieren einiger Schriften zur „empirischen Soziologie“, kein Problem, einen sinnvollen Fragebogen aufzubauen, Probeinterviews zu machen, ihn zu korrigieren, eine Auswahl zu treffen, die Kodifizierung vorzubereiten und auszuwerten, d.h. hier: Mit einem sehr kooperationsbereiten Mitarbeiter des statistischen Landesamtes ein Tabellenprogramm vorzubereiten. Nie vergessen werde ich aber das ungläubige Entsetzen, das mich befiel, als ich, zu einer Besprechung von Tabellen zu ihr in die Wohnung gekommen, unsere Dozentin auf dem Boden auf einer durch die ganze Wohnung sich hinziehenden Tabelle herumkriechen sah, verzweifelt nach Sinn suchend: Sie hatte ohne unser Wissen Tabellen bestellt, auf denen alles mit allem korreliert war, so daß die 2000 Befragten sich auf ebensoviel Einsen über die ganze „Tabelle“ verstreut hatten – jeder Zusammenhang war derart aufgelöst worden Wir mußten die Sache in die Hand nehmen, nachdem unsere Dozentin (sie ist später auf sehr unglückliche Weise umgekommen) sich unfähig erwies zu begreifen, daß Tabellen einer Zusammenfassung von Daten dienen sollten und begann, die hunderte von Fragebogen einzeln zu lesen ... So wurde ich etwas früh Experte für empirische Soziologie. Die alte Ordinarienuniversität hatte – neben unglaublichen Mängeln – den Vorteil, daß die „ordentlichen“ Professoren, eben die Ordinarien, praktisches Hochschulrecht einfach setzen konnten. So wurde ich nicht nur im 5. Semester Leiter einer Projektgruppe, sondern habe auch wenig später Übungen in empirischer Soziologie abgehalten und dann – als Student! – geprüft (im Beisein eines Professors).

Das erste ernsthaftere empirische Vorhaben – nach der Flüchtlingsuntersuchung – entsprang einem Auftrag des damaligen Senators für Sozialwesen, Bach. Er wollte für den Senat wissen, wie die zur Zeit sozialunterstützten Westberliner für ihre Alterssicherung vorgesorgt hätten, d.h. praktisch-politisch: Wieweit private Sicherungsmaßnahmen sich als letztendlich unwirksam erwiesen hätten. Das bedeutete nichts weniger als eine repräsentative und statistisch möglichst signifikante Befragung unter den seinerzeit rund 100.000 Westberliner Sozialunterstützten zu unternehmen. Dies Unternehmen hätte ich nicht zuwege gebracht, wenn ich nicht die Unterstützung des mit Gallup nach Deutschland gekommenen Harold Hurwitz gehabt hätte, der sich zwar nur mit Mühe im deutschen Universitätssystem zurecht fand (und dabei von einem Fettnäpfchen ins andere trat), der sich aber in

der US-amerikanischen Soziologie und empirischen Sozialforschung auskannte. So schafften wir es – mit weiterer Hilfe des Statistischen Landesamtes – zuerst eine repräsentative Auswahl unter den 12 Westberliner Bezirken zu bilden, wobei wir einige Leitmerkmale wie Alter, Geschlecht, Religionszugehörigkeit und Stellung im Beruf zugrunde legen konnten, sondern auch mit einem ausgeklügelten System gesteuerter Zufallsauswahl eine 1%-Stichprobe, d.h. 1.000 Sozialunterstützte zu befragen und über Handausleseverfahren und Randlochkartenbenutzung ein Tabellenwerk zu erstellen, aus dem ein insgesamt recht informativer Bericht destilliert werden konnte (Die Sozialunterstützten in West-Berlin, Sonderdruck aus „Soziale Arbeit“, Heft 3, März 1955).

Diese Zusammenarbeit mit einem amerikanischen Soziologen, für den 1953 Parsons und Merton ebenso wie Karen Horney oder Abram Kardiner lebende Begriffe waren, und der es verstand, aus umfangreicheren theoretischen Aussagen Hypothesen für empirische Forschung abzuleiten, war für mich von unschätzbarem Wert. Ich gewann von Anfang an eine Sicherheit bei der Anlage von empirischen Untersuchungen – 16 sollten es insgesamt werden – und eine vernünftige Routine, die mir viel Umwege und unnütze Arbeit gespart hat. Gleichzeitig gab diese Untersuchung, der ich im Rahmen eines Stipendiums dann noch eine detailliertere mehr phänomenologische Fortsetzung geben konnte einen „Leseschub“ – ich wurde zum „Universitätsautodidakten“, nahm weniger an Vorlesungen teil, las mich dafür in die amerikanische „cultural anthropology“ und die englische „social anthropology“ ein, las die Standardwerke der Chicago-Schule, Merton, später Parsons. Dabei interessierte mich weniger die Übernahme ganzer soziologischer Theoriegebilde als das zur Verfügung gestellte soziologische und sozialpsychologische, auch tiefenpsychologisch/psychoanalytische Instrumentarium für soziologische Analyse, soziologisches Denken. In dieser Phase der Ausbildung – 1955, ich befand mich nun, unterdessen verheiratet, im 7. Semester – bekam ich die Aufforderung von den „Internationalen Jugend-Gemeinschaftsdiensten“ (IJGD, die 1979 ihr 30-jähriges Bestehen gefeiert haben) ihre Struktur, Arbeits- und Wirkungsweise zu untersuchen. Ich wurde für diese Untersuchung beurlaubt und zog mit meiner Frau Karin – wir hatten 1954 geheiratet – nach Hannover, um dort als Projektleiter bei der Bundesgeschäftsstelle der IJGD im Haus der Jugend die Untersuchung organisatorisch vorzubereiten, durchzuführen und auszuwerten. Die oben geschilderte Untersuchung der Westberliner Sozialunterstützten ist sicher eine der präzisesten gewesen, die wir gemacht haben. Die in Hannover war sicher die originellste; und ich bedauere noch heute, daß sie im ganzen Raum der Soziologie und Sozialpsychologie keine Nachfolge gefunden hat (ein Ansatz dazu, den Mollenhauer unternahm, ist nicht zu Ende geführt worden). Es ging um nichts

anderes, als erstens den inneren Verlauf typischer „Lager“, d.h. des Zusammenseins von je 12 bis 20 Jugendlichen angesichts eines „Projektes“, der Hilfe bei Aufforstung, in Gemeinden, beim Aufbau von Kinderspielplätzen usw. zu verfolgen, und zweitens die Veränderung der Einstellungen der Jugendlichen durch ein solches Lager festzustellen. Hierzu gab es nur eine Vorgabe, eine amerikanische Untersuchung. Wir mußten uns daher für unsere Situation völlig neue Methoden ausdenken. Im Endergebnis wurde so vorgegangen, daß für jedes der 15 ausgewählten Projekte/Lager je 2 Beobachter, die aber Teilnehmer sein sollten, also teilnehmende Beobachtung praktizieren sollen, ausgebildet und in diese Lager geschickt wurden. Sämtliche Bewerber um diese Lager wurden mit einer von Dieter Danckwortt (dann: Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung) erstellten attitude-Skala zu Hause befragt, und zwar vor Lagerbeginn und 3 Monate nach Lagerende. Die – teilnehmenden – Lagerbeobachter mußten zu Anfang, in der Mitte und zu Ende der Lagerzeit Soziogramme erstellen und die Rolle(n) der einzelnen Teilnehmer festhalten; zuletzt wurden die Ergebnisse der attitude-Skalen vor und nach dem Lager verglichen und dies Ergebnis wieder durch die Beobachtungen über die Einzelnen und die Gruppen und Untergruppen im Lager gefiltert. Das ganze erschien dann, weniger sozialwissenschaftlich aufgemacht, als wir gewünscht hätten, 1957 im Juventa-Verlag. Die Vorbereitung, Organisation und Durchführung dieser Untersuchung brachte enorme Schwierigkeiten. Angefangen von der Entwicklung eines auch von den Gremien der IJGD akzeptierten Konzeptes, über die Auswahl qualifizierter Mitarbeiter (woher, damals?), über ethische Fragen (Durfte man Lager „bespitzeln“? Sollten sich die Beobachter gleich oder später zu erkennen geben? Was würde das für Einflüsse auf die Ergebnisse haben? Durfte ein Beobachter Führungsfunktionen übernehmen? Konnte er überhaupt unbeeinflusst bleiben? Konnte man „beobachten“, wenn man zugleich engagiert war? Konnte man ohne Engagement glaubwürdig sein?) bis zu den allerpraktischsten reihte sich ein Problem an das andere.

Dabei war ein Zeitplan einzuhalten, der die heutigen Soziologen völlig überfordert hätte! 3 Monate Vorbereitung, 2 Monate Durchführung, 6 Monate Auswertung bis zur Druckreife ... Oft mußte ein Auge zugeedrückt werden, da nicht alle Beobachter der Lage gleichmäßig gewachsen waren; andere Beobachtungen mußten zur Interpolation herangezogen werden. Die – vergleichende – Auswertung der Ergebnisse der beiden attitude-Skalen machte enorme Schwierigkeiten. Das Ganze wurde aber eine Pilot-Studie, die sich sehen lassen konnte. Ob sie den IJGD geholfen hat, ist schwer zu beurteilen. Jedenfalls wird diese Organisation mir schon deshalb in Erinnerung bleiben, weil sie die einzige meiner ganzen Soziologie-Praxis war, die um schonungslose Selbst-Untersuchung ohne jeden Versuch der Einflußnahme gebeten hat Nach Berlin zurückgekehrt bekam ich dort die Chance, eine

Hilfs-Assistenten-Stelle einzunehmen. Der lange empirische „Trip“ hatte das Bedürfnis nach theoretischer Orientierung erneut verstärkt; es war auch Zeit, das Studium abzuschließen.

Neben der Soziologie hatte ich Völkerkunde und Psychologie betrieben. So lag es mir nahe, ein Dissertationsthema zu entwickeln, in dem sich diese drei Disziplinen trafen. Wir hatten uns gerade damals mit dem scholastisch erscheinenden Streit über den Unterschied von Status und Rolle beschäftigt, von dem Linton gesagt hatte, daß er „only of academical interest“ sei. Diese kurze und abwehrende Denkweise gefiel mir wenig. So kam es zu der Arbeit „Status als entwicklungssoziologischer Begriff“, meiner Dissertation, 1956. Ich habe „Status ...“ später immer als eine Art Notizbuch für noch zu behandelnde Probleme angesehen, denn es setzte sich in gewisser Weise nicht nur mit der Position von Parsons auseinander, sondern versuchte sowohl zum Problem des „Primärstatus“ als auch zur Schichtenproblematik, Institutionenlehre, Fragen der Machtstruktur und der Glaubwürdigkeit von „Gesellschaft“, d.h. konkretem Kultur/Herrschaftssystem etwas zu sagen. Dabei ging ich von mikrosoziologischen Analysen aus, mit der These, daß in lebendiger Gesellschaft, das heißt unter miteinander sich verhaltenden Menschen *immer* Veränderung, Entwicklung erfolgt – daher „entwicklungssoziologisch“ im Sinne von „development“; an den dann bald einsetzenden Begriff „Entwicklungssoziologie“ für die Analyse der damals so benannten Länder der „Dritten Welt“, der „Entwicklungsländer“, dachte ich dabei nicht. Der Begriff „entwicklungssoziologisch“ war – gerade noch – nicht besetzt.

„Status als entwicklungssoziologischer Begriff“ – in Hamburg 1995 wieder erschienen – handelt von der Überleitung von „Primärstatus“ (den angeborenen Persönlichkeitsmerkmalen wie Geschlecht, Größe usw.) zu verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Status. In den Anmerkungen findet sich eine „Theorie der Leitsysteme“, die ich allerdings nie wieder aufgenommen habe. Außerdem enthält die Arbeit neben einer biografisch/soziologischen Analyse (des „Sun-Chief“) eine erste kritische Auseinandersetzung mit Arnold Gehlen. In der Tat war ich in einem langsamen Prozeß dabei, mich aus der Faszination von Arnold Gehlen zu lösen und ihm kritischer gegenüber zu stehen, ohne die Klarheit seiner Diktion je zu verleugnen. Schelskys „Nivellierte-Mittelstands-Theorie“ hatte bereits leidenschaftliche Diskussionen ausgelöst und Veranstaltungen bei Stammer und Lieber führten zu nicht enden wollenden Diskussionen über „Entfremdung“. Einmal, bei Peter Furth, zusammen mit Peter (Christian) Ludz und Jürgen Fijalkowski ging die Diskussion über 7 Stunden, wobei Furth auf einem Kachelofen sitzend herabsprach und uns mit der Frage quälte, wie wir unser Leben denn – auch und gerade materiell – zu gestalten dächten. Ich begnügte mich mit einem Kleinwagen und einer 3-Zimmer-Wohnung. Zur gleichen Zeit schwärmte Dieter Dankwort

von einem schwarzen runden (Ehe-?) Bett als Zentrum sozialistischer Lebensführung. „Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbruchs“, diese Arbeit des jüngeren Mannheim (1934 Leyden/Holland; in England pragmatischer umgeschrieben: „Men and Society in an Age of Reconstruction“, dann 1949 wieder deutsch übersetzt bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt erschienen) prägte neben Marx das Gesprächsklima, der Ideologiebegriff (über den, für den jüngeren Marx, Mannheim und Lukács Peter Ludz 1957 eine bis heute nicht übertroffenen und nie veröffentlichten 500-seitigen Dissertation geschrieben hat – ev. 1996 bei Suhrkamp) verließ uns überhaupt nicht mehr, Heidegger versank gerade in der Abenddämmerung, Adorno/Horkheimer waren „in“, allerdings in der Berliner Soziologie nie vorherrschend. Ich habe mich hier wohl wie Kurt Holm (seit langem in Linz) verhalten. Der sagte etwa 1961: „Wenn ich in zwei Jahren nicht herausbekomme, daß die Soziologie eine Wissenschaft ist, mach ich was anderes!“ Mein Weg, mit der anbrandenden Masse von Problemen fertig zu werden war nicht der in die empirische Soziologie (die ich als Forschungsassistent am Institut für Soziologie sowieso jahrelang betrieben habe); ich versuchte eine Verbindung von formalen, konstruierenden Denken, von formalen, „zeitlosen“ Begriffen mit sehr konkret erfahrbaren oder nachvollziehbaren sozialhistorischen Prozessen. So hatte ich in „Status ...“ gerade die zu Anfang angedeuteten gesellschaftlichen Erfahrungen versucht, „zu vermitteln“, durchaus im akademisch anspruchsvollen Sinn. Der – mögliche Vorwurf des „Eklektischen“ störte mich dabei nicht: Alle vor mir hatten zusammengetragen. Mir war nur wichtig, daß Gesellschaft und gesellschaftliche Prozesse für mich durchsichtiger wurden. An Andere, insbesondere Leser, dachte ich noch wenig. Die Idee einer lebenslänglichen Professionalisierung dieses Interesses lag fern, die Position des Professors erschien weniger „fern“ als vielmehr unerreichbar: Wir hatten viel mit Ordinarien und „Nichtordinarien“ zu tun, die Verhältnisse waren bis Anfang der 60er Jahre relativ intim; aber die Idee, selbst einmal Professor zu sein, erschien schwer realisierbar.

Die Mitte der 50er Jahre war in Berlin – und nicht nur dort – eine ungewöhnlich lebendige Periode (man beginnt ja unterdessen bereits von den „roaring fifties“ zu sprechen ...). An der Universität löste die erste Friedensgeneration die Kriegs-, Heimkehrer- und „Spätheimkehrer“-Generation ab. Noch liefen die letzten Philosophiestudenten in alten Wehrmächtmänteln herum, aber die Betriebswirte fuhren längst im Auto. Die neue Generation kam mit Beuteln in die Veranstaltungen, in denen Bücher und Utensilien steckten, ein fürchterlicher Anblick für die alten Professoren, für die bestenfalls die Aktentasche, Tucholsky getreu, standesgemäß war (1961 fragte noch ein Ordinarius der Juristischen Fakultät, ob eine Studentin, die ihren Unterhalt mit Zeitungsaustragen verdiente, als zukünftige Juristin tragbar wäre ...).

Kabarett und Film hatten Hochblüte, Elvis Presley rührte wirklich und die Beatles standen vor der Tür. Die Stachelschweine hatten Pepp und Wolfgang Neuss mit dem unvergeßlichen Wolfgang Müller rissen nicht nur als Ganoven in „Kiss me Kate“, sondern danach in dem gleich anschließenden „Küss mich, Tell“ hin.

Von Dieter Meichsner, der mit „Versucht's doch mal mit uns!“ bekannt geworden war und mit „Die Studenten von Berlin“ einen gewissen Durchbruch erzielt hatte, erwarteten wir einen zeitgemäßen Hemingway. Ich selbst gewann die Freundschaft von Max Fürst, dem späteren Autor von „Gefilte Fisch“ und „Scheheredzade“ (beide Hanser-Verlag); das zweite Buch, die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte, eines „Juden aus Königsberg“, hatte diesen Titel aus 1001 Nacht, weil seine Frau Margot Fürst, im Zuchthaus die Nr. 1001 getragen hatte ...). Diese Freundschaft mit dem Älteren, so Ungleichen und so ungleich Erfahrenen öffnete mir die Vergangenheit in ganz neuer Weise (von Max Fürst sagte man, daß er ohne Paß kreuz und quer durch den „Osten“ hätte fahren können, da er überall einflußreiche Freunde aus dem KZ oder dem ZK angetroffen hätte; wir trauern ihm, der 1978 zu früh starb, für immer nach!).

Max hatte die Souveränität, über die so völlig unbewältigte Judenfrage einschließlich Israels völlig unbefangen und höchst herb-kritisch zu sprechen, er war in einem unglaublich starken Sinne warmherzig, d.h. tätig für Menschen, wie Heisenbüttel einmal gesagt hat: Eine Mutter von Mann. Daß Margot Fürst, seine erschreckend intelligente und übersensible Frau die unermüdliche Managerin von HAPP Grieshaber war und ist, sei nur angemerkt. Auf diese Weise berührte uns der Fürst-Kreis auch von einer ganz anderen Seite, auch, wenn es dieselbe Saite war, die angeschlagen wurde. In dieser Zeit wurde Sohn Thilo geboren.

Wir waren nach dem Intermezzo mit der Untersuchung der IJGD in Hannover wieder nach Berlin gezogen, mitten in die City, in eine billige 5-Zimmer-Wohnung (für 142,- DM mtl.), von der wir einen Teil gleich an Studenten vermieteten, „fingen an“. Dazu verhalf naturgemäß sehr, daß ich mit der Promotion eine Institutsassistentenstelle bekam, praktisch die Funktion eines ziemlich unabhängigen Instituts-Forschungsassistenten. Diese Stelle war mit viel Arbeit verbunden; so merkte ich erst etwas spät, welch glückliches Schicksal mich an einer Lehrstuhlassistenz vorbeigeleitet hatte; ich habe auf diese Weise nie einem Ordinarius „dienen“ müssen. Das Schicksal des von Max Weber in „Wissenschaft als Beruf“ gezeichneten Assistenten blieb mir weitgehend erspart. Meine Aufgabe war es, die Empirische Soziologie aus den Anfängen, an denen ich mitgewirkt hatte und in denen ich gelernt hatte, in die unterdessen eingeleitete Diplom-Ausbildung zu integrieren, was durch die tatkräftige Unterstützung von Stammer und Lieber (der sich als Philosoph und mehr sozialgeschichtlich ori-

entierter Soziologe dabei etwas schwer tat) ziemlich schnell gelang. Die Studenten waren interessiert, so daß die kleine, sich allmählich verfestigende empirische Forschungsgruppe bald mehr als genug zu tun hatte. Grundlage des Vertrauens, das man uns schenkte, war die erwähnte Sozialunterstützten-Untersuchung gewesen, die wir noch bei mir zu Hause „abgewickelt“ hatten, dann der erfolgreiche Abschluß der IJGD-Studie. Das interessanteste Unternehmen, das wir in dieser Zeit bewältigt haben, ist dann die – parallel zu Neundörfer – geplante und angelegte Studie „Arbeiter und Angestellte in der Betriebspyramide“ geworden. Das Team Claessens-Hartfiel-Fuhrmann-Zirwas wurde mit der gesamten Durchführung der Studie für den Westberliner Raum beauftragt; für Sekretariatsaufgaben, Buchführung usw. gewannen wir Biruta Schaller, die seitdem mit dem Institut für Soziologie untrennbar verbunden blieb. Diese Untersuchung ist sicher eine der interessantesten jener Zeit geworden. Wir mußten nicht nur den ganzen Problembereich der Arbeitsplatzbewertung und der Geschichte der Entwicklung von „Angestellten“-Tätigkeiten – in Abhebung zu „Arbeiter-Tätigkeiten“ – durchforsten; in der empirischen Untersuchung galt es, auch wirklich bis zu den einzelnen Arbeitsplätzen und zwar ihren isoliert zu analysierenden *und* integrativ zur gesamten Arbeitsplatzstruktur eines ganzen Betriebes bedeutungsvollen Merkmalen vorzudringen. Heute klingt es fast unglaublich, daß es uns mit Hilfe der jeweiligen Unternehmens- respektive Geschäftsleitungen – wenn auch oft nach langwierigen Verhandlungen – gelang, mit Direktoren, Abteilungsleitern und Obermeistern/Meistern jeweils die *gesamte* Übersicht über *alle* Arbeitsplätze von großen Belegschaften im Hinblick auf die Zuordnung zu von uns entwickelten Merkmalen zu diskutieren. Wenn auch immer wieder zu Gruppen zusammengefaßt wurde, so wurden doch im Prinzip jeder, von einem anderen unterschiedene Arbeitsplatz (bis zu 2.000!) gründlich diskutiert und eingeordnet! Diese riesige, aber wegen ihrer Ungewöhnlichkeit faszinierende Aufgabe belastete das Team sehr, führte es aber auch zu einer sehr guten Kooperation. Das Ergebnis war eine bis heute nur in der bald danach erscheinenden Parallelstudie von Neundörfer noch einmal vorhandene vergleichende Übersicht von Arbeitsplätzen unterschiedlicher Branchen und Betriebe, getrennt nach arbeitsrechtlich so eingestuft „Arbeitern“ und „Angestellten“, verbunden durch teils überlappend gleiche Arbeitsplatzmerkmale. Es ist sehr bedauerlich, daß nicht wenigstens in 10-Jahres-Abständen vergleichbare Untersuchungen gemacht worden sind.

1958 fand in der WISOFA (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät), im neuen Gebäude, indem wir nun behaust waren, unter dem Dekanat von Stammer der „Atomkongreß“ statt, eine konsequente Folgeveranstaltung der „Ostermärsche“ gegen Krieg und Atombewaffnung, der insofern besonders für das von den „Schutz-

mächten“ abhängige Westberlin wichtig war, als er mit einer *gegen* die USA gerichteten Resolution endete. Dieser studentisch getragene Beschluß war für die Westberliner Bevölkerung unbegreiflich und erschien als – für die Situation Westberlins – höchst gefährlich. In der Tat hatten die Westberliner die „Besatzungsmächte“ immer eher als Schutzmächte denn als „Besatzer“ aufgefaßt. Die Gründung der FU war der Initiative von US-Amerikanern zu verdanken gewesen. Nun verstand man – zum ersten Mal – die Studenten eben dieser Universität nicht mehr. (Diese beginnende Entfremdung ist nur im Gefolge des 13. August 1961 etwas aufgehoben worden, als Studenten durch sehr engagierten Tunnelbau und andere gewagte Maßnahmen versuchten, so viel Menschen wie möglich durch die neue Grenze zu schleusen.) Die Aufregung auch an der FU war zuerst ziemlich groß; da aber hinter der ganzen Affäre noch keine geschlossene politische Gruppierung stand, legte sie sich bald. Das Ereignis schien isolierbar ...

Die Leitung eines großen Projektes „Arbeiter und Angestellte in der Betriebspyramide“ (1951) war recht belastend; trotzdem beschäftigte mich aber die Frage der Habilitation. Die Möglichkeit einer universitären Karriere war greifbarer geworden. Ich hatte dazu verschiedene Pläne, z.B. auch den der Behandlung der Dichotomisierungstendenz in der deutschen Geistesgeschichte, d.h. der offenbar aus einer bestimmten Entwicklung der Logik, der „abendländischen“ Logik, resultierenden Unfähigkeit der die deutsche Philosophie und dann Sozialwissenschaften tragenden Denker, prinzipiell über mehr als zwei – meist antinomische oder polare – Grundbegriffe in der Registrierung von Welt und Gesellschaft hinauszukommen – während im gleichen Strom die Entwicklung in den Naturwissenschaften immerhin mit höchst differenzierten und oft dialektischeren Begriffssystemen gearbeitet wurde. Ich ließ alle ähnlichen Ideen aber fallen, als ich in der Dissertation von Wolfgang Rudolph, einem altersgleichen Ethnologen, der sich besonders intensiv mit der amerikanischen Kulturanthropologie befaßt hatte (der Arbeit mit dem Titel: „Die amerikanische ‚cultural anthropology‘ und das Wertproblem“) die Formel von „paradoxen Funktionalität“ in den Möglichkeiten des Menschen fand. Diese, im Zusammenhang mit der Wertdiskussion stehende, analytische Kategorie brachte mich auf die Frage, wie es möglich sei, daß die stets relativ rigide Setzung von „Werten“ in kulturellen Wertsystemen (Du darfst nicht töten; am Sabbat darf nicht gearbeitet werden, usw.) „handhabbar“ gemacht würden, da Menschen, die sich absolut starr nach solchen Setzungen richten würden, vermutlich zu häufig nicht aktionsfähig gewesen sein würden. Soziologisch übersetzt hieß diese Frage: Welche soziologische Formation – ganz im Sinne Norbert Elias’ – bewirkt die Umsetzung starrer Werte in verwirklichtbare Handlungsanweisungen, d.h. Normen? Oder: Welche soziologische Formation ist *in sich* derart elastisch, daß sie diese Umsetzung

schaffen kann? Der Weg von dieser Frage zur „Entdeckung“ der Familie als einer kulturell zuverlässigen und doch elastischen „Transmissionseinheit“ war nicht weit. So entstand ab 1959 „Familie und Wertsysteme“ (das seine 4. Auflage 1978/79 erlebte und noch 1996 verkauft wird), eine „Studie zur zweiten, sozio-kulturellen Geburt des Menschen“. Diese Arbeit ist die inkonsequenteste, die ich je geschrieben habe. Mein Interesse lag an sich ausschließlich bei der geschilderten Frage. Aber die nun einsetzende intensivere Beschäftigung mit familiensoziologischer Literatur, mit Schelsky/Wurzbacher und vor allen René König und Talcott Parsons, mit Psychoanalyse (zu der ich vor 1955 einen erfolglosen Übersprung versucht hatte), mit Bowlby und René Spitz führte dazu, daß ich die dann letztendlich nur noch auf den letzten 10 Seiten der Arbeit ausgeführte Transmissions-These mit einem langen Anlauf versah, in dem Familie als Idealtyp im Max Weberschen Sinne, d.h. als eine idealtypische soziale Formation facettenreich analysiert wurde. Seither galt ich als „Familien-Soziologe“, als der ich mich – trotz vieler dann folgender Arbeiten, insbesondere Vorträge zur Familienfrage – nie gefühlt habe: Mein Interesse war stets mehr formal, d.h. originär soziologisch als etwa sozialpolitisch orientiert.

Diese etwas vorschnelle Abstempelung zum „Spezialisten“ konnte man in den 50er Jahren bis in die 60er hinein überhaupt schnell erfahren. Z.B. schrieb ich nur *einen* Aufsatz über die „Soziologie des Straßenverkehrs“ und schon war ich in einer – im übrigen dann wohl recht wirkungslosen – Expertenkommission für Verkehrsfragen, die das betreffende Bundesministerium eingesetzt hatte Mit „Familie und Wertsystem“ habilitierte ich mich 1960. In diesem Verfahren, zu dem ja mehrere Leistungen notwendig waren, setzte ich die Erfahrungen mit Forschungsteams um in den Habilitationsvortrag „Forschungsteam und Persönlichkeitsstruktur“ und in den Colloquiums-Vortrag (der nicht veröffentlicht wurde) zu Fragen von Urbanisation, insbesondere zum Problem der neu entstehenden „Schlafstädte“ und den soziologischen Folgen. Der Forschungsteam-Vortrag scheint mir weiter aktuell geblieben zu sein, nur leider in der Gruppen-Diskussion nicht weiterentwickelt: Ich ging hier das heiße Eisen der Leistungskonkurrenz im Team an, d.h. konkret die Frage, was eigentlich geschieht, wenn in einem kooperativ-solidarisch eingespielten Team ein Mitglied mit seiner ihm arbeitsteilig notwendig zuzumutenden Leistung zurückbleibt. Dies schwierige und realitätsnahe Thema ist wohl auch deshalb nicht weiter behandelt worden, weil seitdem Gruppen unter Leistungsaspekt weniger gern behandelt wurden ...

Das Urbanisationsthema ist allerdings wohl auch aktuell geblieben, allerdings weiterhin in Zusammenhang mit der dann immer intensiver behandelten „Stadt“-Problematik nicht mehr aus der Diskussion gekommen. Ich hatte es auf Grund von Diskussionen aufgenommen (und selbst nie weiter verfolgt, das hat in unserem Bereich dann Her-

mann Korte getan), die ich auf einem in Rom stattfindenden internationalen Kongreß zu Problemen der Nachbarschaftshilfe und -Heime 1951 geführt hatte, wo den Angehörigen hochindustrialisierter Nationen deutlich gemacht worden war, welche tiefgreifende Unterschiede in der Urbanisation zu den Verhältnissen z.B. in Lateinamerika bestanden.

Mit der Habilitation war ich „Privatdozent“ geworden, ein insofern für mich problematischer Titel, als ich weiter Assistent blieb und nun zu den vollen bisherigen Aufgaben auch noch lehren durfte, d.h. mußte. Was das bedeutete kann man erraten, wenn man in eine pünktlich morgens um 9 Uhr beginnende Forschungsarbeit die Idee von Stammer hineinprojiziert, daß der Privatdozent 6 Wochenstunden zu lehren hätte, was er aus der steigenden Studentenzahl (es gab jetzt über 300 Hauptfachsoziologen) ableitete. Wir einigten uns auf 4 Stunden, d.h. zwei Veranstaltungen. Dazu kamen die aufwendig vorzubereitenden Vorträge an Universitäten, die berufen wollten und sich in dem, was man später „Hearing“ nannte, mögliche Kandidaten erst einmal ansehen wollten (Bewerbungen gab es noch nicht, man mußte abwarten, bis man einen „Ruf“ bekam).

Ich war unterdessen nicht mehr ganz unbekannt, und zwar aus zwei Gründen: Zuerst einmal war die Marktlage denkbar günstig. Der Wissenschaftsrat, eine weniger demokratisch, dafür aber mit unerwarteter Effizienz gegründeter Beirat der Kultusminister-Konferenz der Bundesländer hatte eine generöse Stellenvermehrung an den Universitäten empfohlen, ein Vorschlag der im Rahmen des „Wirtschaftswunders“ mit deutscher Gründlichkeit Punkt um Punkt und unverzüglich umgesetzt wurde. Für Nachwuchs war zu wenig gesorgt worden; so kam jeder Habilitierte schnell ins Blickfeld. Privatdozenten wurden kaum, daß sie ihre Habilitation verdaut hatten und oft ohne jede Lehrerfahrung unmittelbar auf „Groß-Ordinate“ berufen. In dieser Welle waren schon Dahrendorf, Bahrdr, Kluth, Bolte und andere Ordinarien geworden.

Außerdem hatte mich Stammer in verschiedene Gremien delegiert. (So auch einmal – als sein Vertreter für den Akademischen Senat der FU – in den Bauausschuß der FU, indem mich nun zu meinem gelinden Entsetzen Scharoun, der den Vorsitz führte, als Bauherren der FU ansprach: „Sie sind der Vertreter der FU, also für mich der Bauherr!“; diese Wirksamkeit, wenn auch mit empirischen Untersuchungen über Studentenströme zwischen den verschiedenen Disziplinen verbunden, hat aber, m.W. keine Folgen gehabt; – vielleicht – leider.) So war ich auch zusammen mit v. Friedeburg und anderen in jenem Ausschuß, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der über ein soziologisches Diplom-Modell beraten sollte; an der Universität Frankfurt war das Diplom für Soziologen bereits 1956 durch Adorno und Horkheimer eingeführt worden, Berlin folgte.

Ich hatte bis dahin mit Schelsky wenig Berührung gehabt, mich eher an René König orientiert. So fuhr ich nach Hannover (wo dann Christian v. Ferber hinging) und z.B. Mannheim und stellte mich vor. 1961 kam Schelsky mit seiner Frau nach Berlin, ich begleitete ihn, wir unterhielten uns. Wenig später kam die Aufforderung, in Münster „vorzusprechen“. Ich hielt dort den Vortrag „Rolle und Verantwortung“; wenig später bekam ich den Ruf auf das zweite Ordinariat neben Schelsky in Münster.

Im Wintersemester 1962/63 nahm ich Veranstaltungen in Münster auf, während ich in Berlin weiterlas, pendelte also wöchentlich zwischen Berlin und Münster hin und her. Das war nicht nur (es war ein ganz besonders kalter Winter, in dem minus 10 Grad bereits milde waren) eine harte Belastung, es war für mich auch immer aufs Neue ein surreales Erlebnis. Aus Berlin-Nikolassee, an den Ritterburgen der Jahrhundertwende vorbei, aus einer entmilitarisierten, wirtschaftlich weit hinter dem Wirtschaftswunder hinterherhinkenden Stadt mit einer ihrer Vergangenheit und dem Adenauer-Regime gegenüber kritisch eingestellten Atmosphäre kam ich hinein in das wiederaufgebaute Münster, wo sich in einer pseudomittelalterlichen Kulisse das Wirtschaftswunder bereits voll breitgemacht hatte, Schützenfeste und Bundeswehr sowie studentische Verbindungen zu den Selbstverständlichkeiten gehörten – von anderen typisch münsteranischen Kuriositäten ganz abgesehen. Zurück fuhr ich im ersten Semester wöchentlich aus diesem Gemisch zwischen Moderne und Vergangenheit in das so völlig andere Gemisch aus Modernität und Vergangenheit, Berlin.

Im Januar 1963 zogen wir dann nach Münster, nachdem wir ein Landhaus in der Nähe gefunden hatten, auf dem Dorf, wenn auch nur 20 Autominuten von Münster entfernt, für meine Frau eine harte Belastung.

Die gesamten skurrilen Erfahrungen im Münsterland zu schildern, erforderte ein Buch; hier sei nur zum Verständlichmachen der Atmosphäre gesagt, daß wir, meine Frau und ich, selbstverständlich Antrittsbesuche (mit ev. Abwerfen der Visitenkarte) machen mußten, ein Brauch, der allerdings dann bald abgeschafft wurde. Zuerst erschien uns das „unmöglich“; aber dann bekam die Sache ihre Reize, lernten wir doch (stets Sonntagvormittags zwischen 11 und 12.30 Uhr) die unterschiedlichsten Wohn- und Ehestile kennen, reisten immer neugieriger die gesamte zukünftige Kollegenschaft ab und kannten damit auch die wichtigsten „Referenz-Personen“ der nahen Zukunft, ein an sich äußerst vernünftiger und humaner Vorgang. Daß wir dabei auch die Kollegenschaft einer ungewöhnlich qualifizierten und hilfreich/humorvollen Fakultät kennenlernten, muß auch hier hervorgehoben werden! Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät war zudem absolut interdisziplinär besetzt: Von den Römisch-Rechtlern über die anderen juristischen Unterfraktionen, Volks- und Betriebswirte, Sta-

tistiker bis zu uns Soziologen spannte sich ja ein weiter Bogen höchst unterschiedlicher Interessen, so daß Koalitionen quer durch die Disziplinen die Regel waren, eine für mich fördernde wichtige Praxis.

Schelsky war zu dieser Zeit schlicht mächtig; sein Wort galt in der Fakultät; seinem Einfluß konnte man sich schlecht entziehen. Anders als René König, mit dem ihn leider eine intime Gegnerschaft verband – was der westdeutschen Soziologie mehrfach geschadet hat! – war er nicht de facto Patriarch per erschlagendem Wissen und umfassender Orientiertheit (womit König Mitarbeiter auch kleingemacht oder gehalten hat), sondern ein äußerst geschickter, ja leidenschaftlicher Personalmanager, als Wissenschaftler durch oft glänzende Argumentation beeindruckend, mit Spürsinn für „Themen“ (was sich bis zu dem leider gerade *nicht* ausgeschöpften Thema „Die Arbeit tun die Anderen“ gehalten hat) und insgesamt (ähnlich dann wieder König) einer grandseigneurialen Haltung, die sich besonders in der Toleranz äußerte, mit der er die unterschiedlichsten Temperamente und Richtungen förderte, teils mit nicht erlahmender Geduld. (So konnte ich, meiner Erinnerung nach, in den vier Jahren meiner Zugehörigkeit zur Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster siebzehn Habilitationen miterleben, die ihm zu verdanken waren.)

Die Zusammenarbeit mit Schelsky beinhaltete auch die (Mit-)Direktorenschaft an der in Dortmund gelegenen Sozialforschungsstelle – die ich vorher kaum gekannt hatte –, sonst wäre mir die Annahme des Rufes nach Münster schwerer gefallen. Dies größte deutsche sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut umfaßte ca. 100 Mitarbeiter, davon über 60 Wissenschaftler, gegliedert in ein halb Dutzend Abteilungen, deren Leiter habilitiert waren oder habilitiert sein sollten. Dies Mammutinstitut kann hier nicht weiter geschildert werden. Verständlich ist aber sicher, daß es bald wie ein Alptraum auf mir lastete. Jeden Donnerstag fuhr ich mit Schelsky mit der Bahn, seltener mit dem Institutswagen (die SF-Dortmund war formell ein e.V., der sich Wagen und Chauffeur leisten konnte, auch das war Schelsky ...) hin und zurück, die informierendsten und erfrischendsten Stunden unserer Zusammenarbeit. Wir lasen die mitgenommene Post, diskutierten alles und jedes, das Institut, die Soziologie, das Münsterland, die Politik – und versuchten dann in der wöchentlichen Abteilungs-Sitzung das Nötigste zu regeln. Dabei und danach hagelte es aber Probleme, deren Diskussion Zeit brauchte, von Organisationsfragen über Promotions- und Habilitationsvorstellungen bis zum Seelenmanagement. Die Sozialforschungsstelle erschien mir bald als Mischung von Hydra und Krake; entweder wuchsen abgeschlagene Köpfe neu oder völlig neue Arme umklammerten einen plötzlich. Im wissenschaftlichen Output war es aber sicher eine der produktivsten Einrichtungen nach den Zeiten der „Darmstädter Studien“ und neben dem Institut für Sozialforschung in Frankfurt, mit einem für ein derart großes Institut unge-

wöhnlich gutem Betriebsklima – wozu allerdings auch die nur scheinbare Trivialität zu rechnen ist, daß das Haus ein Dutzend Übernachtungsmöglichkeiten bot und dazu eine von morgens bis abends aktive Kantine mit Küche, so daß die „Belegschaft“ in ständigem Informationsaustausch und das Haus überhaupt sozusagen rund um die Uhr belebt war.

Das Direktorat an der Sozialforschungsstelle war ja aber an sich nur eine Nebenaufgabe zu dem an der Universität Münster neu aufzubauenden Ordinariat. In Münster war es damals noch üblich, daß der Neuberufene – für den übrigens ein anschließender Empfang durch die Fakultät „mit Damen“ gegeben wurde (bei den damals häufigen Berufungen sahen wir uns also ständig wieder ...) – einen Antrittsvortrag (bei mir war es „Weltverlust als psychologisches und soziologisches Problem“) hielt.

Schelsky war unterdessen zum Gründungsbeauftragten der geplanten neuen Universität Bielefeld bestellt worden. Es gelang ihm, einen vorzüglich besetzten Gründungsausschuß zusammenzubekommen und sozusagen darum einen Beirat, dem ich dann auch angehörte, mit meinem besonderen Interesse für die bauliche Gestaltung; ich hatte unterdessen genug geistfeindliches Baues (Bochum!!) im Universitätsbereich miterlebt, um dazu motiviert zu sein. Uns alle verband sozusagen der Rütli-Schwur, auch an die Universität Bielefeld zu gehen, d.h. die Suppe auszulöffeln, die wir im Begriff waren uns einzubrocken.

Von Anfang an hatte ich in Münster das Glück, mit Arno Klönne, Jürgen Feldhoff, Armin Tschoepe, Helmut Nolte, Ferdinand Menne, Bill Smith, Wolf Lepenies, Hermann Korte und anderen Assistenten und Mithelfer zu haben, die die Erarbeitung der „Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland“ ermöglichten und die sehr mühevoll Herausgabe der 15-bändigen Reihe „Grundfragen der Soziologie“ – teils mit Übersetzungen – mit zustande brachten.

In dieser Zeit, 1965, begann für mich eine unruhige Zeit. In Berlin deutete sich an, daß der Lehrstuhl, den unterdessen von Friedeburg eingenommen hatte, frei werden würde. Von Wien kam – nach dem Tode von Knoll – eine Anfrage von Rosenmayr an mich; gleichzeitig wurde ich von Tübingen – Dahrendorf war dort weggegangen – durch Schulz und von Innsbruck (über Brezinka) gefragt, ob ich Interesse hätte. Die Anfrage aus Wien traf mich sozusagen am Nerv: Das war früher einmal mein Traum gewesen, in Wien zu leben und zu lehren! So ermutigte ich Rosenmayr vorschnell und erhielt den Ruf auf den ehemaligen Lehrstuhl Knoll. Die Ablehnung des Rufes – nach Verhandlungen im besten Klima – war dann insofern wohl doch richtig, als meine Frau und ich erkannten, daß wir und die Kinder, Melanie war unterdessen geboren worden, den Wiener Verhältnissen nicht gewachsen sein würden – als Familie. Daß unterdessen der vorerst

„graue“ (d.h. nach damaliger Diktion: nicht offizielle) Ruf aus Berlin, dann der offizielle Ruf kam, erleichterte diesen Entschluß, der mir schwer gefallen ist. Dafür war dann die Annahme des Rufes nach Berlin vielleicht die gravierendste Fehlentscheidung meines Lebens. Dachte ich doch, aus der ständigen Hetze zwischen zwei wissenschaftlichen Instituten zu größerer Arbeitsruhe zu kommen. Auch in der Sozialforschungsstelle Dortmund war für das neu hineinkommende (leitende) Mitglied eine Vorstellungs-Vorlesung üblich gewesen. Ich hatte zu diesem Anlaß über „Soziologie als Beruf und die mögliche Normativität soziologischer Aussagen“ gesprochen, ein prognostisches Referat, das leider auch heute kaum verändert zu werden brauchte. In Berlin hoffte ich, zusammen mit dem eingespielten Team, das mit mir gehen wollte, zu einer vernünftigen und realitätsadäquaten, auch in seiner *Planung* dem Studenten übersichtlichen Studium beitragen zu können.

Als ich – zu Verhandlungen in Berlin – nachts um 23.30 Uhr von Studenten mit der Bitte angerufen wurde, vor einem „Sit-in“ zu sprechen – was ich aus meiner Situation heraus nicht gut tun konnte, von meiner Uneingeweiheit ganz abgesehen – begann ich zu ahnen, daß es mit der gewünschten Ruhe zu Forschung und Lehre nicht weit her sein würde. Es war das Jahr 1966.

Pilotstudien

Schon in meinem ersten Beruf als Journalistin war ich daran interessiert, Phänomene der sozialen Realität zu erfassen. Soziologie bot die Möglichkeit zu Analysen und zur Verortung in Theorien, zur Erklärung und Interpretation aus und in verallgemeinerten Systemen von Begriffen und Aussagen. Dieses erkenntnisleitende Interesse und die Herangehensweise – Wahrnehmung neuer oder bisher nicht bekannter Erscheinungen der sozialen Wirklichkeit, Versuche ihrer Analyse und der Einordnung in theoretische Bezüge –, das explorierende Vorgehen in Lehre und Forschung ist mir seit der ersten Untersuchung über „Junge Arbeiterinnen“ ab Mitte der Fünfzigerjahre geblieben.

Teilnehmende Beobachtung und möglichst offene Interviews waren für mich immer wichtige Forschungsinstrumente. Und auch später als Projektleiterin lag mir daran, an der Datenerhebung mindestens ein Stück weit beteiligt zu sein. – Qualitative Sozialforschung beinhaltete, noch ehe sie diesen Namen trug, Methoden der Wahl zur „Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungs-subjekte“, für die „Felderkundung“ wie die „sorgfältige Erkundung der Wirklichkeitskonzeption der Handelnden“¹. Über das Zusammen-tragen von Gemeinsamkeiten wurde in einer systematischen komparativen Analyse² unter Bezug auf vorhandenes empirisches Material und theoretische Wissensbestände in der Auswertung Ausweitung und Vertiefung der zunächst gegenstandsnahen Hypothesen angestrebt. – Das herangezogene theoretische Wissen stammte häufig aus Theorien mittlerer Reichweite für begrenzte soziale Verhaltensbereiche und Strukturen, aus Wissensbeständen, die ich eher nach der in-

-
- 1 Hoffmann-Riem, C.: Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2/1980, S. 343, 345, 346
 - 2 Kleining, G.: Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1/1982, S. 237

haltlichen Aussage und Erklärungskraft einsetzte, je nachdem kombinierte, weniger nach der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Klassifikationssystem und systemimmanent verwendete. Das hat mir schon einmal den Vorwurf des Eklektizismus eingetragen. Auf jeden Fall arbeitete ich mit „offenen“ Theorien. Geschlossene Denksysteme in Wissenschaft und Weltanschauungen sind mir stets fremd und uninteressant geblieben. Die Vorläufigkeit aller wissenschaftlichen Erkenntnis war und ist mir sehr bewußt. Sie gilt zumal in einem Wissenschaftsbereich, der in besonderer Weise mit dem Problem, dem Paradoxon der Konzeptualisierung von Theorien über eine Realität zu tun hat, die tatsächlich unbekannt, sehr komplex und ideologisch, interessegebunden interpretierbar ist³.

Theorien hohen Abstraktionsgrades, die vor allem meine Einstellung zur Soziologie, mein Verständnis von Soziologie beeinflußt und bereichert haben, sind solche von lernfähigen und lernenden Akteuren im sozialen Prozeß, der eingebettet ist in gesellschaftliche Strukturen unterschiedlicher, in der Regel ungleicher Ressourcen und Chancen. Zu ihnen gehört der Symbolische Interaktionismus George Herbert Meads der Entstehung des Ichs in der Interaktion und Kommunikation mit anderen und dessen Weiterentwicklungen. Die Figurationstheorie von Norbert Elias zählt dazu: der durch Macht bestimmten Interdependenzgeflechte zwischen Menschen im historischen Wandel. Eine weitere ist die Sozioanalyse Pierre Bourdieus der Habitusformierung als generalisierter Handlungskompetenz der Akteure entsprechend ihrer Stellung im Raum sozialer Positionen und Lebensstile. Mit ihnen habe ich jeweils früh die Studenten bekannt gemacht. – In der Lehre habe ich allerdings ebenso die „großen Theorien“ von Gesellschaft systematisch vermittelt: von Gesellschaft als System, von der Überwindung des Widerspruchs zwischen gesellschaftlicher Gegenwart und einer zu realisierenden zukünftigen Gesellschaft, von gesellschaftlicher Evolution. Ich tat dies, sowohl um den Studenten einen Überblick zu geben als zur Erweiterung meiner eigenen Kenntnis.

Denn ich bin Quereinsteigerin ins Fach von allem Anfang, vom Studium an gewesen. Und in den ersten Jahren der Lehre im Hochschulbereich habe ich faktisch in und mit einer variierten Palette von Lehrveranstaltungen für mich selbst ein soziologisches Zweitstudium absolviert.

1922 geboren, bin ich von früh an mit sehr verschiedenen Lebenswelten und Lebensstilen in Berührung gekommen. Teils bin ich in der Stadt, teils auf dem Land aufgewachsen – dann aber auch wirklich in der Großstadt oder in entlegener ländlicher Abgeschiedenheit – im Rheinland, in München und Berlin. Von Vaters Seite her hatten wir kleinbäuerliche Verwandtschaft, die mütterlichen Verwandten gehör-

3 Conrad, W./Streck, W. (Hrsg.): *Elementare Soziologie*, Reinbek 1976, S. 11ff.

ten zu ländlichen und dörflichen Honoratiorenfamilien; und zur einen wie zur anderen bestand noch der gute Kontakt der ersten in die Stadt abgewanderten nachfolgenden Generation. Die Rückwärtsverbindungen in solche recht unterschiedlichen Milieus wie das Leben, die Begegnungen, der Vergleich mit den drei aufeinander folgenden Familien meines Vaters, das Erwachsenwerden in so komplexen Familiengefügen haben ohne Zweifel meine Erfahrungshorizonte ausgeweitet, mir fremde Lebensarten aufgeschlossen, deren Wahrnehmung geschärft. Andererseits haben sie mich nie ganz selbstverständlich irgendwo sozial einwurzeln und dazugehörig sein lassen. Mich als aufmerksame Beobachterin zwischen oder am Rande sozialer Räume zu befinden beschreibt private und berufliche Positionen oft in meinem Lebensablauf. – Vor allem wichtig bis in Schwerpunkte des sozialwissenschaftlichen Studiums wie der beruflichen Lehre und Forschung hinein ist die eigene Sozialisation in so verzweigten Familienkonstellationen gewesen. Als Älteste ich und wesentlich jüngere Geschwister sind nach dem Tod des Vaters in durchaus voneinander abweichenden Orientierungsfamilien und familiären Lebensstilen groß geworden; und es hat mich immer fasziniert zu verfolgen, wie es mit uns, den in so verschiedener Weise Aufgezogenen weiter gegangen ist. In der Kindheit und Jugend meiner Geschwister habe ich stärker die Unterschiede in der uns vermittelten Lebensart registriert, also die Einflüsse aus dem soziokulturellen Umfeld. Unter uns Erwachsenen, die jeweils andere Lebensgeschichten hinter sich haben und Lebenspraxen leben, entdecke ich – in unterschiedlichen Kombinationen – eher Ähnlichkeiten in der Art der einzelnen, mit verlangten Lernleistungen umzugehen, Probleme zu bearbeiten.

Nach dem Abitur 1940, zu Kriegsbeginn, gehörte ich noch zu denen, die nur ein halbes Jahr Arbeitsdienst zu leisten hatten. Später konnte ich die Berufsausbildung aufnehmen, die schon für die Zehnjährige festgestanden hatte: bei der Zeitung zu arbeiten. Ich konnte als Volontärin bei der im ehemaligen Ullstein-Verlag weiter erscheinenden Wochenillustrierten „Koralle“ im alten Berliner Zeitungsviertel anfangen. Damit war ich zu einem Blatt gekommen, das in der Zusammensetzung der Redaktion, den Zielen der redaktionellen Arbeit, in der Arbeitsweise mehr vom Geist der Berliner Zwanzigerjahre bewahrt als von dem der Dreißigerjahre aufgenommen hatte. Das Handwerk wurde mir von der Pike auf beigebracht. Ich wurde tüchtig herangenanommen, selbst wenn die Anekdote, ich habe die erste große Reportage aus der Schauspielschule des Deutschen Theaters siebenmal umschreiben müssen, zwar einprägsam, aber übertrieben sein sollte. Bei dieser Illustrierten mit dem selbst im Krieg recht breiten kulturellen und belehrenden, populärwissenschaftlichen Themenspektrum, in der intellektuell aufgeschlossenen und kritischen Atmosphäre der Redaktion war ich an einem Arbeitsplatz gelandet, an dem

ich mich selbst im 3. und 4. Kriegsjahr zufrieden fühlte. Während des ganzen Berufslebens würde ich mich an ähnlichen Arbeitsplätzen immer wohl fühlen. – 1944 im Sommer mußte die Wochenschrift aus dem unterhaltenden Genre das Erscheinen einstellen. Ich arbeitete einige Monate bei den Deutschen Europasendern für die Skandinavischen Länder bis zur Flucht und Rückkehr am Kriegsende in das rheinische Elternhaus meiner Mutter auf dem Land. Die Redaktion war noch bunter zusammengesetzt als die vorige, vor allem bei den ausländischen Journalisten und Sprecherinnen, die zum Teil phantastische Biographien mitbrachten. Einer von ihnen war der weißrussische Dolmetscher, der sich mit seiner Familie dem Rückzug der Deutschen angeschlossen hatte und einige Jahre nach Kriegsende als Displaced Person in die USA auswandern würde – die ganzen Wanderjahre über mit einem langsam weiterwachsenden Roman im Gepäck.

Wir lebten in den Redaktionsräumen, in denen wir endlose Stunden verbrachten, noch mehr außerhalb von Zeit und Raum. In kulturellen Arbeitsbereichen können sich in gesellschaftlichen Krisen- und Umbruchzeiten Nischen finden, die den in ihnen Lebenden Unterschlupf bieten, weil sie keiner besonderen politischen Kontrolle unterliegen oder ihr entgleiten. Und in ihnen kann in einem relativ freien Binnenraum intensiv gearbeitet werden, während sie sich gegenüber der immer enger werdenden, verkürzten, auseinander brechenden Alltagsrealität abschotten.

Als ich 1948 beim „Sonntagsblatt“ in Hamburg eingestellt wurde, traf ich dort ältere Redakteure, die durchweg aus solchen Nischen heraus kamen, in denen sie während des Dritten Reiches Zuflucht gefunden hatten. Zusammen mit den jüngeren waren sie gleichzeitig von ganz unterschiedlicher geistiger Herkunft. Chefredakteur war Hans Zehrer, einer der bekannten liberalkonservativen Publizisten in der Weimarer Republik, der später zur „Welt“ ging. Das Redaktionskollegium reichte von dem in der Hitlerjugend geförderten jungen Dichter, der neuen Boden unter den Füßen gewinnen mußte, bis zu Ernst von Salomon, dem wegen des Attentates auf den deutschen Außenminister Walter Rathenau in den Zwanzigerjahren Mitverurteilten, der bei der Konzeption seiner Artikel im Gefängnisschritt die Redaktionsflure auf und ab patrouillierte und später mit dem eigentlich für die Alliierten zu beantwortenden „Fragebogen“ einen unkonventionellen und ehrlichen Lebensbericht vom Kaiserreich bis in die Nachkriegszeit verfaßte. Die Theologen waren wichtige Ansprech- und Gesprächspartner. Aufbruchstimmung, Anfangsstimmung herrschte. Diskurs und Disput fanden ständig statt, auf einem solchen Niveau und aus einem solchen Wissensfundus, daß sie die Anfänger erheblich überforderten. So baten wir zeitweilig darum, nicht täglich an den Redaktionskonferenzen teilnehmen zu müssen. Andererseits boten sie so viel Information und Anregung, daß die drei Jahre bei der damals neu herausgegebe-

nen evangelischen Wochenzeitung im eigentlichen Sinne meine Lehrjahre darstellten. Das Studium, das sich anschloß, weil mir Sachwissen fehlte und ich mich nach einigen Jahren im Beruf „auszuschreiben“ drohte, kam mir zunächst streckenweise recht langweilig vor.

Bevor ich es anfang, ging ich aber noch in eine andere, ganz und gar praktische Lernschule und danach bin ich in der vorlesungsfreien Zeit beziehungsweise nach dem Studium zwei weitere Male durch dieselbe Lernschule gegangen. Zwischen 1951–1955 habe ich in drei Industriebetrieben der Metall- und Textilbranche insgesamt 1¼ Jahr als Arbeiterin gearbeitet. Ich wurde an verschiedenen Arbeitsplätzen eingesetzt, die eine ungelernete Kraft ausfüllen konnte – im Lager, in der Endkontrolle, beim Entgräten von Metallteilen, in der Garnspulei. Ich wohnte und lebte möglichst bei Arbeiterfamilien. Bei einer Kriegerwitwe mit 4 Kindern, denen die Brotschnitten aus den knappen Mitteln zum Lebensunterhalt zugeteilt werden mußten, bekam ich kurzfristig das halbe Zimmer in der 2½-Zimmer-Wohnung mit Mansarde. Ein anderes Mal kam ich bei einer Arbeiterfamilie unter, in der die früh erkrankten, nur mehr eingeschränkt arbeitsfähigen Eltern mit der heranwachsenden Tochter bei Gelegenheit das Wohnzimmer mit der Couch abgaben, um ein paar Mark mehr zu haben. Das Wohnen ohne Rückzugsmöglichkeit in Enge und Lärm hielt ich dabei schwerer aus als die ungewohnte, einförmige, aber anstrengende Arbeit. Mit der langfristigen anderen Perspektive kann ich nicht sagen, ich habe als Arbeiterin gelebt; aber ich habe doch vorübergehend in gewisser Weise am Arbeiterleben teilgehabt und dabei unvergleichlich konkreter etwas über eingeschränkte, eingeengte Lebensverhältnisse gelernt, als mir irgendeine Vorlesung zu sozialer Schichtung hätte vermitteln können. Initiiert worden sind diese „field researchs“ als „participant observer“ zu einer Zeit, als die industriesoziologische Forschung erst in den Anfängen steckte, von einer Gruppe junger Unternehmer mit dem sozialpolitisch engagierten Kurt Pentzlin. Grundlagenmaterial sollte gesammelt werden zu sozialen Beziehungen in Arbeitsgruppen, zwischen verschiedenen Funktionsträgern, in der Herrschaftsstruktur des Betriebes, zu den Arbeitsgegebenheiten und der Arbeit an Maschinen für im größeren Zusammenhang vorgesehene Arbeitsplatzuntersuchungen. Mit den darüber zu erstellenden Berichten verdiente ich unmittelbar Geld zum Studium. Viel wichtiger aber waren sie langfristig für mich als Berichte von den ersten Praktika in dem Forschungsfeld, in dem ich dann immer wieder gearbeitet habe. In diesen Einsätzen lernte ich informelle Arbeitsgruppen oder „Linien“ und „Stab“positionen im Betrieb, Sozialisation und Alltag in Unterschichten kennen, ehe ich die sozialwissenschaftliche Begrifflichkeit kannte, in die sich die Beobachtungen fassen ließen. Hier praktizierte ich zum ersten Mal das Forschungsvorgehen, nach dem ich in Untersuchungen noch öfter verfahren würde: von der zu leistenden

Arbeit unter bestimmten Arbeitsbedingungen, von der arbeits- und berufs-, der industriesoziologischen Forschung her Lebenswelten und Lebensweisen zu analysieren, zu interpretieren, zunächst von jungen Arbeiterinnen und Industriearbeitern, später von Frauen in Dienstleistungsberufen. Nicht zuletzt benutzte ich in der teilnehmenden Beobachtung vor Ort – in den Betrieben, je nachdem den Häuslichkeiten – eine Vorform der Forschungsdesigns und empirischen Erhebungsmethoden, die mir auch im folgenden, in vorgeplanten Untersuchungen ergiebig zu sein schienen. Was ich damals intuitiv tat – Gesprächen zuhören, Verhalten und Handeln von Einzelnen und Gruppen aufnehmen und notieren, dabei selbst möglichst offen bleiben, sich überraschen lassen können von Unerwartetem in der Situation – habe ich weiter angewandt: Feldforschung war stets wesentlich, ein Stück eigene Felderkundung eingeschlossen. Beobachtung und Kommunikation erfolgten an den Lebensorten der Zielgruppen – in der Fabrik oder an anderen Arbeitsplätzen, bei ihnen zuhause. Immer wieder wurde vom Einzelfall ausgegangen, von daher wurde in Forschung und Lehre ein Stück gesellschaftlicher Realität aufgeschlossen. Beziehungsweise wurden gesellschaftliche Veränderungen umgekehrt im individuellen Lebensverlauf, der individuellen Existenz aufgezeigt und veranschaulicht.

1951 begann ich in Köln mit dem Studium in der dort möglichen Kombination von Volkswirtschaft und Soziologie. Ich mußte, wie ein Kollege von der Zeitung es formuliert hatte, in Schubladen zurückgreifen können; und die mußte ich erst auffüllen. Deshalb nahm ich aber auch das Studium von vornherein auf ein bestimmtes Ziel hin auf, gleichzeitig aus der Berufserfahrung mit einer gewissen Distanz und Unabhängigkeit. Ich war nie Schülerin einer bestimmten Schule. – René König verschaffte mir zwar den Zugang zu einer empirischen, in den Themen breit gefächerten Soziologie. Er war ein Hochschullehrer, bei dem man voll dabei war, der einem sozial-kulturelles Verhalten und Handeln in einer sehr eindrücklichen Art und Weise aufschlüsselte und die Neugier weckte, sich weiter damit zu befassen. So habe ich noch die Aufzeichnungen seiner Vorlesung „Strukturanalyse der Gegenwartsgesellschaft“ im Sommersemester 1958. Kulturanthropologie ist von ihm her ein wichtiger Erfassungs- und Erklärungsansatz in den Sozialwissenschaften für mich geblieben, Soziologie der Mode zum eigenen Hobby geworden. Durch niemand mehr als ihn ist mir Freude und Spaß an der Soziologie weitergegeben worden. Trotzdem gehörte ich nicht zu den sogenannten „Königskindern“. – Schwierige Studienbedingungen – eine kranke Mutter, ein entfernter Wohnort, ganz knappe finanzielle Mittel, die Notwendigkeit zur Arbeit zwischendurch und nebenbei – behinderten zudem einen engeren, intensiveren Kontakt mit Kommilitonen. Bis zur Promotion 1959 bin ich nicht in eine Scientific Community hineingewachsen.

Die Voraussetzungen und der Studienverlauf mögen dazu beigetragen haben, daß ich oft eine Querermittlerin und ebenso eine Quervermittlerin zum jeweiligen Mainstream soziologischen Denkens und Forschens gewesen bin. „Industriearbeiter privat. Eine Studie über private Lebensformen und persönliche Interessen“ erschien 1966. Die Untersuchung war mit Interviews anhand eines offen gehandhabten Themenkatalogs durchgeführt worden. Die Studie kam zu Ergebnissen der Orientierung der Befragten an und der von ihnen erstrebten Zugehörigkeit zu technisch-industriellen unteren Mittelschichten⁴ – völlig im Gegensatz zur Konzeption von Gesellschaft junger Kollegen zu dieser Zeit und ihrer Meinung, daß die Revolution der Arbeiterklasse anstehe und vorangetrieben werden solle. Sie wurde restlos verrissen und lange herangezogen bis zum Erscheinen neuerer Untersuchungen. 1990 fand ich sie wieder im Bibliotheks-„giftschrank“ der Pädagogischen Hochschule Magdeburg: Ausleihe nur mit Begründung und Genehmigung der Dozenten. – Norbert Elias’ „Prozeß der Zivilisation“ stellte ich in Lehrveranstaltungen zu einer Zeit vor, als gemeinhin Talcott Parsons’ Strukturell-funktionale Theorie das Paradigma soziologischer Theoriebildung lieferte.

Der Berufsweg selbst war auch nicht der übliche universitäre oder in wissenschaftlichen Institutionen. Er führte nach dem Studium aber ebensowenig zurück in eine Zeitungsredaktion. Die Gründe waren einmal familiäre – die langjährige Krankheit meiner Mutter, mit der ich zusammenlebte und die ich nicht ohne weiteres in eine fremde Umgebung versetzen konnte. Zum anderen gab es berufliche Gründe – ich wollte nicht in die von der Informationssuche bis zum Schreiben unter ständigem Zeitdruck stehende Zeitungsarbeit zurück. So führte der Berufsweg über nebenberufliche und nebenamtliche Tätigkeit an einer Kaufmännischen Berufsschule und einem Seminar für Sozialarbeit, einer Höheren Fachschule, an der ich zum ersten Mal im eigentlichen Sinn Soziologie unterrichtete – war aber immer gekoppelt mit empirischer Sozialforschung in freier Mitarbeit, seit ich in die von Gerhard Wurzbacher geleitete Untersuchung über „Junge Arbeiterinnen“ einbezogen worden war. Der Berufseinstieg in der Hochschule erfolgte spät: 1969 mit einem Lehrauftrag, ein Jahr später als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einer festen Stelle an der Pädagogischen Hochschule Wuppertal. Das war die historische Zeit der Hochschulerweiterungen und -neugründungen, in der qualifizierte Kräfte in der richtigen sozialen Zeit, d.h. mit längerer einschlägiger Berufserfahrung knapp wurden und waren, Frauen entsprechend auf dem Arbeitsmarkt mehr Chancen hatten. Und ich befand mich gerade noch in der richtigen biographischen Zeit, um von den Chancen zu profitie-

4 Bolte, K.M.: Deutsche Gesellschaft im Wandel, Bd. I, Köln/Opladen 1966

ren⁵; ich war 47 Jahre alt. – Nach der kumulativen Habilitation an der Pädagogischen Hochschule in Münster und der Erteilung der Lehrbefugnis in Soziologie mit dem Schwerpunkt „Berufliche Sozialisation“ 1973 waren die formalen Voraussetzungen für die Übernahme einer Dozentur erfüllt. Ich hatte die Möglichkeit zu wählen und entschied mich nach einer kurzen Zwischentätigkeit in Münster, an die im Aufbau begriffene Gesamthochschule Wuppertal zu gehen, vor allem aufgrund des guten Kontaktes, der guten Kooperation mit den Studenten, die ich an der Pädagogischen Hochschule dort gehabt hatte.

Der eigentümliche Bildungs- und Berufsweg hatte Nachteile und Vorzüge. – Einerseits war ich mir nie ganz sicher, ob das Expertenwissen ausreichte und gründlich genug fundiert war. Andererseits gab der Zweifel den Ansporn, sich ständig weiter zu informieren und aufmerksam zu bleiben für Entwicklungen und Wandel in der sozialen Realität wie in den Sozialwissenschaften. Einerseits war ich mir der schmalen Vorbildung auf bestimmten Gebieten bewußt, etwa in Methoden quantitativer Sozialforschung. Andererseits förderten die vielfältigen Berufs- und Lebenserfahrungen offenbar die Verständlichkeit und Anschaulichkeit der Lehre und Lehre in einer Form, in der die Studierenden am Lern- und Lehrprozeß der Dozentin teilnehmen konnten. Das legten jedenfalls ihre Rückmeldungen nahe. In der Forschung verhalten sie zu dem Interesse an Pilotstudien und zur Anlage von Untersuchungen derart, daß sie der Beobachtung und Erkundung der zu untersuchenden sozialen Phänomene möglichst nahe blieben. – Einerseits resultiert aus den Vorgaben Selbständigkeit, Eigenständigkeit in der Auslegung und Ausfüllung der Berufsrolle. Andererseits ist die Folge, daß ich vielleicht weniger als Kollegen auf soziale Ressourcen zurückgreifen kann. Und dann kann es passieren wie erst jetzt, als ich einen Fachartikel vorlegte, daß mir von Gutachtern mangelnde Professionalität attestiert und daß die Heranziehung wesentlich älterer neben neuerer Literatur moniert wird – in diesem Fall allerdings, nachdem der Artikel zwischenzeitlich schon wegen des interessanten Themas von einer anderen Fachzeitschrift angenommen worden war. – Mich selbst haben lange Berufsjahre gelehrt, daß gerade in den Sozialwissenschaften mit den multiplen theoretischen Erklärungsansätzen und empirischen Methoden wenn nicht das Rad, so doch die Radnaben mehrfach neu erfunden, zumindest variiert werden können. Und sie haben mein Vertrauen gefestigt, daß Handicaps nicht unbedingt Handicaps sind oder bleiben müssen.

Ich habe, wie gesagt, nie der soziologischen Schule bestimmter Lehrer angehört; aber verschiedene Frauen waren für die eigene Berufsauffassung und Berufsausbildung wichtig als Modell. Als mir ein

5 Elder, G.H./Rockwell, R.C.: Historische Zeit im Lebenslauf, in: Kohli, M. (Hrsg.) Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt 1978

Kollege später einmal sagte, um den Weg zu gehen, den ich gegangen sei, müsse ich eine emanzipierte Mutter gehabt haben, war ich allerdings zunächst erstaunt. Denn sie ist nie aus der „Normalbiographie“ bürgerlicher Frauen ihrer Zeit herausgetreten, aus dem familiären und häuslichen Lebensbereich. Nachträglich habe ich mir klar gemacht, wie emanzipiert sie tatsächlich in der traditionellen Frauenrolle gewesen ist: in der Unabhängigkeit ihres Denkens, der schon von ihrer Mutter, meiner Großmutter angemerkten Charakterfestigkeit, mit der sie auch im Widerstreit ihre Überzeugungen vertrat und bewahrte bei nüchtern-kritischer, aber toleranter Einstellung zu Meinungen anderer. Sie hat mir in dem in erster Linie durch den Beruf bestimmten, völlig anderen Lebensentwurf immer geholfen und mich darin unterstützt. – Zur Ergänzung: Das tat mein Vater auch, möglicherweise in der respektvollen und dankbaren Erinnerung an seine Mutter, die eine ihr Lebtag lang schwer arbeitende Bäuerin gewesen war.

In Beruf und Studium bin ich dann einigen Frauen begegnet, die mich nachhaltig beeindruckten in der Art, wie sie in verantwortungsvollen Positionen arbeiteten und die ausfüllten. – Die erste von ihnen war Cläre With, die Chefredakteurin der „Koralle“. Nach der Verlagsstory war die Leserin, zu der Zeit Lehrerin, eines Tages in den Zwanzigerjahren in eine Redaktion des damaligen Ullstein-Verlages gekommen, um sich über einen Artikel zu beschweren; während sie sprach, füllte der Chefredakteur eine Handvoll Kassenanweisungen über je 20,- RM aus für Vorschläge und neue Ideen. Sie wechselte zur Journalistin, und eines Tages wurde ihr die Redaktion des Blattes anvertraut, das stagnierte und jemand brauchte, der es zu Grabe trug. Sie brachte dann die Auflage der „Koralle“ von 90.000 auf mehrere 100.000 Exemplare. In den Themen blieb sie so weit weg vom Regime wie möglich, ohne sich mit ihm anzulegen. Statt dessen versuchte sie, inhaltlich etwas von der Liberalität und Weltläufigkeit aus den Berliner Zwanzigerjahren beizubehalten, und der Umgangston in ihrer Redaktion war unverkennbar gefärbt von der Ullstein-Tradition. Sie ging in der Arbeit auf, arbeitete aber in und mit dem Team: Sie stellte Ansprüche an die Redaktionsmitglieder, begleitete sie jedoch ebenso mit Rat und Korrektur und forderte sie zu Stellungnahmen auf. Sie kannte die beruflichen und persönlichen Probleme ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. – Die zweite war an der Universität Bonn, an der ich einige Semester studierte, Martha Moers. In meinem Studium habe ich Wissenschaftlerinnen erlebt, die im Extrem bis zur Persönlichkeitsverformung im Schatten männlicher Vordenker und Vorgesetzter standen, stehen bleiben mußten, weil sie nicht in unabhängige Berufsstellungen kamen. Und ich habe viele Jahre danach noch in einer Berufungskommission gesessen, in der ich auf meine Frage, warum die einzige zum Probenvortrag eingeladene Bewerberin in dem Punktevergabeverfahren für Qualifikationen so wenig Punkte erhalten habe, zur

Antwort bekam: „Wie will die Frau mit einem kleinen Kind einen Lehrstuhl verwalten?“ – eine Frau von Ende Dreißig immerhin, die einen Studiengang über den zweiten Bildungsweg und eine wissenschaftliche Karriere gut organisiert hatte. Umso bedeutungsvoller war deshalb im Studium für mich eine Hochschullehrerin wie Martha Moers, Professorin mit unbezweifelnder Kompetenz, die trotzdem oder gerade deswegen bei gegebenem Anlaß gelassen sagen konnte: „Das weiß ich jetzt nicht, ich werde aber bis zum Seminar nächste Woche nachsehen“ oder aus ihrer Gutachtertätigkeit für Kriegsversehrte berichtete: „Wir hatten da jemand, mit dem kamen wir gar nicht weiter, und dann erinnerte sich der Labordienst an einen ähnlichen Fall von früher“. Als Psychologin bot sie das Thema an, das mich vor allem interessierte: Frauenarbeit in der Industrie. Was sie dazu zu sagen hatte und wie sie arbeitete, habe ich nicht vergessen. Ob ihre Publikationen zur Zeit des Dritten Reiches einen ideologischen Touch gehabt hatten, wie einige später erkennen wollten, interessierte mich weniger. – Die dritte war Margarethe Hoppe. Nach Jahren während des Dritten Reiches im verborgenen geleisteter sozialpädagogischer Arbeit unter Verzicht auf Karriere war die Volkswirtin nach dem Krieg Direktorin der Evangelischen Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Wuppertal-Elberfeld geworden. Die Schule war klein, und sie hielt sie klein, um eine intensive Ausbildung geben zu können und die einzelnen Studierenden nicht aus dem Auge zu verlieren. Der Lehrkörper aus haupt- und nebenamtlichen Kräften war dafür erstaunlich differenziert; die nebenamtlichen Lehrkräfte wurden wie die hauptamtlichen in die Planungen und Entscheidungen für die Schule einbezogen. Bei ihr, mit ihrer Unterstützung habe ich die ersten Erfahrungen gesammelt im Unterrichten wie im Prüfen von Soziologie als Fach und nicht minder im Umgang mit Studierenden. Die von ihr praktizierte Vorbereitung und Prüfung der Studierenden in ihren Wahlgebieten erscheint mir bis heute als das effizienteste Prüfungsvorgehen, das ich kennengelernt habe. Die Ausbildung sollte die jungen Erwachsenen, die schon einen ersten Berufsabschluß mitbrachten, zur selbständigen Berufsarbeit befähigen. Sie behandelten im letzten Ausbildungsjahr ein Thema aus der Sozialarbeit nach eigener Wahl – beispielsweise „Fremdunterbringung von Kindern aus gestörten Familien“ –, indem sie sich zunächst bei allen Dozenten informierten, die vom Fach her etwas dazu wissen konnten, sich in die Literatur einarbeiteten und schließlich Behörden und Einrichtungen aufsuchten, die mit den Zielgruppen bzw. den zu untersuchenden sozialen Problemen zu tun hatten. Geprüft wurde im Diskurs am runden Tisch, an dem Studierende mit verwandten Themen und die von ihnen befragten Dozenten im Wechsel saßen und voneinander lernen konnten.

Nach der Berufung 1974 als Wissenschaftliche Rätin und Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialisationsforschung an

die Gesamthochschule Wuppertal bin ich bis zur Versetzung in den Ruhestand dort geblieben.

Im Fach hat es während meiner Berufszeit mehrfachen Paradigmenwechsel zur Erkenntnis und Auslegung sozialer Zusammenhänge gegeben. Differenzierung und Spezialisierung von Theorien, Methoden, Daten sind unglaublich schnell vorangekommen. Und damit einhergegangen ist eine kaum weniger schnelle Professionalisierung in der Einführung spezifischer sozialwissenschaftlicher Studiengänge und der Erschließung von Berufsfeldern für ihre Absolventen.

Die Studentengenerationen vor mir waren alle 5–6 Jahre andere – von den 68ern, die ihre Dozenten danach beurteilten, ob und wie sie Karl Marx „drauf“ hatten, bis zu den End-80ern, die von vornherein genau überlegten, welche Studienkombination auf einem mehr oder weniger geschlossenen Arbeitsmarkt Chancen haben könnte.

Ich selbst mußte versuchen, in den Anforderungen an Lehre, Prüfungen und Gremienarbeit mitzuhalten von einer Pädagogischen Hochschule, die nie die anvisierte Zahl der 1.000 Studenten erreicht hatte, zu einer Gesamthochschule mit insgesamt 16.000 Studenten, von denen mehr als genug in verschiedenen Studiengängen Sozialwissenschaften nachfragten. Damit war ich ungefähr 10 Jahre beschäftigt, ehe ich eigene Forschung wieder aufnehmen konnte. Ein Basisprogramm an Allgemeiner Soziologie für Hörer aus allen Fachbereichen mußte ausgearbeitet und auf dem Stand gehalten werden. Dazu kamen Veranstaltungen, die in erster Linie für Studenten einzelner Studiengänge gedacht waren, von mir für angehende Lehrer und Wirtschaftswissenschaftler. Das ermöglichte interessante Ausweitungen, Abwandlungen und Kombinationen der Lehre in speziellen Soziologien, erforderte aber viel Vorbereitung. Ein zentrales Thema blieb dabei über die Jahre Sozialisation, Vergesellschaftung und Individuierung in sozialkulturellen Lernprozessen – in verschiedenen sozialen Altern und Lebenswelten, in unterschiedlichen Bildungs- und Ausbildungs-, vor allem Arbeitsinstitutionen. Mehr und mehr Prüfungen waren abzuhalten. In der Gremienarbeit überlagerten sich in den ersten Jahren oft die Termine, bei denen man dabei sein sollte, etwa in Kommissionen zur Erarbeitung von Studien- und Prüfungsordnungen und in Berufungskommissionen.

Von der Diplomarbeit an über die „Entwicklung von Industriearbeiterinnenlöhnen in Deutschland“, im besonderen in der Bundesrepublik bis zur „Ausbildungssuche 1991 – Interesse und Bemühungen von Mädchen“ in den neuen Bundesländern sind Frauen im Beruf mein Forschungsschwerpunkt gewesen: Industriearbeiterinnen, Frauen im Einzelhandel, Frauen in technikorientierten Berufen, Frauen in von beiden Geschlechtern besetzten Professionen, Frauen und betriebliche Interessenvertretung, Frauen und Gewerkschaften. Daß geschlechtshierarchische Positionsverteilung, geschlechtsspezifische Ar-

beits- und Funktionsteilung, geschlechtsdiskriminierende Entlohnung immer wieder durchschlagen, eventuell in verfeinerten, verdeckteren Formen wiederkehren, ist inzwischen nur zu bekannt. Zu Einzelthemen, die mich beschäftigten, gehörte die berufliche und betriebliche Sozialisation von Mädchen, die Herausbildung und Nutzung geschlechtszugeordneter normativer und instrumentaler Qualifikationen – selbst in Mischberufen, von Frauen wie Männern ausgeübten Berufen. Es gehörte die Frage dazu, was Frauen als beruflich qualifizierte Arbeit schätzen – Selbständigkeit mit anerkannter Kompetenz auf einem Spezialgebiet –, Position und Rolle der Expertin, nicht verortet oder nicht genau zu verorten in betrieblichen Weisungshierarchien. Der Bedeutung des Bildungsaspekts in der beruflichen Tätigkeit, dem beruflichen Umfeld – gerade auch für ältere Beschäftigte – in charakteristischen Frauendienstleistungsberufen ohne irgendwelche Karriereaussichten habe ich nachzugehen versucht. Zu den für mich selbst bisher nicht befriedigend untersuchten und beantworteten Fragen gehört immer noch die nach der Sozialisation von Mädchen und jungen Frauen in der Ausbildung am Arbeitsplatz, von der ich annehme, daß sie nur selten in der hierarchischen Kooperation der Lehre und in der Sozialfiguration vom Lehrling über den Gesellen zum Meister durchlaufen wird. Es gehört dazu die Frage nach dem Handeln und dem Umgang von Frauen in übergeordneten Positionen mit ihnen Unterstellten, möglicherweise in Sozialfigurationen, in denen Statuspassagen mit mehr Verantwortungsübernahme und Fürsorgeverpflichtungen verknüpft sind, die Frage, die eventuell eher in den neuen Bundesländern verfolgt werden kann, weil dort jedenfalls bis zur Wende mehr Frauen bis ins mittlere Management aufstiegen. Schließlich zählt als offene Frage noch die nach sozialen Beziehungen unter Kolleginnen und die nach Kollegialität unter Frauen dazu, die nach meiner Vermutung mit beruflichen Qualifikationen, der Stellung im Betrieb und Arbeitsspielräumen zu tun haben könnten⁶. – Das eine Projekt mit Industriearbeitern, einer männlichen Population, spätere vergleichend angelegte Befragungen von im selben Beruf tätigen Männern und Frauen, Frauen und Männern, waren jedoch wichtig. Sie verhinderten Einseitigkeit, Verengung des Blickwinkels und beförderten Empathie. – Als dann zuletzt persönliches Auswertungsinteresse und Auswertungsvermögen zum Thema erschöpft waren, habe ich noch einmal ganz etwas anderes angefangen: die Untersuchung von Alltag und Freizeit in der mittleren und späteren Kindheit, von 9-12jährigen Kindern in Deutschland West und Deutschland Ost.

Bestimmte Werte in bezug auf die Berufsauffassung aber haben sich, wie ich hoffe, über die Zeit erhalten. Im Elternhaus habe ich Sinn

6 Wald, R.: Eine Schule für Mädchen, aber eine Lehre für Jungen, in: Schlaepit-Beck, D. (Hrsg.). Mädchenräume. Hamburg 1987, S. 38 ff

für soziale Ungerechtigkeit und Offenheit im Umgang mit Menschen ohne Klassendünkel und Standesdenken mitbekommen.

Der Beruf hat mir immer Freude gemacht. Ich durfte darin Interesse und Fähigkeiten ausleben: Interesse am Fachwissen und offenbar Fähigkeiten, Wissen zu vermitteln. Im Umgang mit Studentinnen und Studenten ging es mir darum, sie zum selbständigen Studium zu ermuntern und nicht die Studien zu vergessen, an denen ihnen selbst lag, sich in wissenschaftlichen Arbeiten – wenn möglich – auf ein Stück empirische Forschung und eigene Auswertung einzulassen. In der Interaktion, der Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden, einem für mich wesentlichen Bestandteil des Berufs, versuchte ich Hebamendienste zu leisten. Und manchmal konnten fortwirkende Anstöße gegeben werden.

An Veranstaltungen in Allgemeiner Soziologie nahmen Hörer und Hörerinnen teil. In den speziellen Soziologien waren je nach den Themen – etwa in Familiensoziologie und Sozialisationsforschung – mehr Studentinnen oder – wie in Arbeits-, Berufs- und Betriebssoziologie – eher mehr Studenten. Zusammen gearbeitet habe ich jedoch ganz überwiegend mit Frauen. Die Förderung von Studentinnen und jungen Wissenschaftlerinnen an der Hochschule war dabei nur ein Motiv und nicht das vorrangige. Die Mitarbeiterinnen praktizierten durchweg die Arbeitsweise von Frauen in verantwortungsvollen Positionen, die nach empirischen Untersuchungen gekennzeichnet ist durch die Einbeziehung einer Vielfalt von Faktoren in die Problem-sicht bis zur Folgenabschätzung bei der Vorbereitung, der Vermeidung rascher Reduktion von Komplexität in der Entscheidungsfindung⁷. Für mich war dieser Arbeitsstil effektiv und in der Zuverlässigkeit, mit der er praktiziert wurde, in hohem Maße entlastend.

Von meinem Verständnis der Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden her ist klar, daß ich keine Schülerinnen und Schüler habe. Aber es passiert bei allen möglichen Gelegenheiten, daß jemand kommt und sagt: „Von Ihnen habe ich mitgenommen, wie man Soziologie im Beruf einsetzen und damit arbeiten kann“. Nicht wenige Ehemalige sind in Berufsfeldern mit unmittelbarem Anwendungsbezug für Sozialwissenschaften tätig, im pädagogischen und sozialpädagogischen Bereich, im Sozialwesen, in Personalressorts, in Organisationsfunktionen und in Beratungseinrichtungen – bis in leitende Stellungen. Diejenigen, die promoviert haben, überhaupt in wissenschaftlichen Institutionen Beschäftigte sind unter Umständen aus einer ersten Berufspraxis an die Hochschule im weiteren Sinne zurückgekehrt.

7 Hagemann-White, C.: Können Frauen die Politik verändern? In: Aus Politik und Zeitgeschehen. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 9-10/1987, S. 34; Wald, R./Hoffmann, M./Müller-Demary, P./Mutz, K.: Ich habe mich für den Beruf entschieden. Frankfurt 1992, S. 221ff.

Als ich 1987 an der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal ausschied, konnte ich nicht ahnen, daß die spannendsten Berufsjahre, die Berufsjahre im Ruhestand noch vor mir lagen.

Nach der deutschen Vereinigung ging ich zum Wintersemester 1990/91 und dem darauf folgenden Sommersemester mit einem Lehrauftrag an die Pädagogische Hochschule Magdeburg. Wahrscheinlich bin ich von westdeutschen Soziologen die einzige, die die Umwandlung einer Marxismus-Leninismus-Sektion in ein „Institut für Sozialwissenschaften in Gründung“ so direkt vor Ort zuerst miterlebt und später mindestens beobachtend begleitet hat.

Denn für die ostdeutschen Kollegen waren meine Voraussagen der Hochschulumgestaltung in den neuen Bundesländern – gerade in den Gesellschaftswissenschaften – so schockierend, daß sie mich mehr und mehr von ihren Konferenzen ausschlossen, um mir „Unruhe zu ersparen“. Faktisch fand ich freilich von den 28 Hochschullehrern, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Doktoranden der Sektion im Herbst 1990 bei einem Besuch des sozialwissenschaftlichen Seminars im Frühjahr 1993 noch 1 Kollegen vor.

Zum Sommersemester 1992 kam ich wieder mit einem Lehrauftrag nach Magdeburg, dieses Mal zum letzten Mal an die Technische Universität. Ich erlebte die hier später angelaufene „Abwicklung“ des vorhandenen wissenschaftlichen Personals nochmals und die damit verbundenen Lebenskrisen und Grenzsituationen für die Betroffenen. Gleichzeitig war schon die Neubesetzung der Wissenschaftlerstellen – ganz überwiegend mit Westdeutschen – im vollen Gange.

Danach habe ich in einigen westdeutschen Seminaren Informationen zur Struktur der DDR-Gesellschaft und dem gesellschaftlichen Umbruch in Ostdeutschland weitergegeben.

Nie zuvor hatte ich so nahe wie in Magdeburg mit Studenten zusammen gewohnt in der Einzimmer-Wohneinheit für Gastdozenten im 11. Stock des Studentenwohnheims, in der vorher die Russisch-Lektorinnen untergebracht worden waren – 9 Stockwerk über einer ehemaligen konspirativen Stasi-Wohnung und 5 Stockwerk unter einer ehemaligen Parteischule. Nie zuvor war ich von einer Verwaltung zur Abhaltung eines Seminars morgens um 7 Uhr eingeteilt worden – einer guten Zeit nach den Maßstäben der bis zu 8 Veranstaltungsstunden langen, verschulden DDR-Studententage.

Nie zuvor hatte ich derartige didaktische Schwierigkeiten mit Studenten gehabt bzw. sie mit mir. Vor allem die Einführungsveranstaltung für Erstsemester eines im Entstehen begriffenen Lehramtsstudiengangs Gesellschaftskunde war für beide Seiten schwierig. Ich hielt sie zeitweilig nur mit Mühe durch. Und eine ganze Reihe der Studentinnen und Studenten, die ursprünglich noch für ein Marxismus-Leninismus-Studium angenommen worden waren, gaben auf.

– Wie lange braucht es, bis die Dozentin, die mit dem erprobten Fragespiel beginnt: „Finden Sie, die Mitglieder unserer Gesellschaft sind alle gleich oder bestehen Ihrer Meinung nach Unterschiede?“ und darauf die in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen üblichen Antworten zu Schichtungsmerkmalen erwartet: nach „Einkommen, Beruf, beruflicher Position und Bildung“, wie lange braucht es, bis die begreift, daß in einer Gesellschaft mit dem Gleichheitspostulat und hohen Ansprüchen in der öffentlich vertretenen Moral die Antwort ganz zutreffend ist: „Es gibt Unterschiede in der Moral – zwischen Leuten, die es damit ehrlich meinen und denen, die das nicht tun“. Und wie lange dauert es, bis es Studierenden aus einer Kultur, in der bis dahin nur eine Theorie der Gesellschaft galt, die gesellschaftliche Entwicklungsgesetzlichkeit genau definiert war: wie lange dauert es, bis es denen nicht mehr so schwer fällt, damit umzugehen, wenn in der Fachliteratur „teilweise wesentlich andere Standpunkte genannt werden als die, die ich mein eigen nenne“, wie einer formulierte, von komplexeren Erklärungsansätzen her und in Alternativen zu denken. – Am Ende des zweisemestrigen Seminars fanden Lehrende und Lernende, daß sie eine erhebliche Anstrengung hinter sich gebracht hatten. (Die erste westdeutsche Fachzeitschrift, der ich einen Bericht darüber einreichte, konnte übrigens mit dem Titel des Berichts nichts anfangen: „Verstehende Soziologie. Eine Lektion in Feldforschung“.)

Die Verständigung in einem Lehrforschungsprojekt zu Kindheit hüben und drüben geriet leichter. Wir waren von beiden Seiten interessiert, dazu zu lernen. Und in der Aufgabenstellung – der Anfertigung von Tagesablaufprotokollen 9-12jähriger Kinder – konnten die Studierenden „konkret“, „anschaulich“, „realitätsbezogen“ vorgehen, so wie sich ostdeutsche Studenten nach einer Befragung, anknüpfend an ihnen vertraute Formen der Didaktik zu lernen wünschten. Entsprechend gut waren ihre Leistungen. – Die Protokolle, die sie vorlegten, und weitere von ostdeutschen Lehrerinnen und einer jungen ostdeutschen Sozialwissenschaftlerin erstellte, ergänzt durch von mir geführte Experteninterviews, sind das empirische Datenmaterial, das ich mit zurückgebracht habe. Zur Zeit werte ich es aus in einer Untersuchung: „Kindheit, die sich wendet“.

Dabei ist mein erkenntnisleitendes Interesse nicht darauf gerichtet, ostdeutsche Kindheit an der westdeutschen zu messen, sie damit zu vergleichen. Mich interessiert vielmehr, die Besonderheiten und die Eigenarten der Relevanzstrukturen und Wirklichkeitskonzeptionen der in den neuen Bundesländern handelnden Kinder herauszuarbeiten. Denn ich gehe aus von zweierlei: Einmal, daß nach sozialwissenschaftlicher Kenntnis von sozialstrukturellem Umbruch und sozialkulturellem Wandel eher eine neue gesellschaftliche Entwicklung in Gang kommen wird als die Angleichung an die Gesellschaft, an die die Angliederung erfolgte. Zum anderen, daß kulturelle Vielfalt – in die-

sem Fall regionale Vielfalt – Gesellschaften bereichert. Allerdings werde ich nur vorsichtig zu einigen verallgemeinernden und abstrahierenden Aussagen kommen.

Vielleicht wird aber doch eine Pilotstudie daraus.

Autobiographische Bemerkungen zur Entwicklung der Soziologie im Nachkriegsdeutschland (1945-1965)

I. Zugang zu Philosophie und Soziologie in Schule und Studium

Von der Generation jener jungen Wissenschaftler, die in den zwanziger Jahren geboren wurden und dann in den fünfziger Jahren Aufbau und Entwicklung der Soziologie in der Bundesrepublik beeinflusst oder bestimmt haben, bin ich einer der wenigen (vielleicht ist neben mir nur noch Gottfried Eisermann zu nennen), der das Glück hatte, sein Studium während des Krieges aufnehmen und auch abschließen zu können. Und nicht nur das. Ich wurde noch im Kriege an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität Assistent und konnte deshalb schon nach Wiedereröffnung der Universität als Akademischer Lehrer tätig sein.

Für diese für mich und meine wissenschaftliche Entwicklung so wichtigen Fügungen waren mannigfache – im wahrsten Sinne des Wortes „glückliche“, also nicht persönlich planbare Umstände maßgebend. So konnte ich – nach bestandenem Abitur – schon Mitte April 1942 mein Studium beginnen und bis zur Einberufung zum Militär Ende Mai auch ungestört durchführen. Das war für spätere Entscheidungen nicht unwichtig: da ich das halbe Semester planmäßig studiert hatte, konnte mir später das ganze Semester auf die Studienzeit als absolviert angerechnet werden.

Die Einberufung zum Militärdienst erfolgte zu den Gebirgsjägern nach Innsbruck. Ausschlaggebend dafür war, daß ich seit 1939 jährlich an den Deutschen Jugend-Skimeisterschaften teilgenommen hatte. 1941 war ich Berliner Jugendmeister im Skilanglauf und im gleichen Jahr gewann ich mit der Mannschaft die Silbermedaille bei den Deutschen Jugendmeisterschaften. Diese Erfolge überzeugten die Einberufungskommission von der Stichhaltigkeit meines Wunsches, die Wehrpflicht bei den Gebirgsjägern ableisten zu können.

Dazu kam es jedoch nur für die Dauer von 91 Tagen. Eine seit dem 11. Lebensjahr bestehende Versteifung des rechten Großzehgelenks veranlaßte den die Einstellungsuntersuchung durchführenden

Militärarzt, eine umfangreiche Untersuchung an der Universitätsklinik durchführen zu lassen. Diese Untersuchung ergab als Diagnose: vererbte echte Gicht (Arthritis Urica) mit der Gefahr möglicher Versteifung weiterer Gelenke. Diese Eventualität weiterer Gelenkversteifungen hatte zur Folge, daß ich von der Truppe unmittelbar und unverzüglich zum Weiterstudium nach Berlin entlassen wurde und fortan nicht mehr als KV (kriegsverwendungsfähig), sondern als AV (arbeitsverwendungsfähig) galt.

Ich war mir schon damals sicher, daß eine solche Konsequenz im Kriegsjahr 1942 wohl nur im Umkreis tradiert österreichischer Verhaltensmuster möglich gewesen war. Ich höre noch immer die Bemerkung des Oberarztes der internistischen Universitätsklinik (militärisch im Range eines Oberstabsarztes): „Was wollen S' denn als philosophischer Student beim Barras? Geh'n S' doch heim studieren.“ Und für mich hieß die entsprechende Entscheidung der Division in der Tat: Fortsetzung des Studiums im Wintersemester 1942/43 in Berlin.

Als Studienhauptfach hatte ich von Beginn an Philosophie gewählt, obwohl nach den schulischen Leistungen im Abitur auch ein Mathematik-Studium möglich gewesen wäre. Auch diese Entscheidung ist dabei von glücklichen Fügungen bestimmt gewesen. Die Herkunft aus einer Familie, die väter- wie mütterlicherseits dem Unteroffizierscorps der kaiserlichen Armee entstammte und nach 1918 Reichsbeamte stellte, hätte für den ersten Abiturienten in der Generationenfolge die Berufswahl des Offiziers oder doch zumindest des höheren Staatsdienstes nahegelegt. Und in der Tat war das der sehnlichste Wunsch der Eltern.

Die Durchsetzung eines Philosophiestudiums verlief deshalb auch nicht ohne erhebliche innerfamiliäre Auseinandersetzungen. Den Ausschlag dafür gab letztlich das Votum meines Gymnasiallehrers, der mich als Ordinarius seit 1938 in seiner Klasse betreute und förderte und in Deutsch und Geschichte unterrichtete: Dr. Fritz Kanning. Er hat in den fünfziger Jahren dann noch an der Freien Universität Berlin für das Fach Pädagogik habilitiert und fand damit schließlich in höherem Alter die Erfüllung seines größten Wunsches: als akademischer Lehrer tätig sein zu können.

Unter den Bedingungen des NS-Systems hatte natürlich auch er im Unterrichtsablauf die ministeriellen Vorgaben der Oberstufenlehrpläne für Deutsch und Geschichte einzuhalten. Die Unterrichtsgestaltung im einzelnen ließ ihm jedoch Spielräume, die er dazu nutzte, uns Schülern die Breite und Vielfalt und dabei insbesondere die aufklärerische Tradition der europäischen Geistesgeschichte nahezubringen.

Auch im Geschichtsunterricht war ihm in der Tradition Friedrich Meineckes etwa die Ideengeschichte und ihre Auswirkungen auf die Verfassungsgeschichte wichtiger als die politische Geschichte im en-

geren Sinne. Für mich persönlich und meine geistige Entwicklung hieß das vor allem: ich lernte schon im Gymnasium Platon (in der Deutung Werner Jägers), Giordano Bruno, Immanuel Kant (und zwar insbesondere dessen Ethik und Erkenntnistheorie), Herders Nationentheorie, Nietzsche und von modernen Denkern Ernst Cassirer, Max Scheler, Georg Simmel und Karl Mannheim intensiv kennen. Giordano Bruno und Friedrich Nietzsche waren wahlweise Gegenstand von Klassenarbeiten.

Schließlich war die Betreuung durch Dr. Kanning auch noch aus einem anderen Grunde für meine spätere wissenschaftliche Entwicklung und akademische Tätigkeit von Bedeutung: während des letzten Schuljahres vor dem Abitur machte sich im Gymnasium ein erheblicher Mangel an Lehrkräften für den Unterricht in den niederen Klassen bemerkbar. Das galt auch und besonders für den Deutschunterricht. Dr. Kanning schlug – um diese Lücke zu schließen – dem Oberstudiendirektor und dem Kollegium der Schule vor, mich und noch einen anderen Klassenkameraden – von denen ein Abiturabschluß im Wahlfach Deutsch mit der besten Note zu erwarten war – mit der Durchführung von planmäßigem Deutschunterricht in je einer Untertertia zu beauftragen. Die Schulleitung folgte diesem Vorschlag und uns beiden wurde die erfolgreiche Absolvierung dieser Aufgabe auf dem Abiturzeugnis ausdrücklich bestätigt.

Für mich persönlich waren die Erfahrungen, die ich bei der Bewältigung dieser Aufgabe machen durfte, so nachhaltig, daß ich die akademische Lehre später in meiner Tätigkeit als Wissenschaftlicher Assistent, als Privatdozent und als Professor stets als besonders wichtig auch gerade für die eigene Person erfuhr und wertete: Seminare waren für mich und die mich beschäftigenden Probleme stets besonders anregende Veranstaltungen.

Doch zurück zum Deutsch- und Geschichtsunterricht der Schule. Allein die Aufzählung der in diesem Unterricht behandelten oder genannten Namen bezeugt, daß die schulische Hinführung zur Philosophie durch Dr. Kanning zugleich auch eine behutsame Einführung in soziologisches Denken war und dabei der Geschichtsunterricht sehr stark unter soziologischen und sozialphilosophischen bzw. sozialkritischen Aspekten durchgeführt wurde. Es war daher für mich gleichsam eine Selbstverständlichkeit, neben der Philosophie auch Soziologie als Studienfach zu wählen – dies freilich zu einer Zeit, in der die Soziologie an deutschen Universitäten praktisch nicht mehr gelehrt wurde.¹ Das galt jedoch nicht für die Friedrich-Wilhelms-Universität

1 Vgl. hierzu M. Rainer Lepsius: Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg. 1945-1967. In: Deutsche Soziologie seit 1945, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 21, 1974. Hrsg. G. Lüschen.

zu Berlin. Zwar war Alfred Vierkandt durch Emeritierung ausgeschaltet und Richard Turnwald sowie W. Mühlmann lasen nur über sehr spezielle ethnologische Themen. Aber das Fach Soziologie wurde – als solches ausgewiesen – durch einen heute nicht mehr bekannten Dozenten Wilhelm Malmsten Schering vertreten, der seit März 1943 Ordinarius war.

Bei ihm Vorlesungen und Seminare zu belegen war dabei jedoch eine etwas zweischneidige Angelegenheit. Er gehörte zur Dozentenführung der Universität und war dadurch als führendes Mitglied des NS-Dozentenbundes ausgewiesen. Zumindes der Verdacht schien nicht abwegig, daß hier unter dem Begriff „Soziologie“ schlicht NS-Ideologie vermittelt werden sollte. Die Seminare selber ließen jedoch solche Befürchtungen als unbegründet erscheinen, gelang es doch etwa in einem Seminar zur „Soziologie der Macht“ neben vorgesehenen Denkern wie Clausewitz, Machiavelli, Sorel auf Antrag der Studenten sehr ausführlich Max Webers Herrschaftstypologie zur Diskussion zu stellen. Ähnliches galt für Webers Bürokratietheorie im Zusammenhang mit soziologischen Grundbegriffen. Max Weber war dann auf meinen Vorschlag hin auch Gegenstand des Prüfungsgesprächs, das Schering im Januar 1945 mit mir für das Fach Soziologie als Nebenfach in der Promotion führte.

Nebenfächer, die während des Studiums unsystematisch gehört wurden und Randfächer blieben, waren darüber hinaus Geschichte (bei Fritz Hartung und A.O. Meyer) Kunstgeschichte (bei Pinder) Psychologie (bei Kroh) Psychiatrie (bei Zutt) Publizistik (bei Dovifat). Der Schwerpunkt des Studiums blieb jedoch von Beginn an das Fach Philosophie, für das ich alle Lehrveranstaltungen von Nicolai Hartmann und Eduard Spranger in der Zeit vom Sommersemester 1942 bis Wintersemester 1944/45 belegte und hörte. Sehr früh schon hatte ich mich entschlossen, dieses Fach als Doppelhauptfach in der Promotionsabschlußprüfung vorzusehen, was nach der geltenden Promotionsordnung möglich war. Dabei blieb das persönliche Verhältnis zu Nicolai Hartmann während der ganzen Zeit bis hin zur Promotion im Januar 1945 das der uneingeschränkten, aber doch immer im gewissen Sinne distanzierten Hochachtung für den verehrten Lehrer und die von ihm vertretene Philosophie. Auch gelegentliche persönliche Gespräche bei zahlreichen Luftangriffen auf Berlin, während der ich Luftschutzwache im Philosophischen Seminar leistete und dort Nicolai Hartmann außerhalb der Lehrveranstaltungen begegnete und sprach, veränderten diese distanzierte persönliche Beziehung und Hochachtung nicht. Vor allem kam es mit ihm zu keinem menschlich-persönlichen oder gar politischen Themen geltenden Gespräch.

Anders war die Beziehung zu Eduard Spranger, die von Beginn an eine persönliche und sich darin mehr und mehr vertiefende Beziehung war. Hierfür war wiederum der Einfluß meines Klassenlehrer

Fritz Kanning von entscheidender Bedeutung. Kanning hatte in Berlin bei Alois Riehl mit einer Arbeit über Bergson promoviert, war dann für eine kurze Zeit Privatassistent bei A. Riehl und wurde in einen Privatzirkel aufgenommen, den Frau Riehl um sich scharte und der für junge Wissenschaftler schon vor dem Ersten Weltkrieg ein Stück geistiger Heimat war. Zu diesem Zirkel gehörte auch Eduard Spranger. Spranger und Kanning kannten sich aus dieser Zugehörigkeit. Es war daher für Kanning relativ leicht, eine mich betreffende Empfehlung an Spranger auszusprechen. Freilich tat er das – wie ich später erfuhr – erst, als ich mich selber mit einem Referat in Sprangers Seminar ausgewiesen hatte, und zwar einem Referat über Diltheys Konzept einer geisteswissenschaftlichen Psychologie. Danach wurde der persönliche Kontakt zu Spranger – vor allem durch gemeinsame Spaziergänge im Botanischen Garten, zu denen er mich einlud – enger.

Bei diesen Spaziergängen war natürlich auch der voraussichtliche Verlauf des Krieges Gesprächsgegenstand und im Zusammenhang damit meine persönliche mögliche Wiedereinberufung zum Wehrdienst, falls eine Mobilisierung letzter Reserven erfolgen sollte. Spranger machte mir den Vorschlag, mit der Arbeit an einer Dissertation zu beginnen, um gegebenenfalls eine Rückstellung der Wiedereinberufung bis zur Ablegung des Doktorexamens erwirken zu können. Ich griff diese Anregung freudig auf und begann im Sommersemester 1943 mit den Arbeiten an meiner Dissertation. Sie galt dem Strukturbegriff in Diltheys Theorie der Geisteswissenschaften und sollte dessen historische Herkunft wie methodologische Konsequenzen behandeln.

Über die Schwierigkeiten, eine Dissertation unter Bedingungen des sich verschärfenden Luftkrieges mit oft zwei- bis dreimaligen Angriffen täglich zu erarbeiten, ist hier nicht zu berichten. Sie hätten in der Tat nur ein rein biographisches Interesse. Wichtig für meine wissenschaftliche Entwicklung und spätere Tätigkeit war, daß Eduard Spranger mit seiner mich betreffenden Befürchtung einer nochmaligen Einberufung recht behalten sollte.

Spranger war zu Beginn des Wintersemesters 44/45 wieder aus der Haft entlassen worden, die er im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Julis erleiden mußte – für mich „rechtzeitig“, denn zur selben Zeit erhielt ich die erneute Einberufung zum Wehrdienst bei der Luftwaffe für das Bodenpersonal zum Anfang Dezember 1944. Die Dissertation war zu dieser Zeit in einer ersten Fassung fertig und lag Spranger vor. Da er eine notwendige Überarbeitung in sechs bis acht Wochen für möglich hielt, stellte er über die Fakultät beim Wehrbezirkskommando den Antrag, meine Einberufung zum Zwecke der Ablegung der mündlichen Promotionsprüfungen Anfang Januar 45 für eine gewisse Zeit zurückzustellen. Zugleich beantragte er bei der Fakultät als Ausnahmeregelung meine Zulassung zur Promotion im 6.

Studiensemester. Wie ich später erfuhr, wurde sein Antrag von Nicolai Hartmann nachhaltig unterstützt.

Was ich selber zwar erhofft, aber kaum für möglich gehalten hatte, trat ein: dem Antrag wurde stattgegeben, der Einberufungsbefehl wurde ausgesetzt, ein neuer Termin der Einberufung nicht festgelegt, die überarbeitete Fassung der Dissertation wurde vor Weihnachten 1944 beim Dekan eingereicht, die Gutachten waren Anfang 1945 erstellt, die mündlichen Prüfungen auf den 9. und 10. Januar 1945 festgesetzt und fanden auch an diesen Terminen statt, die Arbeit in sieben Exemplaren der Fakultät vorgelegt. Am 2.3.1945 erhielt ich durch den Dekan die Promotionsurkunde ausgehändigt und war damit zum Doktor phil. promoviert. Die rote Armee stand schon an der Oder und bereitete den Angriff auf Berlin vor, das zuständige Wehrbezirkskommando war ausgebombt und ein neuer Einberufungstermin war nicht festgesetzt. Eduard Spranger konnte daher meine Anstellung als Assistent am Pädagogischen Seminar beantragen – seine bisherige Assistentin war auf eigenen Wunsch ausgeschieden. Meine Einweisung in die Assistentenstelle erfolgte zum 1. April 1945, also einen Monat vor Kriegsende.

Für meine Tätigkeit nach der Kapitulation und in der ersten Phase der Wiedereröffnung der Berliner Universität waren dabei Umstände maßgebend, die wiederum einer kurzen autobiographischen Erwähnung bedürftig sind: Sie betreffen meine Zugehörigkeit zu NS-Organisationen und zum NS-System insgesamt.

II. Behandlung philosophisch-soziologischer Themen in Lehre und Forschung

Die schon erwähnte, deutsch-national geprägte Tradition des Elternhauses ließ es in der verbreiteten Aufbruchstimmung von 1933 als selbstverständlich erscheinen, daß der Sohn Mitglied in der NS-Jugendorganisation (Deutsches Jungvolk) wurde. Eine geistige Distanzierung setzte – langsam beginnend – erst ab 1938 ein, als ich in die Klasse von Dr. Kanning und damit unter seinen Einfluß kam. Äußerlich erleichtert wurde dieser geistige Distanzierungsprozeß durch die ebenfalls im Jahre 1938 beginnende Zugehörigkeit zum Skilauf-Hochleistungskader der Hitlerjugend des Gebiets Berlin: die zunehmenden Zwänge zum Hochleistungstraining im Winter und Sommer hatten eine sich mehrende Distanzierung vom Alltagsablauf des sog. Hitlerjugenddienstes zur Folge: Der Hochleistungssport wurde zu einer Art ideologischer Rückzugsnische – und das wurde von mir auch zunehmend bewußt als solch ein entsprechender Prozeß erlebt.

Für die geistige Distanzierung war über den Deutsch- und Geschichtsunterricht bei Dr. Kanning und über das Studium bei Eduard Spranger und Nicolai Hartmann hinaus auch von Bedeutung, daß ich ab etwa Anfang 1944 – also noch während des Studiums – durch Dr. Kanning vermittelt Kontakt zu Dr. Wilhelm Heise fand, von dem ich erst sehr viel später erfuhr, daß er in den zwanziger Jahren der Deutschlehrer von Boleslav Barlog gewesen war und als solcher diesem die Begeisterung für die deutsche klassische Literatur vermittelt hatte. Heise war als altes KP-Mitglied vom NS-System seines Amtes als Studienrat enthoben worden und hatte während des Krieges einen Kreis von Personen um sich geschart, die alle in Ablehnung zum Nationalsozialismus standen und in den ich aufgenommen wurde. Er nannte ihn Arbeitskreis „Kommendes Deutschland“ zur Bekämpfung des Nationalsozialismus. Unmittelbar nach Kriegsende – noch bevor die Amerikaner ihren Sektor von Berlin besetzten – wurde Dr. Heise als Stadtrat für Volksbildung im Bezirk Steglitz eingesetzt, später war er unter Paul Wandel in der für die SBZ zuständigen Zentralverwaltung für Volksbildung als Abteilungsleiter tätig. In diesen beiden Positionen hat er dafür gesorgt, daß ich – trotz der Zugehörigkeit zur Hitlerjugend und zur NSDAP, in die ich während der Militärzeit automatisch überwiesen worden war – ohne Unterbrechung als Assistent an der Universität tätig bleiben konnte.

Die ersten Monate nach der Kapitulation bestand meine Arbeit im wesentlichen in der Rückführung und Neuordnung der während des Krieges in die Provinz ausgelagerten Bibliotheken des Philosophischen und des Pädagogischen Seminars. Da das Philosophische Seminar ausgebombt worden war, mußten Philosophisches und Pädagogisches Seminar in den Räumen des Pädagogischen Seminars, die unversehrt geblieben waren, untergebracht werden. Zudem half ich Eduard Spranger bei der Wahrnehmung der Rektoratsgeschäfte – er war ja zum Kommissarischen Rektor der Universität ernannt worden und sah seine Aufgabe im Wesentlichen darin, die Voraussetzungen für eine möglichst baldige Wiederaufnahme des Lehrbetriebs der Universität zu schaffen. Über diese hochschulpolitische Tätigkeit in Unterstützung Eduard Sprangers habe ich an anderer Stelle schon ausführlich berichtet.²

Die Assistenz bei Spranger und die Zusammenarbeit mit ihm sowie die Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus als Theorie wie auch als realem politisch-ideologischem System begründete in den Jahren 1945/46 weitgehend meine darauf folgende Akzentuierung in der Beschäftigung mit Philosophie und Soziologie. Das gilt zunächst für die Wahl des Themas meiner Habilitationsschrift. Sie er-

2 Siehe Hans-Joachim Lieber: *Blick zurück – Biographisches zur Hochschulpolitik in Deutschland 1945-1982*. Berlin, Freie Universität, 1989.

folgt noch in Absprache mit Eduard Spranger einige Monate bevor er im Juni 1946 Berlin verließ und nach Tübingen ging. Spranger schlug vor, mich der Thematik der Wissenssoziologie zuzuwenden, weil diese – in seiner Sicht – Anfang der dreißiger Jahre den fortgeschrittensten Stand der Auseinandersetzung um den Marxismus als Methode der Deutung geistig-gesellschaftlicher Zusammenhänge darstellte. Eine problemorientierte Zusammenfassung des Diskussionsstandes der Wissenssoziologie lag nur in einer Schrift von Ernst Grünwald aus dem Jahre 1934 vor, die – weil in Wien erschienen – in Deutschland weitgehend unbekannt geblieben war. Da für diese Wissenssoziologie Karl Mannheim und Max Scheler von zentraler Bedeutung gewesen waren, ich mich mit ihrem Werk ansatzweise schon in Schule und Studium befaßt hatte, griff ich die Anregung von Spranger gerne auf.

Neben der beginnenden Arbeit an der Habilitationsschrift galt meine akademische Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent nach der Wiedereröffnung der Berliner Universität – nunmehr als „Humboldt-Universität“ – der Abhaltung von Seminaren, die ich per Lehrauftrag durchführen durfte.

Nach dem Weggang Sprangers aus Berlin war das philosophische Ordinariat zunächst verwaist und wurde dann für kurze Zeit von dem aus der englischen Emigration zurückgekehrten Arthur Liebert wahrgenommen. Mit ihm fand ich sofort einen engen persönlich guten Kontakt – leider verstarb er kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland. Paul Hoffmann – ein sehr feinsinniger Philosoph – trat für kurze Zeit seine Nachfolge an, erkrankte und verstarb dann ebenfalls. So kam dann erst mit der Ernennung von Lieselott Richter zur Philosophie-Professorin eine gewisse Kontinuität in die Leitung des philosophischen Seminars. Mit ihrer Zustimmung durfte ich dann auch die Lehrtätigkeit als Assistent mit der Abhaltung von Proseminaren aufnehmen. Während dieser Lehrtätigkeit gelang es mir, das Vertrauen und den Kontakt zu einigen Studenten zu gewinnen, die später zu den studentischen Gründungsmitgliedern der Freien Universität gehörten und an dieser dann von mir auch in ihrem Promotionsverfahren betreut bzw. mitbetreut wurden. Zu ihnen gehörten etwa Jürgen Fijalkowski, Klaus Heinrich, Georg Kotowski. In gewissem Sinne gehörte auch Horst-Eberhard Richter zu ihnen, den ich schon aus der Studienzeit während des Krieges kannte, und den ich Lieselott Richter zur Promotion zum Dr. phil. empfahl. Wir haben später an der FU noch mannigfachen auch familiären Kontakt gehabt. Und schließlich gehörte zu diesem Kreis von Studenten auch Wolfgang Heise, der Sohn von Wilhelm Heise. Er schrieb später ein sehr beachtenswertes Buch über die Deutsche Philosophie des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, das – nach meinem Urteil – überzeugender war als etwa Georg Lukács Analysen zur „Zerstörung der Vernunft“. Wolfgang Heise war später Philosophie-Professor an der Humboldt-Universität,

geriet aber in Zusammenhang mit den Vorgängen um Havemann und Harich in politischen Konflikt mit dem SED-Regime. Er wurde schließlich als Professor für Ästhetik in die Sparte der Kunstgeschichte abgedrängt.

Ab etwa Sommersemester 1948 hielt ich über die erwähnten Studenten Heinrich, Fijalkowski und Kotowski Kontakt mit dem Gründungsausschuß für eine Freie Universität im Westen Berlins und wirkte schließlich bis zu meinem Ausscheiden aus dem Dienst der Humboldt-Universität in diesem Gründungsausschuß mit – ich habe darüber in der schon erwähnten Schrift „Blick zurück“ berichtet.

Das Arbeiten an der Habilitationsschrift ging in dieser ganzen Zeit hochschulpolitischer Aktivitäten weiter und das Resultat meiner Analysen lag 1950 vor. Ich reichte es der Philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin als Habilitationsschrift ein. Die erstrebte und dann auch erteilte *Venia legendi* erfolgte für Philosophie und Soziologie.

Zur Habilitationsschrift und zum Habilitationsverfahren sind für den thematischen Zusammenhang dieser autobiographischen Reflexionen aus heutiger Sicht folgende Bemerkungen angebracht. Für den wissenssoziologischen Argumentationszusammenhang reduzierte sich der Marxismus im Wesentlichen auf eine Theorie der Abhängigkeit geistiger Zusammenhänge und Strukturen von sozial-ökonomischen Bedingungen, also auf eine mehr oder weniger undifferenziert konzipierte Basis-Überbau-Theorie. Dies galt – mit gewissen Einschränkungen – schon für die Auseinandersetzung mit dem Marxismus als sozialhistorischer Methode Ende der zwanziger bis Anfang der dreißiger Jahre. Es galt erst recht für jenen Marxismus-Leninismus, der unter dem Einfluß der sowjetischen Siegermacht ab 1945/46 in der damaligen sowjetischen Besatzungszone Geltung erlangte und maßgeblich durch Stalins bis in die sechziger Jahre hinein geltende Dogmatisierung und Popularisierung geprägt war. Als „dialektischer und historischer Materialismus“ ging er dann freilich weit über eine methodologische Konzeption hinaus und gerann zu dem, was Hans Leisegang einmal eine „Philosophie des Nichts-anderes-Als“ (Überbau) bzw. eine „Philosophie der Verdächtigung“ genannt hat.

Nach Sprangers Fortgang aus Berlin und nach der von mir mitgetragenen Gründung der Freien Universität Berlin war Hans Leisegang für einige Jahre mein wissenschaftlicher und institutioneller Mentor als Direktor des Philosophischen Seminars der neuen Universität. Mit seinen zuvor erwähnten Kennzeichnungen des Marxismus sowjetischer Prägung suchte er in der Tradition seiner Denkformtheorie eben auch den Marxismus als *eine* spezifische Denkform zu bestimmen und damit zugleich zu relativieren.

Wie zutreffend oder nicht solche Etikettierungen aber letztlich auch immer gewesen sein mögen, für meine von der Beschäftigung mit der Wissenssoziologie ausgehende Auseinandersetzung mit dem

Marxismus hatte das in den fünfziger Jahren die Kosequenz, das von Marx sich herleitende philosophisch-soziologische Denken in der historisch überlieferten Vielfalt seiner Aspekte kritisch aufarbeiten zu müssen.

Dazu gehörte eine weit gefaßte Erörterung und Aufarbeitung aller um einen nicht-dogmatisierten Ideologiebegriff herum sich stellenden philosophisch-soziologischen Probleme: Also letztlich das Mitarbeiten an einer differenzierten philosophisch-soziologischen Ideologietheorie. Dazu gehörte weiter die radikale Durchforstung bisheriger Marx-Engels-Editionen mit dem Ziel, so weit möglich den Anteil Marxens an der Theorie von demjenigen zu trennen, den Engels dazu beigetragen hatte, und zugleich auch mit dem Ziel, das sozialkritische Potential im Denken des jungen Marx (zentriert um das Entfremdungs- und Selbstentfremdungskonzept) gegen den zur herrschaftssichernden Ideologie geronnenen Marxismus-Leninismus abzugrenzen. Und dazu gehört schließlich auch die Auseinandersetzung mit Phänomen und Theorie des Totalitarismus.

Diesem Ziel diente eine ganze Reihe eigener Publikationen, die nach der Habilitationsschrift erschienen. Diesem Ziel diente auch und vor allem die seit 1959 publizierte textkritische Edition der wichtigsten Marx'schen Schriften im Rahmen der Werkausgaben der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft. Entgegen der Editionspraxis bisheriger Marx-Ausgaben, zu Lebzeiten unveröffentlichte, handschriftlich hinterlassene Frühschriften von Marx durch Umgruppierung und Neuzusammenstellung von Textteilen so herzurichten, daß der Eindruck von in sich abgeschlossenen und stimmigen Manuskripten erweckt werden sollte, entschloß ich mich, die Authentizität der Marx-Schriften dadurch besser sichtbar zu machen, daß ich durch Anlehnung an die Originalmanuskripte schon im und durch den gedruckten Satzspiegel ihren fragmentarischen Charakter hervorhob. Bei diesem Ziel dienenden Editionen half mir vor allem mein damaliger Assistent, Dr. Peter Furth. Dieses Editionsverfahren erwies sich offenbar als so überzeugend, daß es in der jüngsten Marx-Engels-Ausgabe der DDR übernommen wurde, freilich ohne mich und Furth als Vorläufer zu nennen.

Dem Ziel einer sachgerechten, ideologiekritischen Auseinandersetzung mit Marx, dem Marxismus, dem Phänomen des Ideologischen überhaupt und der Wissenssoziologie dienten in den fünfziger Jahren darüber hinaus eine Reihe von philosophisch-soziologischen Lehrveranstaltungen, die mehr oder weniger direkt Anlaß für eine Anzahl von Dissertationen wurden, die unter meiner Betreuung entstanden. Hier sind exemplarisch etwa die Dissertationen von Günter W. Remmling, Peter Christian Ludz, später Marlies Krüger, Harald Kerber, René Ahlberg, Helmuth G. Bütow, Klaus Meschkat, Gerd Ritter u.a. zu nennen.

Die von mir in den fünfziger Jahren durchgeführten philosophisch-soziologischen Lehrveranstaltungen dienten thematisch natürlich

auch einer Reihe philosophischer und soziologischer Themen, die mit dem Marxismus nicht im Zusammenhang standen. Im Rahmen so gezielter Lehre, die nicht zuletzt auf einer Einführung in sozialphilosophisches und soziologisches Denken überhaupt hinzuwirken suchte, entstand unter meiner Leitung eine soziologische Arbeitsgemeinschaft, die auch empirische Untersuchungen zum politischen Bewußtsein der Studenten durchführte und ihre Resultate durch den Verband deutscher Studentenwerke publizierte. Zu dieser Arbeitsgemeinschaft gehörte – wenn ich recht erinnere – neben anderen für kurze Zeit auch Renate Pflaum (später: Mayntz) und Dieter Claessens.

Ein anderer Themenbereich, den ich in den fünfziger Jahren in Lehrveranstaltungen behandelte, war der Nationalsozialismus und Faschismus, seine Ideologie und seine Nachwirkung. Auch zu dieser Thematik konnte ich in diesen Jahren eine Reihe von Dissertationen anregen und betreuen, so etwa Jürgen Fijalkowskis Studie über Carl Schmitt, Peter Furths Analysen zur Sozialistischen Reichspartei, Theodor Strohm's ideologiekritische Auseinandersetzung mit Gogartens Theologie.

Es kann daher nur als Konsequenz meines wissenschaftlichen Interesses gelten, daß ich mich seit den frühen fünfziger Jahren auch und vornehmlich mit Theorie und Phänomen des Totalitären befaßte: die Totalitarismusproblematik bedurfte und bedarf wohl noch immer einer etwas breiteren Erörterung.

Der Begriff des Totalitarismus – insbesondere durch Hannah Arendt und Carl Joachim Friedrich bekannt gemacht – übte zunächst eine erhebliche Faszination auf philosophisches, soziologisches und politikwissenschaftliches Denken aus, weil die mit diesem Begriff arbeitende Theorie beanspruchte, ein Doppeltes leisten zu können: den Nationalsozialismus, sein Entstehen, seine Struktur, seinen – wenn auch nur kurzen, jedoch die weltpolitische Lage grundlegend verändernden – Siegeszug und seinen Zusammenbruch erklärbar zu machen und zugleich eine theoretische Orientierung in der nach dem Zweiten Weltkrieg sich verschärfenden Ost-West-Spannung zu bieten. Diese sollte als fundamentaler Konflikt zwischen liberaler Demokratie und totalitärer Diktatur begriffen werden können.

Das heißt: Nationalsozialismus wie Bolschewismus Stalinscher Prägung sollten gleichermaßen als konkrete Ausprägungen eines einheitlichen Typs von Herrschaft deutbar werden. Der Begriff totalitärer Herrschaft hatte somit von Beginn seiner politikwissenschaftlichen Wirkung an einen ausgeprägt zeitgeschichtlichen Bezug. Der Begriff aber enthielt – wie sich bald zeigen sollte – in sich eine vielschichtige Problematik, die die Diskussion innerhalb der Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialphilosophie nachhaltig bestimmte und wohl auch heute noch nicht als endgültig beendet angesehen werden darf. Zwar sind grundsätzliche Auseinandersetzungen mit Begriff und Theorie

des „Totalitären“, die über den gegen Ende der siebziger/Anfang der achtziger Jahre erreichten Diskussionsstand hinausführen, nicht mehr erschienen. Jedoch haben die nach Beginn der Ära Gorbatschow in der Sowjetunion eingeleiteten politischen, gesellschaftlichen und ideologischen Veränderungen und ihre Auswirkungen auf die politischen gesellschaftlichen Verhältnisse in den ost- und ost-mitteleuropäischen Staaten eine Eigendynamik erlangt, die dem damals erreichten Diskussionsstand heute eine neue Aktualität zuweist: Der Begriff „totalitäre Herrschaft“ ist in einer gewissen Weise fragwürdig, d.h. der Befragung würdig geworden.

Davon abgesehen waren es schon in den fünfziger Jahren im Wesentlichen drei Argumentationsmuster, die gegen die Totalitarismustheorie vorgebracht wurden: Das erste Argument wandte sich gegen das in dieser Theorie vorherrschende methodologische Verfahren der Bildung von idealtypischen Begriffen, an denen je konkrete gesellschaftlich-politische Ereignisse und Prozesse sollten gemessen werden können. Gerade an diesem Punkt setzte schon in den fünfziger Jahren und zwar bei einer Reihe meiner Berliner Mitarbeiter – angeführt von Peter Christian Ludz – die Skepsis an. Vor allem wendete sie sich gegen eine idealtypologisch verfahrenende Sozialwissenschaft, deren Erkenntnisgegenstand letztlich immer auch und gerade ein historisch singulärer Erkenntnisgegenstand ist, zumindest aber ein historisch vermittelter. Diese historische Singularität bleibt – das war der Einwand – in ihrer je konkreten Verflechtung, ihrer Struktur und Entwicklung gleichsam außerhalb des Erkenntnisinteresses. Und dies eben gilt auch für die Totalitarismustheorie. Sie konzentriert sich vordringlich darauf, das Maß der Abweichung des je konkreten Falles vom idealtypischen Konstrukt festzustellen.

Ein anderer, ebenfalls methodologisch begründeter Einwand, der schon damals erhoben wurde, verdient wohl auch heute noch größere Beachtung, weil er ausschließlich auf den Totalitarismusbegriff gezielt ist, besonders auf seine Tauglichkeit für die wissenschaftliche Analyse von gesellschaftlich-politischen Entwicklungen in der Sowjetunion nach Stalins Tod und speziell seit der Ära Chruschtschow. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen wurde die Frage akut, ob nicht der Totalitarismusbegriff die von ihm bezeichneten politisch-gesellschaftlichen Sachverhalte viel zu statisch denke, als daß er verändernde Dynamik überhaupt zu registrieren vermöchte. Für eine solche sich verändernde politische Dynamik aber sprachen in der Nach-Stalin-Ära – schon Ende der fünfziger Jahre sich andeutend – durchaus handfeste Fakten in der Entwicklung der Sowjetunion.³

3 Ich verweise hierzu auf das von mir gemeinsam mit E. Böttcher und Boris Meisner herausgegebene Buch: Bilanz der Ära Chruschtschow, Stuttgart 1961.

Ein dritter Einwand schließlich betrifft die im Totalitarismusbegriff praktizierte Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Kommunismus sowjetischer Prägung. Dieser Einwand hält sich durch bis zu dem bekannten Historikerstreit der achtziger Jahre und läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß das methodische Arbeiten mit dem Totalitarismusbegriff die jeweiligen singulären Ausprägungen der damit bezeichneten Phänomene, ihre je unterschiedlichen historischen, gesellschaftlichen und ideologischen Herkunft über Gebühr vernachlässige, ja unterschlage, was selber ideologische Implikationen genaue aufklärerischer Art haben könne.

Die genannten Einwände gegen die Totalitarismustheorie waren in den fünfziger Jahren, als mein akademisches Wirken in Philosophie und Soziologie sich entwickelte, erst im Ansatz erahnbar. Obwohl sie erst später ihr volles Gewicht erlangten, habe ich selbst schon zu dieser Zeit vor allem in meinen Lehrveranstaltungen ein starkes Gewicht auf methodologische Erörterungen gelegt, und zwar insbesondere auf die Problematik einer idealtypologisch vorgehenden Soziologie. Und ebenso habe ich darauf Wert gelegt, einige spezielle geistig-geschichtliche Voraussetzungen des NS-Systems herauszuarbeiten, zum Teil in einer Reihe von mir veranlaßter und betreuter Dissertationen; sie betrafen – wie schon erwähnt – den Staatsrechtler Carl Schmitt, den Philosophen und Soziologen Hans Freyer, Friedrich Nietzsche, den französischen Soziologen Georges Sorel, den deutschen Theologen Gogarten.

Was die wissenschaftliche Erforschung der Entwicklung der Sowjetunion als Voraussetzung einer geistigen Auseinandersetzung anbelangt, so war mir seit der Mitte der fünfziger Jahre klar, daß eine Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus allein hierzu nicht ausreicht. Es mußten die gesellschaftlichen, ideologischen und politischen Entwicklungen in der Sowjetunion selber und in ihren Satellitenstaaten eingehend beobachtet und analysiert werden und ebenso auch die spezifischen russischen Traditionen mit in die Betrachtung einbezogen werden. Dies aber konnte sinnvoll und sachangemessen nur geleistet werden in enger Kooperation mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen, deren Forschungsgegenstand die Sowjetunion bzw. Rußland waren.

Das seit 1951 an der Freien Universität Berlin existierende, interdisziplinär organisierte Osteuropa-Institut, das – fakultätsübergreifend – Rektor und Senat unmittelbar unterstand, bot hierfür die wichtigsten und besten Voraussetzungen. Nach meiner Ernennung zum Außerordentlichen Professor 1955 ergriff ich die Initiative zur Gründung einer eigenen Abteilung für Soziologie und Ideologie an diesem Institut, die dann schließlich 1957 erfolgte. Voraussetzung für die erfolgreiche Arbeit dieser Abteilung war einerseits der Aufbau einer Spezialbibliothek mit einschlägigem Schrifttum in russischer Sprache und anderen slawischen Sprachen, andererseits die Gewinnung von wissenschaftlichen Mitarbeitern, die über ausreichende Kenntnisse

der entsprechenden Sprachen verfügten. Dies gelang bis etwa 1960. René Ahlberg, Hellmuth G. Bütow und Klaus Meschkat wurden meine Assistenten, Helmut Fleischer wechselte von Fribourg, wo er bei Bochenski gearbeitet hatte, zu mir nach Berlin, J. G. Görlich fand zu meiner Abteilung und wurde einer der Experten für ideologische Probleme der Naturwissenschaften in der Sowjetunion. Und schließlich wurde wegen seiner Sprachkenntnisse ebenso wie wegen seiner exzellenten Kenntnisse der Geschichte und Theorie der internationalen Arbeiterbewegung Rudi Dutschke studentische Hilfskraft an der Abteilung mit Zuständigkeit für die Betreuung der Bibliothek.

Zunächst waren Forschung und Lehre der neuen Abteilung darauf gerichtet, die wissenschaftsgeschichtlichen Interdependenzen aufzuklären, unter deren Einfluß die Soziologie Anfang der dreißiger Jahre in der Sowjetunion stillgelegt und am Ende der fünfziger Jahre wieder zugelassen worden waren. Im weiteren Verlauf der Arbeit galt es, die wissenschaftstheoretischen Argumente zu untersuchen, mit deren Hilfe die relative Ausgliederung der „marxistisch-leninistischen Soziologie“ aus dem Bestand des historischen Materialismus vollzogen und gerechtfertigt worden war. Schließlich mußte die Entwicklung der empirischen Sozialforschung zumindest in ihren Grundzügen in der Sowjetunion dokumentiert und analysiert werden. Hier leistete vor allem René Ahlberg mit seiner Habilitationsschrift vorzügliche Arbeit.

Mit dem Verweis auf den Aufbau einer eigenen Abteilung für Soziologie im Rahmen des Osteuropa-Instituts an der Freien Universität und der Begründung einer eigenen von mir herausgegebenen Schriftenreihe dieser Abteilung unter dem Titel: Philosophische und soziologische Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts an der Freien Universität Berlin, bin ich mit meinen autobiographischen Reflektionen freilich schon zu einem weiteren Aspekt der Bemühungen um die Soziologie nach 1945 in Deutschland übergegangen: dem ihrer institutionellen Eingliederung in die Organisationsstruktur der Universität.

III. Institutionelle Verankerung der Soziologie in Lehr- und Forschungsinstitutionen der Universität

Um die institutionelle Situation der Soziologie an der 1948 neu gegründeten Freien Universität Berlin richtig einschätzen und würdigen zu können, muß folgendes erinnert werden: Die Universität begann ihren Lehrbetrieb in klassischer Fakultätengliederung, und zwar mit drei Fakultäten: der Medizinischen, der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen und der Philosophischen Fakultät. Letztere enthielt in sich auch alle damals durch Professoren vertretenen mathematisch-

naturwissenschaftlichen Disziplinen. Erst einige Semester später – nach meiner Erinnerung Anfang der fünfziger Jahre – konstituierten sich Rechts- und Wirtschaftswissenschaften als je eigene Fakultäten, ebenso schieden die Naturwissenschaften aus der Philosophischen Fakultät aus und konstituierten sich als eigene Fakultät.

Vertreter des Faches Soziologie war an der Freien Universität vom Beginn an der Volkswirtschaftler Friedrich Bülow, dessen Lehrstuhl als Doppellehrstuhl in der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, später nur der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, ausgewiesen war. Otto Stammer habilitierte 1949 für Soziologie an der damaligen Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, ich selbst habilitierte 1950 für die beiden Fächer Philosophie und Soziologie an der damals noch die naturwissenschaftlichen Disziplinen umfassenden Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Daneben unterrichtete mit einem Lehrauftrag der Philosophischen Fakultät Frau Dr. R. Wanstrat das Fach, nahm aber an den Gesprächen und Verhandlungen zwischen den Fakultäten über die organisatorische Zukunft des Faches Soziologie nicht teil.

Die Betreuung meines Habilitationsverfahrens für das Fach Philosophie oblag dem Direktor des Philosophischen Seminars, an dem ich Wissenschaftlicher Assistent war, Hans Leisegang. Die Betreuung des Verfahrens für das Fach Soziologie oblag Friedrich Bülow. Für die Durchführung des Verfahrens wurde er bis zu dessen Beendigung mit vollem Stimmrecht von der Philosophischen Fakultät kooptiert. Die in dieser Verfahrensweise sichtbare Kooperation zwischen den beiden Fakultäten für das Fach Soziologie blieb über Jahrzehnte erhalten und hat die institutionelle Verankerung des Faches nachhaltig geprägt und gefördert.

Nach meiner Habilitation entwickelte sich eine die Fakultätsgrenzen überschreitende Kooperation zwischen Bülow, Stammer und mir, die sich für das Fach als sehr fruchtbar erwiesen hat: Wir begründeten als bleibende, also jedes Semester zu wiederholende Einrichtung ein gemeinsames soziologisches Kolloquium, an dem ab 1952 als Mitglied einer weiteren Fakultät der aus der Emigration zurückgekehrte Ordinarius für Rechtssoziologie Ernst Hirsch teilnahm, d.h. es wirkten schon in der Frühphase der Freien Universität durch ihre jeweiligen Vertreter jene drei Fakultäten in der Lehre zusammen, denen gemäß der Tradition deutscher Universitäten das Fach Soziologie zugeordnet war oder doch aus denen es entsprang.

Die die Fakultätsgrenzen überschreitende Zusammenarbeit im Fach Soziologie, besonders zwischen der Philosophischen und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät fand auch in folgender Übereinkunft ihren Ausdruck: Die Soziologieprofessoren beider Fakultäten hatten wechselseitig das Recht, als Gutachter und Prüfer bei Promotionen in der jeweils anderen Fakultät mitzuwirken. Das hatte vor allem Bedeutung angesichts der unterschiedlichen Promotionsordnungen der beiden Fakultäten.

In der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät war traditionell das bestandene Diplomexamen in Volks- oder Betriebswirtschaft eine Voraussetzung für die Zulassung zur Promotion. Eine solche einschränkende Bestimmung kannte die Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät allenfalls für das Fach Psychologie, das allein einen geregelten Diplomstudiengang kannte. In allen anderen Disziplinen der Philosophischen Fakultät konnten Promotionen zum Dr. phil. direkt angestrebt und durchgeführt werden. Dies war mit ein Grund dafür, daß die ersten Promotionen mit dem Hauptfach Soziologie, die an der Freien Universität ab Mitte der fünfziger Jahre durchgeführt wurden, in der Philosophischen Fakultät, also zum Dr. phil. erfolgten, und zwar auch dann, wenn die Hauptfachbetreuer und -prüfer Professoren der Wiso-Fakultät waren.

Für die philosophische Fakultät blieb diese Promotionsmöglichkeit – ohne ein vorangehendes anderweitiges akademisches Examen abgelegt zu haben – auch bestehen, nachdem der Diplomstudiengang für Soziologie durch eine entsprechende Prüfungsordnung an beiden betroffenen Fakultäten 1956 eingeführt worden war. Auch dieser Diplomstudiengang berücksichtigte dabei die interfakultative Verzahnung der beiden Fakultäten, die sich an der Freien Universität als fruchtbar erwiesen hatte.

Die Verabschiedung dieser Diplomprüfungsordnung durch die zuständigen Gremien der Universität erfolgte, nachdem zuvor sehr intensive Gespräche vor allem zwischen Otto Stammer und Theodor W. Adorno bzw. Max Horkheimer einerseits, Helmut Schelsky und zum Teil René König andererseits stattgefunden hatten. In diesen Gesprächen wurde im Wesentlichen die Frage diskutiert, ob überhaupt ein eigener Diplomstudiengang für Soziologie eingeführt werden sollte oder nicht vielmehr – was die möglichen Berufsaussichten für Soziologie anbelangt – an einen Diplomvolkswirt mit soziologischer Schwerpunktbildung zu denken sei. Wenn wir uns in Berlin ähnlich wie Horkheimer und Adorno in Frankfurt schließlich für einen eigenständigen Diplomstudiengang für Soziologie unter Berücksichtigung des jeweiligen Eigengewichts der beiden beteiligten Fakultäten entschieden, so war dafür vor allem ein relativ äußerlicher Anlaß entscheidend.

Es stand in Berlin Ende der fünfziger Jahre die Integration der bis dahin selbständigen Deutschen Hochschule für Politik als interfakultatives politikwissenschaftliches Institut in die Freie Universität an, wobei dieses interfakultative Institut einen eigenen Studiengang für Politikwissenschaft mit eigenem Diplomabschluß anbieten würde.

Zwar wurde die ehemalige Deutsche Hochschule für Politik erst am 1. April 1959 endgültig als selbständiges interfakultatives Institut für politische Wissenschaft (Otto-Suhr-Institut) in die Freie Universität eingegliedert, jedoch schon seit Beginn der fünfziger Jahre war eine institutionelle und personelle Zusammenarbeit mit der Freien Universität vertraglich gesichert. Dies belegen folgende Tatbestände:

Otto Stammer, seit 1951 Professor für Soziologie an der Freien Universität, erhielt durch Auftrag des Kultussenators der Stadt Berlin mit Wirkung vom 28.4.53 den offiziellen Auftrag, das Lehrgebiet der politischen Soziologie nebenberuflich an der Deutschen Hochschule für Politik zu vertreten. Otto Suhr, der damalige Direktor der Deutschen Hochschule für Politik, wird am 1.4.63 zum Honorarprofessor der Wiso-Fakultät der Freien Universität ernannt. Otto von der Gablenz, sein Nachfolger im Direktorat, ist seit 1949 Privatdozent und seit 1953 Außerordentlicher Professor an der Wiso-Fakultät an der Freien Universität. Eugen Fischer-Bahling, Abteilungsleiter an der Hochschule für Politik, wird mit dem Sommersemester 1953 gleichzeitig Ordinarius an der Philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin. Ebenso wird Ernst Fraenkel unter Berufung zum Ordinarius an der Philosophischen Fakultät zum 1.4.1953 Abteilungsleiter an der Hochschule für Politik. Martin Drath ist von Beginn an sowohl Ordinarius an der Juristischen Fakultät der Freien Universität als auch Abteilungsleiter an der Hochschule für Politik. Alle diese personellen Verzahnungen erfolgen nach Beratungen und Abstimmungen in den zuständigen Selbstverwaltungsgremien der beiden Institutionen. Seit 1953/54 ist aktenkundig, daß Gespräche zwischen den o.g. Personen und dabei insbesondere zwischen Stammer und von der Gablenz stattfanden über die Frage der Einführung eines eigenständigen Soziologie-Diploms unter Vermeidung möglicher Konkurrenz zwischen diesem Diplom und dem Diplom für Politische Wissenschaft.

Um das Eigenrecht eines Soziologiestudiums in Abgrenzung zu einem politikwissenschaftlichen Studium zu garantieren, ging die Tendenz der Überlegungen über die Einführung eines eigenen Studiengangs für Diplomsoziologen davon aus, daß ein Studiengang entwickelt werden mußte, der gleichrangig und gleichwertig neben dem Diplom für Politologie, der bisherigen Kooperation der beiden Fakultäten Rechnung trug.⁴ Ein weiterer Anlaß für Überlegungen zur Einführung eines eigenen soziologischen Diplomstudienganges war folgender: Das Argument für die Einführung eines Diploms für Soziologie zielte insbesondere darauf ab, durch diesen Studiengang Möglichkeiten für das Durchbrechen des Juristenmonopols in der öffentlichen Verwaltung und in der Politik zu ermöglichen. Die Frage, die sich stellte, war: Muß nicht Ähnliches auch für die Soziologie gelten? Gibt es nicht eine Fülle von beruflichen Aufgaben, für deren Wahrnehmung ein speziell ausgebildeter Soziologe besser als ein Jurist oder Nationalökonom geeignet erscheint? Den diesbezüglichen Überlegungen gibt etwa Otto Stammer in einem Studienführer der Freien Uni-

4 Auf die Kontroverse über das Verhältnis von Soziologie und Politischer Wissenschaft geht vor allem Peter Christian Ludz in einem Aufsatz in dem schon erwähnten Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie ... ein.

versität, nach Einführung des Diplom-Soziologen-Studiums, Ausdruck, wenn er dort schreibt:

„Die Einführung des soziologischen Diploms entspricht den in der Öffentlichkeit angeregten Reformen des Sozialwissenschaftlichen Bildungs- und Prüfungswesens. In der Freien Universität Berlin haben die beiden beteiligten Fakultäten sich bei der Einführung des Soziologischen Diploms von der Absicht leiten lassen, dem bisher auf verschiedene Fächer verstreuten Studium der Soziologie eine der theoretischen und praktischen Bedeutung dieser Wissenschaft angemessene Geschlossenheit zu geben. Sie gingen von der Erwartung aus, mit der Einführung dieser neuen Prüfung einem Bedürfnis der Praxis entgegenzukommen. Freilich gehen die Diplomsoziologen derzeit und vorerst noch als Pioniere in das Berufsleben hinaus. Es erwarten sie im Berufsleben keine Planstellen und keine geordneten Karrieren, wie sie die traditionellen Berufe kennen. Indessen bedarf es an vielen Stellen unseres beruflichen Lebens akademischer Kräfte, die in den verschiedenen Zweigen der allgemeinen und der speziellen Soziologie theoretisch und praktisch ausgebildet wurden und die somit über Qualifikationen verfügen, die die traditionelle juristische, wirtschaftswissenschaftliche oder philosophisch-historische und psychologische Ausbildung sinnvoll ergänzen. Der Bedarf an soziologisch ausgebildeten und qualifizierten Nachwuchskräften ist vor allem in den Behörden, den Staats- und Kommunalverwaltungen zu bemerken, in denen planerische Maßnahmen gesellschafts-, sozial- und kulturpolitischer Relevanz vorgenommen werden und die oft durch ihre statistischen Ämter oder die Bürgerschaftsvertretungen nicht ausreichend informiert werden können. Hier vermögen soziologisches Denken und empirische Sozialforschung große Hilfe zu leisten. Das gilt ebenso für die Sozial- und Kulturverwaltung wie für die Stadtplanungs- und Jugendämter. Volks- bzw. betriebswirtschaftlich ausgebildete Soziologen werden in großen Industriebetrieben gebraucht und dort zumal in den Personal- und Sozialdirektionen, denen die Pflege menschlicher Beziehungen und die richtige Gestaltung von Betriebsgruppen obliegt. Nicht zuletzt verlangen nach soziologisch qualifizierten Kräften die politischen Parteien und die großen wirtschaftlichen sozialen und kulturellen Verbände, sowohl zur umsichtigen Regelung ihrer inneren als auch zur verantwortlichen Förderung ihrer an die öffentlichen Gewalten gerichtete Angelegenheiten. Im übrigen ist ja bekannt, wie sehr es auch in Bereichen der Sozial- und Marktforschung und bei den publizistischen Führungsmitteln an soziologisch ausgebildeten Kräften fehlt.“

Soweit Stammer.

Die Konsequenz der Überlegungen war in Berlin die Einführung eines Diplomsoziologenstudiums, das als einheitliches Studium an beiden beteiligten Fakultäten angeboten und nur in der Kombination der Nebenfächer eine Schwergewichtung nach philosophischen oder nach wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Grundfächern ermöglichen sollte. Die Paragraphen 6, 7 und 8 der Diplomprüfungsordnung von Berlin vom 1.7.1956 geben dem Ausdruck und werden in der Anmerkung mitgeteilt.⁵

5 § 6

Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf folgende Hauptfächer:

- a) Allgemeine Soziologie
- b) ein Gebiet der speziellen Soziologie
- c) Methoden und kombinierte Arbeitsverfahren der empirischen Soziologie.

Allgemeine Zulassungsvoraussetzungen zur Prüfung nach dem § 5ff. waren erstens die erfolgreiche Teilnahme an einer mindestens über zwei Semester sich erstreckenden empirisch-soziologischen Arbeit und zweitens die erfolgreiche Teilnahme an einer Vorlesung oder Übung über die Grundlagen der statistischen Methode durch Vorlage eines Klausurscheins. Hierbei war zunächst an die große statistische Klausur gedacht. Mit der Festlegung dieser Zulassungsvoraussetzungen sollte verhindert werden, daß der zukünftige Diplomsoziologe sich zu stark und zu einseitig theoretisch orientierte und die empirisch-quantitativen Elemente moderner Soziologie unbeachtet ließ.

Im Rückblick muß gesagt werden, daß diese Festlegung von Zulassungsvoraussetzungen sicher gut gemeint war, aber tatsächlich eine Konsequenz zeitigte, die zunächst nicht zu kalkulieren war: ein großer Teil der Studenten, die den Abschluß des Diplomsoziologen anstreben, mußten drei- und viermal Versuche unternehmen, zum Großen Statistik-Klausurschein zu kommen, weil sie in der Regel keine guten oder doch zumindest nicht ausreichende Mathematikkenntnisse besaßen. Dadurch ergab sich eine erhebliche Studienzeiterverlängerung. Und dies hatte die Konsequenz, daß 1970 eine Neufassung der §§ 5 und 6 vorgenommen wurde. Es wurde als Zulassungsvoraussetzung nicht mehr verlangt, die erfolgreiche Teilnahme an einer empirisch-

In der Anordnung der Nebenfächer tritt eine Differenzierung der Diplomprüfung ein, der Kandidat kann sich entscheiden für

- d) Philosophische Grundfächer
- e) Wirtschaftswissenschaftliche Grundfächer.

§ 7

Entscheidet sich der Kandidat für die Diplomprüfung mit philosophischen Grundfächern, so hat er in der mündlichen Prüfung neben den in § 6 Abs. 1 geforderten Kenntnissen aus dem Gesamtgebiet der Soziologie Kenntnisse in folgenden Nebenfächern nachzuweisen:

- a) Grundzüge der Psychologie und Sozialpsychologie
- b) Neuere Geschichte oder Wissenschaft von der Politik oder Publizistik
- c) ein Fach, das mit Zustimmung des Vorsitzenden gewählt werden kann; fakultätsfremde Fächer sind zugelassen; die Wahl eines wirtschaftswissenschaftlichen Grundfaches ist erwünscht.

§ 8

Entscheidet sich der Kandidat für die Diplomprüfung mit wirtschaftswissenschaftlichen Grundfächern, so hat er in der mündlichen Prüfung neben den im § 6 Abs. 1 geforderten Kenntnissen aus dem Gesamtgebiet der Soziologie Kenntnisse in folgenden Nebenfächern nachzuweisen:

- a) Volkswirtschaftslehre
- b) Allgemeine Betriebswirtschaftslehre
- c) ein Fach, das mit Zustimmung des Vorsitzenden gewählt werden kann, fakultätsfremde Fächer sind zugelassen; die Wahl eines philosophischen Grundfaches ist erwünscht. Je nach dem Wunsch des Kandidaten ist der Schwerpunkt der Prüfung entweder auf Volkswirtschaftslehre oder auf Allgemeine Betriebswirtschaftslehre zu legen.

soziologischen Arbeit und der Nachweis der erfolgreichen Teilnahme an einer Grundausbildung in Mathematik, Statistik und elektronischer Datenverarbeitung, sondern es wurde eins oder das andere verlangt. Und schließlich fiel im § 6 der Prüfungsordnung die Forderung nach einer mündlichen Prüfung in den Methoden und kombinierten Arbeitsverfahren der Empirischen Sozialforschung weg. Dieser Beschluß von 1970 sollte dem Studenten, der sich zur Prüfung meldet, die Absolvierung der Prüfung erleichtern. Aus heutiger Sicht jedoch, würde ich meinen, war damit ein Damm eingerissen worden, der sich letztlich verhängnisvoll für die öffentliche Wertung des Diploms auswirkte. Je mehr 1970 und folgende Jahre das öffentliche Bewußtsein Erscheinungen der studentischen Protestbewegung – ob zu recht oder zu unrecht – auf die Soziologie als Studiengang mitbezog, um so mehr mußte die Reduzierung der Forderungen nach dem Nachweis von Kenntnissen in empirisch-soziologischen Verfahrenstechniken und Methoden dieses Vorurteil stützen.

Doch unabhängig davon bleibt festzustellen: Die Mehrzahl der von der Universität nach erfolgreichem Studium abgehenden Diplomsoziologen ging seit Ende der fünfziger Jahre nicht in die gesellschaftliche Praxis, sondern blieb als Assistent oder als Tutor an Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen. Dieses war möglich, weil dort ein Bedarf an soziologischer Ausbildung bestand. Gemessen jedoch an den ursprünglichen Intentionen, wie sie aus den zuvor zitierten Ausführungen von Otto Stammer sprechen, darf dies und muß dies wohl als eine Fehlentwicklung angesehen werden. Die Erwartung jedenfalls auf ein Zerbrechen des Juristenmonopols, aber auch die Erwartung auf die Erschließung von Positionen in Staat und Kommunalverwaltungen, in Sozial- und Kultusverwaltungen, in Sozial- und Personalabteilungen von staatlichen und privatwirtschaftlichen Verwaltungen hat sich nicht oder nur zu einem geringen Teil erfüllt. Eher schon haben Absolventen an Institutionen der politischen Erwachsenenbildung, in Massenmedien und in Parteien und Gewerkschaften berufliche Betätigungsfelder gefunden.

Einige abschließende Bemerkungen seien hier noch angefügt. Die Soziologie erfuhr unabhängig von dem Urteil über den Diplom-Studiengang seit der ersten Hälfte der sechziger Jahre in Berlin einen bemerkenswerten vor allem personellen Ausbau: Dieter Claessens habilitierte 1960 und kehrte nach Wahrnehmung einer Professur in Münster 1966 als Professor an die Freie Universität zurück wie ebenso Renate Mayntz. Ludwig von Friedeburg wurde 1962 an die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät berufen und Richard Behrendt an die Philosophische Fakultät, wobei er vor allem den Aufbau einer speziellen Soziologie der Entwicklungsländer initiierte.

In einer autobiographisch angelegten Erinnerung mag es abschließend zulässig sein, an dieser Stelle einige Bemerkungen über mein

Verhältnis zu den beiden führenden Kollegen der Frankfurter Schule: Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, gleichsam anekdotenhaft, anzubringen, denn beide vertraten ja von ihrer Lehrstuhlbezeichnung her – wie auch ich – die Fächer „Philosophie und Soziologie“. Mit ihrer sozial- und ideologiekritischen Position war ich zuerst durch ihre „Dialektik der Aufklärung“ vertraut gemacht worden. Persönliche Kontakte wurden auf Soziologentagen geschlossen und führten dazu, daß ich die Einladung zu einem Vortrag am Frankfurter Institut erhielt. Ich leistete dieser ehrenvollen Einladung natürlich gerne Folge und sprach über den „Erfahrungsbegriff in der empirischen Sozialforschung“, wobei ich vor allem von Kants Erkenntnistheorie des Kritizismus aus das Verhältnis von Theorie und Empirie und dadurch den wissenschaftlichen Erfahrungsbegriff überhaupt zu bestimmen suchte. Horkheimer und Adorno nahmen diesen Versuch – natürlich ihrerseits mit kritischen Einwendungen – doch insgesamt recht wohlwollend auf. Einen darüber hinausgehenden persönlichen Kontakt zu Adorno fand ich schließlich erst durch ein recht zufälliges und marginales Erlebnis.

Die Freie Universität hatte 1956 zum 125. Todestag Hegels eine Gedenkveranstaltung geplant und dafür als Festredner Theodor W. Adorno gewinnen können. Ich holte ihn zum Vortrag vom Gästehaus der FU ab und begleitete ihn zum Auditorium Maximum. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er mir gegenüber, daß er in seinem Vortrag auch – Marx würdigend – auf das Verhältnis Hegel-Marx eingehen wolle und fragte mich, ob solches Vorhaben in der Atmosphäre Berlins denn opportun sei. Ich konnte ihn natürlich in seinem Vorhaben nur unterstützen, war aber doch über die Frage selbst etwas verwundert: offenbar war das Vorurteil über die FU als einer vom antikomunistischen Geist geprägten Institution doch verbreiteter, als wir Berliner, die wir sie aufgebaut hatten, vermuteten. Andererseits war die Frage Adornos an mich wohl auch ein Vertrauensbeweis für mich – jedenfalls wertete ich sie so.

Der Vortrag war für Adorno ein großer Erfolg. Wilhelm Weischedel lud für den Abend des Vortragstages zu einem als Dank an Adorno gedachten geselligen Beisammensein in seine Wohnung ein. Es war ein zwangloses Beisammensein von ca. 20 Personen in fröhlicher Runde. Weischedel hatte in seiner Wohnung nicht nur einen Flügel, sondern auch ein intaktes, wertvolles altes Hammerklavier, von dem Adorno so begeistert war, daß er einige klassische Stücke (ich glaube von Bach) spielte. Weischedel nahm dies zum Anlaß für den Hinweis, daß meine Frau Opernsängerin gewesen war und uns sicher etwas vortragen würde, wenn Adorno sie begleiten wolle. Dieser war sofort Feuer und Flamme und er und meine Frau einigten sich auf die Rosenarie der Susanne aus Figaros Hochzeit, gespielt natürlich auf dem Flügel. Adorno begleitete ohne Noten mit großer Freude und Einfüh-

lung für meine Frau und ihren Gesang. Eine Zugabe wurde von den Anwesenden erzwungen und Adorno begleitete die von meiner Frau vorgeschlagene Arie der Musette aus Puccinis *Bohème* – wiederum ohne Noten. Wir erlebten einen mit Bravour und Hingabe Puccini spielenden Adorno – was wohl kaum jemand in der Runde der Zuhörer für möglich gehalten hätte. Das galt dann auch für einen von Adorno begleiteten Gesangsvortrag der *Habanera* aus Bizets *Carmen*, die Frau Stuckenschmidt sang – ehemals ebenfalls Opernsängerin und Ehefrau des Bekannten Berliner Musikkritikers und Musikwissenschafters H. H. Stuckenschmidt, der mit Adorno aus früherer Zeit befreundet war. Die Tatsache, daß der ebenfalls anwesende Schauspieler O.E. Hasse – für Frau Stuckenschmidt und Adorno unsichtbar wohl aber für die Zuhörer sichtbar – zu dieser Arie den Don José parodierte, sorgte für Heiterkeit und rundete den Abend in seiner ungezwungenen Fröhlichkeit ab.

Ich erwähne das, weil ich an diesem Abend einen mir bis dahin unbekanntem Adorno erleben durfte, wie wohl kaum ein anderer Kollege aus Soziologie und Philosophie: einen Adorno der unbeschweren Heiterkeit in einer durch die Musik, und zwar nicht nur die moderne Musik, geprägten Kommunikation.⁶ Dieser Abend hatte mich und natürlich auch meine Frau Adorno persönlich sehr nahe gebracht und diese persönliche Vertrautheit blieb bis zu unserer letzten Begegnung im Herbst 1968 in Frankfurt bestehen, bei der er mir sein inzwischen aus eigenem Erleben geprägtes Verständnis für meine kritischen Vorbehalte gegenüber der studentischen Protestbewegung der damaligen Zeit ausdrückte.

Jedoch weisen Bemerkungen dieser Art schon über den hier zu handelnden Zeitraum hinaus in einen Zeitraum nach 1965 hinein, in welchem ich durch die Übernahme des Rektoramtes an der Freien Universität Berlin und durch die damit verbundenen hochschulpolitischen Verpflichtungen in schwieriger Zeit an fachlichen bzw. institutionellen Entwicklungen im Fach Soziologie nur noch sporadisch beteiligt war. Ich habe darüber in anderem Zusammenhang – ebenfalls in autobiographischer Art – berichtet.⁷

6 Ich erwähne diese Episode nicht zuletzt aber auch, weil sich während der Zeit der Niederschrift dieser autobiographischen Skizze der Todestag Adornos zum 25. Male jährt.

7 Hans Joachim Lieber: *Blick zurück – Biographisches zur Hochschulpolitik in Deutschland 1945-1982*, Berlin: Freie Universität, 1989.

Leopold Rosenmayr

Harter, unsicherer Anfang

Non vi si pensa quanto sangue costa
Dante

Um meinen Lesern und mir selbst zu vergegenwärtigen, wie ich zur Soziologie kam und mich nach meiner ersten Berührung mit ihr in den Jahren 1947/48 bis zum Beginn der 60er Jahre suchend darin bewegte, will ich mit einem kurzen Rückblick auf meine Kindheit und Jugend beginnen. Als Soziologe, der in vielen seiner Forschungsarbeiten und theoretischen Versuche in der Jugendsoziologie, in der Altersforschung und in Studien über Generationenbeziehungen tiefenpsychologische Einsichten mit einzubeziehen und teilweise auch empirisch zu prüfen bemüht war, kann ich mich einem solchen selbsterforschenden, weit zurückreichenden Blick nicht verschließen.

Als Lebenslaufforscher muß ich außerdem noch zwei Bemerkungen vorausschicken: Das, was ich hier rekonstruiere, geschieht erstens unter der Perspektive, mein Hineinwachsen oder Hineinschlittern in die Soziologie mir und dem Leser verständlich zu machen. Alle späteren Entwicklungen ab den mittleren 60er Jahren, immerhin drei bewegte Jahrzehnte, bleiben außer Betracht. Mir würde es eher entsprechen, konsequent autobiographischen Gesetzmäßigkeiten der umfassenden Sichtbarmachung von einerseits äußeren Bedingungen und andererseits den Verflechtungen, um nicht zu sagen Verstrickungen, der Psyche zu folgen. Ich glaube, daß dies auch meine berufliche Vororientierung bis in bestimmte Fragestellungen und Themen hinein noch besser erklären könnte, als es hier zum Vorschein kommt. In gewisser Weise verstehe ich heute zum Beispiel meine Jugendforschung von den späten 50er Jahren herauf als nachträgliche Bearbeitung meiner eigenen Jugend.

Ein zweiter Gesichtspunkt: Jedes Bild einer Vergangenheit ist immer das Bild aus einem bestimmten Moment heraus. Was ich über frühere Phasen meiner Lebensgeschichte biographisch rekonstruiere, das rekonstruiere ich jetzt. Und dieses Jetzt bedeutet einerseits Februar 1996 und andererseits den Beginn meines 72. Lebensjahres. Beides steht unter den Bedingungen einer erneut aufgeflammten Diskussion über die alten Generationen in Österreich, über die Berechtigung, ihnen ihre Pensionen in voller Höhe weiterzubezahlen, und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus und zur deutschen Wehrmacht des

Zweiten Weltkrieges. Für diese Generationen über 70 – auch für mich persönlich – hat die neu aufgerollte Frage, ob und inwieweit diese deutsche Wehrmacht, Teile ihrer Einheiten, einige oder viele ihrer Führer und Unterführer oder auch die einfachen Soldaten selber „verbrecherisch“ gehandelt haben, eine potentiell aufwühlende Wirkung. Manches, das von der Erinnerung gleichsam eingesäumt, bewertet und unter bestimmten Wertungen konserviert wurde, muß mehr als 50 Jahre danach also nochmals untersucht werden.

Wie konnte ein Psychoanalytiker vom Range Alexander Mitscherlichs in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg überhaupt erwarten, daß Menschen, die die „verlorenen Siege“ (Erich von Manstein) erfochten und anderen zugefügt hatten, schließlich geschlagen, gefangen, gedemütigt worden waren, die „Trauerarbeit“ wie nach „bloß“ persönlichen Verlusten leisten würden? Tilman Moser hat das große Verdienst, in seinem Buch: „Politik und seelischer Untergrund“, Frankfurt 1993, aufgedeckt zu haben, wie wenig politisch-geschichtlich und kollektiv-historisch die Psychoanalyse – und nicht nur sie – zu denken imstande war. Und eben ergänzt in der „Psyche“ vom Februar 1996 Martin Wangh diese Perspektive. Die Psychoanalyse stand sozialen Traumata, die sich millionenfach reproduziert hatten, verständnislos gegenüber, selbst dort, wo sie von historisch gebildeten Therapeuten vertreten wurde. Die Doppelstruktur des Täters, der zugleich Opfer war, Opfer seines ausgeblendeten oder ausgebrannten oder auch sonstwie blockierten selbstkritischen Bewußtseins, wird vielleicht erst jetzt, da es fast schon zu spät ist, aufspürbar und verständlich. Die Leugnungen, die im Gefolge der Aufdeckung von Vergangenheit durch die Stasi-Akten in der ehemaligen DDR sichtbar wurden, helfen uns vielleicht, die gigantischen Leugnungen nach 1945 zu verstehen. Diese Leugnungen nach dem Zweiten Weltkrieg konnten zwar in Österreich durch Helmut Qualtinger und Thomas Bernhard, beide „begnadet durch späte Geburt“, den Nachfolgegenerationen nahegebracht, den eigentlich „Betroffenen“ aber kaum einsichtig gemacht werden.

Was uns heute besonders interessieren müßte und wozu meine Skizze beitragen will, ist, nach dem unfreiwilligen Kompensations-Charakter und vielleicht auch der unbewußten Wiedergutmachungs-Energie hinter den soziologischen Forschungen der Nachkriegssoziologie zu fragen. Bei mir hat diese „Energie“ sicher eine Rolle gespielt. Für die Generation der Gehlen und Schelsky ist es zu spät, sie selber zu befragen. Bleibt also meine Generation. Für mich selber kann ich eine solche kompensatorische Energie, die bis in meine berufliche Tätigkeit vordrang, nicht ausschließen. Ich hatte kein schlechtes Gewissen, gerettet worden zu sein; aber ich verlor nie das Gefühl, daß ich dafür, daß ich gerettet worden war, auch etwas zu bieten hätte.

1. Kindheit in Wien

Ich wurde 1925 in Favoriten, einem Wiener Arbeiterbezirk, in einer kleinbürgerlichen Familie als erster von zwei Söhnen geboren. Eine Hebamme, die im ganzen Viertel bekannt war, beförderte mich im Schlafzimmer der Eltern ans Licht der Welt. Sie mußte sich aber kurz darauf wieder zu einer anderen Geburt begeben. Der erste Mensch, der mich als neugeborenes Kind bald darauf sorgfältig untersuchte, war, wie man mir später erzählte, der jüdische Hausarzt der Familie Dr. Michael Spitzer. Ich erwähne das, weil mein Großvater mütterlicherseits, der als Bauernsohn um die Jahrhundertwende in Wien sesshaft geworden war, als christlich-sozialer Anhänger Karl Luegers im Grunde zwar Antisemit war, aber einige ihm sehr nahestehende jüdische Freunde im Bezirk regelmäßig besuchte und unseren Hausarzt geradezu verehrte.

In der Favoritner Volksschule am Keplerplatz förderte mich mein Lehrer Viktor Engstler. Er verließ nicht selten die Klasse, um, wie er sagte, sich zu Besprechungen in die Direktionskanzlei zu begeben. Ich mußte dann nach vorne kommen, um der Klasse selbsterfundene Märchen zu erzählen. Es kam darin als eine immer wiederkehrende Figur eine Hexe vor, die mit den verschiedensten Technologien der frühen 30er Jahre Reisen unternahm und Abenteuer erlebte. Ich erzählte diese Geschichten vor der Klasse gerne, obwohl ich manchmal Angst hatte, daß mir ein nächstes Abenteuer nicht einfallen würde. Ich fand aber so viel Aufmerksamkeit unter den Mitschülern, daß es ganz still in der Klasse blieb und der Lehrer getrost wegbleiben konnte, wovon er auch reichlich Gebrauch machte. Ob diese meine frühe Selbstdarstellung dazu beitrug, daß ich selbst zu Beginn des achten Lebensjahrzehnts noch gerne Vorträge halte? Jedenfalls kann ich bis heute nicht erklären, woher meine Lust zum Fabulieren kam. Denn zu Hause gab es das eigentlich nicht, bis auf die wenigen Geschichten, die der Großvater zu erzählen wußte. Vielleicht war er doch mein heimliches Vorbild.

In meiner Klasse waren in den frühen 30er Jahren auch Kinder, denen die Eltern aus Armut kein Jausenbrot mitgeben konnten. So durfte ich das eine oder andere Kind nach der Schule zu uns nach Hause zum Essen mitbringen. Bei uns gab es allerdings auch nur zweimal in der Woche Fleisch, am Donnerstag und am Sonntag. Wir waren keineswegs eine wohlhabende Familie. Aus italienischer Kriegsgefangenschaft 1919 zurückgekehrt, hatte mein Vater sein bald nach dem Ende des Ersten Weltkriegs begonnenes Architekturstudium abgebrochen, um 1922 zu heiraten. Er war zu der Zeit Bankangestellter, und meine Mutter hatte von ihrer früh verstorbenen Mutter 1916 ein kleines Wäschegeschäft übernommen. So hatte sie auch nicht allzuviel Zeit für

mich und meinen zweieinhalb Jahre jüngeren Bruder. Wir wurden durch ein ganz junges Kindermädchen beaufsichtigt, von dem mein Vater, wie mir immer wieder erzählt wurde, sagte, sie sei selber noch ein Kind.

Als ich zur Schule ging, half ich meiner Mutter in der Früh das Geschäft aufzusperren. Mit einer langen Stange mit einem Haken schob ich die Rollbalken hoch. Ich blieb auch manchmal im Geschäft, wenn meine Mutter einen kleinen Weg hatte, vertröstete die Kunden oder bediente sie und kassierte, wenn es sich um einfache Käufe handelte, das Geld für die von ihnen erworbenen Waren. Kalkulation und Verdienstspannen lernte ich sehr früh verstehen, auch ökonomische Risiken beim Einkauf von Waren. Vielleicht waren es diese Erfahrungen, die mir später beim Planen und Kalkulieren von Forschungsprojekten zugute kamen.

Unser Geschäftsnachbar auf der rechten Seite war ein jüdischer Schuhhändler namens Moses, der auf seine Verkaufs-Schlagworte stolz war. Eines davon lautete: „Die besten Sohlen kannst Du Dir bei Moses holen.“ Moses war ein dicker Mensch, er legte seine Ware in vielen Schachteln vor dem Geschäft auf dem Gehsteig aus und sprach Vorbeigehende an, um sie für seine, wie er geltend machte, besonders billigen Schuhe zu interessieren. Außerordentlich aktiv wurde er, wenn zu bestimmten Tagen die Gärtner und Bauern aus den Dörfern südlich von Wien mit ihren leeren Pferdewagen in langen Reihen vom städtischen Markt kommend, die Straße stadtauswärts nach Hause fuhren. Während Arbeitslose die Pferdeäpfel mit Besen und Schaufeln aufsammelten, um sie Schrebergärtnern als Düngemittel billig abzugeben, warb Moses um die vorbeifahrende Kundschaft, indem er mit Angebotsexemplaren seiner Schuhe auf die Straße hinaustrat. Meine Mutter lehnte solche Geschäftspraktiken entschieden ab. Da auch jüdische Geschäftsleute der Branche meiner Mutter mit Kundenwerbung auf der Straße operierten, meine Mutter aber durch fixe Preise Qualität zu demonstrieren suchte, so ergab sich in der Familie auch aus dieser Abgrenzung Kritik an „jüdischen“ Geschäftspraktiken.

1938 wurden nach dem „Anschluß“ Österreichs die Auslagen und der Gehsteig vor Moses' Geschäft mit antisemitischen Parolen beschmiert. Ich las damals, 13jährig, zum erstenmal das Wort „Saujud“. Moses wusch die Schmierereien auf. Dabei kniete er und bewegte sich schwerfällig mit Kübel und Fetzen auf dem Gehsteig. Noch im selben Jahr verschwand er, sein Geschäft wurde „arisiert“. Als an unser Geschäft anschließend, wurde der Laden meiner Mutter zur Erweiterung angeboten. Sie lehnte ab, sie wollte sich nicht als „Arisierer“ schuldig machen und – wie sie sagte – vom Unglück der anderen profitieren. Unsere Geschäftsnachbarn zur Linken waren die Falks, Deutschnationale, die sonntags nie zur Kirche gingen. Sie waren die Hausbesitzer. Nach 1938 trugen einige Mitglieder dieser Familie die runden NSDAP-

Abzeichen. Die Falks waren mir schon vor 1938 uns gegenüber als reicher und sozial überlegen bewußt.

Wenn es lange vor dem „Anschluß“ in den frühen dreißiger Jahren Aufmärsche und Demonstrationen gab, zogen wir die Rollbalken vor unseren wenn auch kleinen Schaufenstern herunter. Es kam zu Tötlichkeiten zwischen den roten „Schutzbündlern“ und den schwarzen „Heimwehrlern“, den Angehörigen der beiden damals in Österreich existierenden linken und rechten, d.h. sozialdemokratischen und christlich-sozialen Privatarmeen. Einmal wurde so heftig gekämpft, daß die Raufer einander immer wieder gegen unsere Rollbalken schleuderten. Zwei Schutzbündlern gelang es, einen Heimwehrler zu packen und ihn mit dem Gesicht gegen den Rollbalken zu pressen und so hinunterzuziehen, daß lange blutige Streifen zu sehen waren. Diese Blutreste blieben in den Rillen erhalten. Ich sah sie jeden Morgen, wenn ich die Rollbalken hinaufschob. Schwere tätliche Konflikte zwischen andersdenkenden Gruppen gehörten zu meiner Erfahrung im Schulkindalter.

Ich erlebte diese Zeit als rastlos, bedrohend, gespalten. Es gab Demonstrationen und Gegendemonstrationen, dann Bürgerkrieg mit Kanonendonner. Als ich zwanzig Jahre später Jahoda-Lazarsfelds „Arbeitslose von Marienthal“ als Stipendiat der Rockefeller Foundation in der Widener Library in Cambridge, Massachusetts, las, kam mir die Beschreibung dieser Zeit der Arbeitslosigkeit in Österreich verharmlosend vor. Die Arbeitslosigkeit in der Schrift von Jahoda-Lazarsfeld erschien mir als soziologisch kastriert. Das politische Dynamit, die Aggressionen fehlten.

1934 wurde Anselm Kostelecky, der Direktor unserer Schule am Keplerplatz, aus politischen Gründen abgesetzt. In seiner Wohnung gab er gegen Entgelt Stunden, in denen er Kinder für die Aufnahmeprüfung in die Mittelschule vorbereitete. Offenbar war er als Sozialdemokrat zu so schlechten Bedingungen pensioniert worden, daß er durch Privatunterricht seine materielle Existenz aufzubessern suchte. Er verlangte von mir für seinen Unterricht mehr Hausaufgaben, als die Schule von mir forderte. Durch übersichtliche Aufstellungen auf großen Blättern erklärte er mir die deutsche Grammatik in einer so hervorragenden Weise, daß ich später in der Mittelschule, als ich Latein und Griechisch lernte, mich auf dieses Strukturwissen stützen konnte. Während mich mein Lehrer Viktor Engstler vor allem durch sein Wohlwollen, sein Lob und seine Verbesserungsvorschläge für meine Aufsätze zum Schreiben ermutigte, wachte der strenge Kostelecky über Logik und Genauigkeit. Rückblickend kommt mir vor, als hätte jeder der beiden Lehrer auf seine Weise Tendenzen in mir verstärkt. Wer weiß, ob mir ohne Direktor Kostelecky, dessen Kontrollen und Aufgaben mich noch lange in die Mittelschule hinein begleiteten, der Überstieg aus Literatur und Philosophie in die Sozialforschung geglückt wäre.

Hilfe beim Training in Latein und Griechisch gab mir ein Kaplan unserer Pfarre St. Johann Evangelist, „Hochwürden“ Kolar, wie damals zumindest von Katholiken die Geistlichen genannt wurden. Der Priester kam einmal wöchentlich meinen Großvater besuchen, der bei uns zu Hause wohnte, um mit ihm vieles zu besprechen und Wein zu trinken. Ich ging regelmäßig zu Hochwürden Kolar in seine Wohnung, saß ihm gegenüber und mußte lateinisch und griechisch deklinieren und konjugieren. Vergnügen war das keines, auch der saure Geruch in der Junggesellenwohnung war mir unangenehm, aber es half mir, Sicherheit in der Grammatik der antiken Sprachen zu gewinnen.

Mein Großvater, der Vater meiner Mutter, war ein warmherziger Mann. Bei ihm spürte ich, daß er mich schätzte, auch wenn ihm manchmal unverständlich war, wofür ich mich interessierte. Vielleicht trug auch diese ganz in meiner unmittelbaren Nähe lebende Figur des Großvaters unbewußt dazu bei, daß ich später für die Altersforschung Interesse gewann. Ich war sehr traurig, als der Großvater 1938 starb. Der Sarg stand offen in dem kleinen Kabinett, in dem er gelebt hatte, und er lag, von Blumen umgeben, einen Tag und eine Nacht bleich und ruhig darin. Ich hatte Angst vor dem Toten in der Wohnung.

Mein Großvater war nicht nur ein Mensch, an dem ich hing, sondern auch der Schlüssel zu zwei Welten, die für meine Kindheit und Jugend, aber auch für meine späteren Interessen wichtig wurden. Die eine Welt war der Schrebergarten. Er lag im Süden von Wien auf dem Laaer Berg. Während des Ersten Weltkriegs waren diese Gärten zur Gemüsekultur angelegt worden, um die Ernährungsmängel ausgleichen zu helfen. Im Schrebergarten gab es immer Arbeit. Im Herbst und im Frühjahr wurden Pflanzen umgesetzt, Obst wurde geerntet, Unkraut gejätet, Laub und Gras kompostiert. Im Lauf zweier Sommer wurde überhaupt der ganze Garten in teilweise schwerer Arbeit umgestaltet. An all diesen Arbeiten mußte ich mich, manchmal mit wenig Lust, beteiligen. Nachher war ich aber trotzdem stolz darauf, daß ich mitgearbeitet hatte.

Viel mehr Freude, ja Erfüllung brachte mir der Zugang zu der anderen Welt, die sich mir dank des Großvaters eröffnete. Das war sein Heimatdorf, Lichtenberg bei Ulrichsberg im oberösterreichischen Mühlviertel. Als ältestes von neun Kindern war der Großvater in seiner Jugend nach Wien abgewandert. Manches, was ich als Verbindung in die Stadt abgewanderter Familien zu den Verwandten auf dem Land bei meinen Forschungen in Westafrika im letzten Jahrzehnt kennenlernte, ähnelt meinen eigenen Kindheitserfahrungen. Denn die Verbindungen zum Geburtsort des Großvaters blieben für die ganze Familie lebendig. Von früher Kindheit an verbrachte ich gemeinsam mit meinem Bruder die Sommer in Lichtenberg. Zuerst half ich bei der Stallarbeit, bürstete abends das Vieh – vor allem die Kälber wurden mir anvertraut – und gab Futter vor. Später lernte ich mit den Ochsen

die Fuhren vom Feld heimzuführen. Beim Pflügen und Eggen ging ich, die Ochsen am Zaumzeug führend, voran. Auch das Mähen mit der Sense und sogar das Pflügen lernte ich. Ich war stolz, als ich fünfzig Jahre später den Bauern afrikanischer Dörfer zeigen konnte, daß auch ich mit dem Pflug eine gerade Furche zu ziehen imstande war. Vielleicht hätte ich ohne diese Kindheitserfahrungen nie die afrikanischen Dörfer lieben gelernt, in denen ich vieles wiederfand, was ich in der Kindheit entdeckt hatte.

Am schönsten war es, wenn ich am Sonntagnachmittag mit meinem Großonkel zu den Feldern gehen durfte und er mir erklärte, ob dieses oder jenes Feld schon zur Ernte reif sei. Dieser Sepp-Onkel nahm mich auch zu Gängen in den Wald mit, wobei ich zu meinem Erstauen erfuhr, wieviel Arbeit bei der Waldpflege zu leisten war. Diese Einsichten in die Pflege der Natur kamen mir zugute, als ich lange vor dem Entstehen der Grünbewegung zu Beginn der sechziger Jahre eine heruntergekommene Landwirtschaft in einer niederösterreichischen Bergbauern-Region erwarb und mit viel Eifer und Nachdruck auch acht Hektar Wald aufforstete.

Im Ansatz meiner Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg fehlten allerdings Konzepte einer Sorge um die Natur. Die rücksichtslose Zerstörung baulicher und künstlerischer Kultursubstanz durch kurzfristige ökonomische Interessen des Wiederaufbaus in den 50er Jahren war mir viel eher bewußt. Kulturzerstörung nahm ich wahr, nicht aber Naturzerstörung. Bei einem Symposium in Wien über Stadtgestaltung, an dem auch Th. W. Adorno teilnahm, trat ich für Fußgängerzonen in der Wiener Innenstadt ein, was man damals allerdings für ganz und gar unrealisierbar hielt. Die Zerstörung von Dörfern und teilweise auch von alten Stadtgebieten war leider bis in die 60er Jahre hinein an der Tagesordnung. Kulturerbe mußte Kaufhäusern weichen. Warum hatte ich nicht die Kraft, dies anzuprangern?

2. Jugend im politischen Umbruch

Aber nicht nur über die Kindheit, auch über die Jugend möchte ich berichten. Ich löste mich emotional früh von den Eltern ab. Ich entzog mich, weil ich spürte, daß ich ihre Welt nicht annehmen wollte. Als die schweren Jahre der politischen Auseinandersetzung kamen, ich wurde eben dreizehn, war ich in gewisser Weise schon einsam. Um so erregender empfand ich, was sich zusammenbraute und schließlich geschah.

1938 war meine Familie politisch gespalten. Mein Großvater und meine Mutter sahen in Hitler einen Feind der Kirche und lehnten ihn

und den Nationalsozialismus schon deswegen ab. Mein Vater war anderer Meinung. Er führte vor allem wirtschaftliche Gründe für den Nationalsozialismus ins Treffen. Sein Hauptargument war, daß die Arbeitslosigkeit durch Hitler beseitigt würde. Der Bruder meiner Mutter kam im Frühsommer 1938 auf Besuch aus England, wo er in über zehnjähriger Arbeit die Zweigstelle einer österreichischen Firma aufgebaut hatte. Der Onkel war wegen schlechter Berufschancen in Österreich im Jahr meiner Geburt, 1925, nach England ausgewandert und hatte nach einigen Jahren dort die britische Staatsbürgerschaft erworben. Der Onkel blieb ein beständig wichtiger Faktor in unserer Familie. Er hatte es durchgesetzt, daß mein Bruder und ich schon während der Volksschulzeit Englisch-Stunden von einer Hauslehrerin bekamen. Jetzt aber gab es mit meinem Vater Streit. Mit rotem Kopf schrie mein Onkel: „Hitler bedeutet Krieg!“ Mein Vater teilte diese Meinung nicht, was den Onkel nur noch stärker erzürnte. Meine Mutter hatte Mühe, die streitenden Männer zu beruhigen.

Ich selber war, 12- bis 13jährig, von den Reden Hitlers schon vor dem „Anschluß“ emotional sehr beeindruckt, obwohl sie mir zu lange waren. Vieles verstand ich überhaupt nicht, da es politische Diskussionen oder Gespräche in unserer Familie nie gegeben hatte. Aber die Gefühle, die aus den Hitlerreden strömten, fesselten mich.

Als der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß erschossen wurde – ich war damals im Juli 1934 als Neunjähriger gerade im Mühlviertel im Geburtsdorf des Großvaters –, weinte einer der Großonkel, fluchte auf die Nazis und nannte sie Verbrecher. Wenige Monate später lernten wir in der Schule das Dollfuß-Lied: „Ihr Jungen schließt die Reihen gut,/ ein Toter führt uns an./ Er gab für Österreich sein Blut,/ ein wahrer deutscher Mann.“ Wieso ein „deutscher“ Mann? In unserer Familie gab es ein Heimatbewußtsein, das sich auf den Schrebergarten und auf Lichtenberg bezog, aber über Österreich wurde nie geredet.

Das Österreich, wie es zur Zeit meiner Kindheit sich darbot, wirkte auf mich klein und hilflos, und überdies war es, wie mir die Kämpfe auf der Straße und vor unseren Rollbalken zeigten, uneins und zerrissen. Zu dem alten „großen“ Österreich der Monarchie fand ich keinerlei Zugang. Die Erzählungen der Eltern und Großeltern vermittelten mir nur, daß sie gescheitert war. Die blutbefleckte Uniform des ermordeten Thronfolgers im Heeresgeschichtlichen Museum hatte sich mir als Kind eingepägt und Dollfuß war abermals verblutet.

Die deutschen Aeroplane, die im März 1938 über Wien Flugzettel abwarfen, dröhnten wie machtvolle Vögel über der Stadt. Es sollte ein Volk, ein Reich und einen Führer geben. Ich hatte einer Gruppe der katholischen Neulandbewegung schon als 11jähriger angehört und trug bei Heimabenden und Schulfeiern die schwarz-weiße Uniform

dieser Bewegung. Im März 1938 wurde unsere Gruppe zum Empfang des Führers zum Westbahnhof dirigiert, nachdem der Leiter, Prof. Greger, abgesetzt worden war. Stundenlang warteten wir in der Kälte und Nässe in weißen Hemden auf die Ankunft des Führers mit einem Sonderzug aus Linz. Schließlich traf Hitler ein. Langsam und bedächtig schritt er die vielen Reihen der im Bahnhofsgelände angetretenen Kinder und Jugendlichen ab. Ich erinnere mich noch genau an seinen Gesichtsausdruck und die Schirmkappe, besonders an den intensiven und stechenden Blick, den er fast auf jeden einzelnen von uns richtete. Ich hatte noch nie einen Menschen sich so verhalten, so schauen gesehen. Er erweckte in mir weder Bewunderung noch besondere Sympathie. Aber ich empfand diese Schaustellung als fesselnd wie ein mir bis dahin völlig unbekanntes Ereignis.

Nach diesem Empfang Hitlers wurden wir auf Lastwagen verladen und durch die Stadt geführt. Dabei gab es Sprechchöre, manche auch mit antisemitischem Inhalt, manche galten der Verhöhnung der Habsburger, andere kündigten eine Integration Südtirols ins „Reich“ an. Die Stimmung war wie eine Flut, in die man gerissen wurde. Meine Eltern fand ich am Abend bei der Verlobten meines in England ansässig gewordenen Onkels. Ich hatte den Eindruck, daß mit uns auf dem Lastwagen irgend etwas geschehen war. Heute würde ich es vielleicht als ein Kollektiverlebnis mit einer über den eigenen Willen hinweggehenden Wirkung bezeichnen. Trotzdem schäme ich mich heute, daß ich damals als 13jähriger auf dem offenen Lastwagen die vorgegebenen Parolen mitschrie. Ich empfinde sie nachträglich als eine gewisse Befleckung. Tante Herma, die Verlobte des „englischen“ Onkels, Tochter einer burgenländischen Fleischhauerfamilie, die auf eine Staatsprüfung in Englisch hinarbeitete und viele Romane las, betrachtete mich entsetzt, als ich abends zurückkehrte: „Es ist ein Wahnsinn, was man mit den Kindern aufführt“, sagte sie zu meinen Eltern. Ich erinnere mich noch an den erschreckten Ausdruck auf ihrem Gesicht.

Ein- oder zweimal besuchte ich einen Heimabend des „Jungvolks“ – für die Hitlerjugend war ich noch zu jung – in einem Gassenlokal in der Keplergasse im zehnten Bezirk. Aber das Singen und die Spiele langweilten mich so sehr, daß ich nicht mehr hinging. Als ich durch eine uniformierte Gruppe von Hitler-Jungen, die später zu uns an die Wohnungstür kam, zum Erscheinen bei den Heimabenden aufgefordert wurde, blieb ich trotzdem fern, was aber keine nachteiligen Folgen hatte. Meine Interessen waren andere, sie waren auf Lesen, auf Theater- und Opernbesuche auf dem Stehplatz gerichtet. Es war trotzdem ein merkwürdiges Gefühl, wenn sich am Sonntag die Jugendgruppen mit weißen und später braunen Hemden auf dem Keplerplatz vor der Kirche für Ausflüge und Treffen versammelten und ich an ihnen vorbei mit den Eltern zum Gottesdienst ging. Ich empfand das als eine Trennung von den Gleichaltrigen.

Die Idee eines großen, mächtigen Reiches faszinierte mich. Ich verstand aber überhaupt nicht, warum dazu die Verfolgung von Juden notwendig war. Meine Englischlehrerin, Frau Felkel, war Jüdin. Ich erschrak, als sie eines Tages mit dem aufgenähten gelben Stern zu uns in die Wohnung kam, um mich und meinen Bruder zu unterrichten. Das mußte eine Abwertung und eine Aussonderung für sie bedeuten. Sie tat mir leid. Denn die Frau nahm sich Mühe, uns die englische Sprache beizubringen, und sie tat es mit Lust und Humor. Es wurde in unserem Wohnhaus beobachtet, daß sie zu uns in die Wohnung kam. Meine Eltern wurden verwirrt. Mein Bruder und ich suchten sie deshalb von da an heimlich in ihrer Wohnung in einem anderen Bezirk auf, um von ihr weiterhin unterrichtet zu werden. Wir schlichen die Stiegen zu Frau Felkel hinauf, damit uns dort nur niemand sehen möge. Im Untergrund überlebte Frau Felkel tatsächlich Verfolgung und Krieg.

Eine Erfahrung, die mir so gegenwärtig ist, als läge sie nur wenige Wochen zurück, war ein Gang zu Juden in der Wiener Leopoldstadt. Dort wurde 1938 in Wien die jüdische Bevölkerung, die aus ihren Wohnungen delogiert worden war und auswandern wollte, zusammengedrängt. Die Familien verkauften Möbel und Einrichtungsgegenstände, um ihre Ausreise zu finanzieren. Meine Eltern wurden von ihnen bekannten jüdischen Familien gebeten, ihnen etwas abzukaufen. Darunter waren einige Bilder, ein Teppich und auch ein Lehnstuhl von einer Familie Lustig. Die jüdische Wohnung, die ich mit meiner Mutter besuchte, war bis auf ganz schmale Gänge zwischen den Möbeln vollgeräumt. In den Lücken saßen die Menschen. Wie sie in der Nacht dort schlafen sollten, war nicht abzusehen. Bei unserem Besuch kam eine Frau freundlich lächelnd auf mich zu, um mir ein Buch zu schenken. „Das wird dem Buben gefallen“, sagte sie. Es trug den Titel: „Das hölzerne Bengele“. Ich nahm das Buch, fühlte mich aber sehr beschämt. Da war eine jüdische Frau in der Not ihres Überlebens, und sie fand Zeit und Kraft, einem Dreizehnjährigen aus freien Stücken etwas zu schenken. Ich kann mir diese Szene heute noch ganz genau in Erinnerung rufen.

In einem Antiquariat auf der Wiedner Hauptstraße, wo mich der alte Buchhändler Malota selber beriet, kaufte ich mir 1938 mit Geld, das mir meine Mutter aus der Geschäftskasse gegeben hatte, die Nikomachische Ethik des Aristoteles. Der Griechischprofessor hatte Aristoteles einmal erwähnt. In diesem Buch des Aristoteles fand ich Ausführungen über Selbstgenügsamkeit und Zitate wie: „Das Hemd ist dir näher als der Rock.“ Diese Texte überraschten mich und gaben mir zu denken. Sie standen ganz im Gegensatz zu den überall plakatierten Formeln wie: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. Aristoteles schien darauf zu beharren, daß jeder vor allem erst einmal für sich selber sorgen solle. Auch Nietzsche begann ich zu lesen; die Texte waren mir

unheimlich, aber die Kritik des Deutschtums tat mir wohl. Denn schon bald nach dem Anschluß wurde die Abwertung alles Österreichischen durch Gauleiter und Funktionäre aus dem „Altreich“ in Wien spürbar. Durch die Beziehung zu einem älteren Freund, der Dramen schrieb, musizierte und eine intellektuelle Beziehung zur Religion hatte, wurde meine zunehmende Ablehnung des Nationalsozialismus gefestigt und legitimiert. Durch ihn lernte ich Shakespeare und Michelangelo kennen, mit ihm zusammen besuchte ich die von den Wiener Sängerknaben gesungenen Messen in der Burgkapelle und wurde überhaupt mit dem Kultur-Katholizismus bekannt, der in Wien gegenüber dem Nationalsozialismus einen eher intellektuell-kritischen als politischen Untergrund zu bilden begann. Ein Exponent dieses Widerstands war der Domprediger Otto Mauer, den ich zu bewundern begann. Er hatte den Mut, in St. Stephan durch indirekte Anspielungen in seinen Predigten den Nationalsozialismus zu kritisieren.

3. Kriegsteilnahme – stumm gebliebenes Wissen

Ein Jahr, nachdem die Sechste Armee in Stalingrad kapituliert hatte und der Kaukasus, auf dessen Gipfel österreichische – „ostmärkische“ – Gebirgsjäger die Hakenkreuzfahne gehißt hatten, wieder an die Sowjets zurückgefallen war und sich der gesamte Südflügel der Ostfront auf dem Rückzug befand, fuhr ich mit einem Militärtransport in feldgrauer Uniform Richtung Osten nach Belgrad. Für mich war schon 1943, als ich zur Wehrmacht „eingezogen“ wurde, wie der Sprachgebrauch lautete, ganz klar gewesen, daß der Krieg verloren war. Es schien mir auch wünschenswert, daß dies so bald als möglich geschähe. Und nun war ich als einfacher „Schütze“, in der Kommissprache der Wehrmacht oft „Schütze Arsch“ benannt, auf dem Weg in den Krieg. Allerdings trug ich auf den Schulterklappen ein silberfarbened D, was Dolmetscher bedeutete. Die Funktion des Dolmetschers versetzte mich als Soldaten der Deutschen Wehrmacht in eine Position zwischen den Sprachen, zwischen den Kulturen und Mächten. Rückblickend deute ich die Erfahrungen in dieser Rolle als Dolmetscher als die frühe Gewinnung jener Distanz, die mich das Beobachten lehrte. So stand und stehe ich in gewisser Weise als Forscher auch heute noch beobachtend zwischen den Mächten. Und der Kulturvergleich, in den ich damals hineingeriet, wurde für mich ein unverzichtbarer Aufgabenbereich der Soziologie, um den ich mich in den verschiedensten Formen bis zum heutigen Tag bemühe.

Auf den Hügeln von Athen blühten im März 1944 die Mandeln, als ich zum Stab des Jägerregiments 22 der 11. Luftwaffen-Felddivi-

sion kommandiert wurde. Der Regimentsstab war in einem Badeort gegenüber der Insel Salamis einquartiert. Der Kommandeur war ein Oberst Glitz, der nach einer steilen Karriere als Jagdflieger mangels Flugzeugen in der zweiten Kriegshälfte mit der Leitung eines Infanterie-Regiments betraut worden war. Er war kaum über 30 Jahre alt. Als ich bei meiner ersten Vorstellung auf sein Befragen hin antwortete, daß ich geborener Wiener sei, bedachte er mich mit abschätzigen Blicken. Glitz hatte das ausgeprägte Selbstbewußtsein eines Siegers. Nach seinen Orden zu schließen, mußte er die eine oder andere feindliche Maschine abgeschossen haben.

Eines Spätnachmittags waren wir auf der Heimfahrt von Athen, wohin ich ihn immer wieder dienstlich zu begleiten hatte. Da mißlang es trotz mehrfacher Versuche unserem Fahrer, der Wrug hieß, einem draufgängerischen Kerl aus dem deutsch-polnischen Grenzgebiet, der zwar fließend polnisch, aber deutsch nur mit starkem Akzent und schlechter Grammatik sprach, einen griechischen Lastwagen auf einer schmalen und kurvenreichen Bergstraße zu überholen. Der griechische Chauffeur überhörte auf der holprigen Straße das drängende Hupen des nachfolgenden Militärautos. Da zog Oberst Glitz kurzerhand seine Pistole und zerschob die Hinterreifen des Lastwagens. Das Fahrzeug kam zwar ins Schleudern, stürzte aber wie durch ein Wunder nicht in den Abgrund, an dem die Straße vorbeiführte. Unser Kraftwagen schoß an dem Griechen vorbei. Ich schwieg, aber Oberst Glitz bemerkte sehr deutlich, daß ich mißbilligte, was er getan hatte.

Mir begann es Spaß zu machen, ihn zu provozieren, und ich merkte, daß er viel unsicherer war, als er sich gab. Da er und seine Offiziere in vielerlei Hinsicht auf mich angewiesen waren, verhielt ich mich in Kleidung und Auftreten bewußt und betont salopp und informell. So präsentierte ich mich statt im Uniformhemd immer wieder nur im weißen Unterleibchen. Statt stumm zu salutieren und die Haken zusammenzuschlagen sagte ich: „Guten Morgen, Herr Oberst!“, wenn ich in der Früh zum Dienst kam. Er akzeptierte das, besonders wenn er allein war. Dies und mein schonender Umgang mit der griechischen Zivilbevölkerung brachte mir den Ruf eines „schlappen Wieners“ ein. Ich fühlte die Geringschätzung des Österreichischen, aber ich kapselte mich darin ein, hatte ich doch den Bonus, daß ich von Woche zu Woche besser die Landessprache verstand, und dies auf einer sorgfältig gelernten grammatikalischen Grundlage, zu der das fünfjährige Studium des Altgriechischen auf dem Gymnasium beigetragen hatte.

Glitz verachtete die Griechen. Auch ich war enttäuscht, hatte ich mir doch Helden erwartet, wie sie in Homers „Ilias“ auftraten und wie sie mir durch Hölderlins „Hyperion“ vertraut geworden waren. Statt solcher Helden traf ich Fischer, Bauern, Fuhrwerker, Bürgermeister, Popen, Bittsteller, Heuchler und Lügner, Menschen, die mit Hilfe von Bestechung – sie ließen Goldmünzen in der halb geöffneten Hand

vor mir aufblitzen – zu ihrem Ziel kommen wollten. Ich verstand damals zu wenig, daß sie ja der deutschen Besatzung gegenüber für sich, ihre Angehörigen oder Gemeinden kämpften und daß ihnen dafür fast alle Mittel gerechtfertigt erschienen. Die Razzien, die wir durchführten, waren manchmal Racheakte für hinterrücks erschossene Soldaten. Was mir gelang, waren Freilassungen von Gefangenen, die bei solchen Razzien festgenommen worden waren und die ich für schuldlos erachtete. Dabei kamen mir der Stolz und die Faulheit von Oberst Glitz zu Hilfe, der sich mit genauen Erhebungen nicht befassen wollte. Ich berichtete ihm kurz, dann ließ er mich gewähren. Ich bewahre von solchen freigelassenen Menschen heute noch Zettel und Andenken auf, die ich durch Krieg und Zerstörung hindurch retten konnte. Manches, was ich gerne verhindert hätte, gelang mir jedoch nicht.

Im Lande Solons und Platons hatte ich meine erste Begegnung mit dem Marxismus. Bei einer Hauskontrolle hatte ich den Besitzer eines großen Obst- und Gemüsegartens kennengelernt, der mich, nachdem alles in Ordnung befunden worden war, einlud, auf einer Terrasse, von der aus man aufs Meer hinunterblickte und in der Ferne die Insel Salamis wahrnehmen konnte, Platz zu nehmen und ein Glas Retsina zu trinken. So wenig ich je Geld oder Wertgegenstände annahm, so sehr war ich bereit, mich gelegentlich dort oder da zum Essen einladen zu lassen. Die Wehrmachtsverpflegung war eintönig und oft sehr karg bemessen. Als Dolmetscher des Regiments genoß ich einen mir von vielen, besonders vom Hauptfeldwebel der Stabskompanie, dem „Spieß“, geneideten Sonderstatus. So hatte ich mich auch nicht an die nächtliche Ausgangssperre zu halten. Daher konnte ich es mir leisten, abends den Gärtner und dessen Tochter zu besuchen. Barbara war einige Jahre älter als ich und verbesserte mein Griechisch, was mir sehr zustatten kam. Nach mehreren meiner Besuche begann sie von einer besseren Welt nach dem Krieg zu sprechen. In dieser Welt würden dann die Unterschiede zwischen arm und reich gemildert, ja aufgehoben sein, und alle Menschen könnten je nach ihren Bedürfnissen essen, trinken und lernen. Barbara vertraute mir an, daß dies der Kommunismus bewirken werde, an dessen Lehre sie fest glaubte.

Einerseits fesselten mich diese Erzählungen, die sie bei untergehender Sonne vorzutragen verstand, während der alle Militärkost weit übertreffende Speisenduft aus der Küche drang und ein gutes Abendessen ankündigte. Andererseits aber erschreckte mich dieses Reden, denn es waren die kommunistischen Partisanen, welche Eisenbahnzüge in die Luft sprengten, wodurch Militär- und Zivilpersonen zu Tode kamen, Kämpfer, die unsere einsamen, schwach besetzten Posten in den Bergen überfielen, sie oft grausam folterten und schließlich töteten und mit den erbeuteten Waffen davonzogen, um neue Anschläge zu verüben. Barbara deutete die jetzigen Greuel als Übergangsphase, auf die ein Reich des Friedens folgen würde. Trotzdem

wurde ich mißtrauisch. Wenn ich mich nachts allein durch die schmalen Gassen mit den hohen Mauern zu meiner Unterkunft in der Ortskommandantur auf den Heimweg machte, wählte ich jeweils eine andere Route und trug die Pistole entschert in der Hand. Es war mir sehr bewußt, was einem meiner Freunde aus der Wiener Dolmetscher-Kompanie widerfahren war, gleichfalls Dolmetscher für Griechisch, Maler und Zeichner, von dem ich heute noch viele Briefe aufbewahre. Als glühender Philhellene war er im Kleid des deutschen Soldaten um versöhnende Kontakte mit der griechischen Zivilbevölkerung im Norden des Landes bemüht. Eines Morgens wurde er mit einem Messer im Rücken in einer Dorfgasse tot aufgefunden.

Bei meinem nächsten Besuch beim Gärtner und seiner Tochter war das Tor des Anwesens verschlossen. Alles war still. Auch die Esel drehten nicht mehr das Brunnenrad. Die Nachbarn zuckten bedeutungsvoll die Achseln. Ob den beiden etwas widerfahren war? Nein. Sie seien vor zwei Tagen spurlos verschwunden. Ob sie zu den Partisanen gezogen seien? Wieder das Achselzucken. Daß sie nicht von der Besatzungsmacht – uns – verhaftet worden waren, wußte ich, weil mir das über die Ortskommandanten bzw. den Regimentsstab bekannt geworden wäre.

Im Sommer 1944 kam für mich die Entscheidung, ob ich desertieren und in Griechenland bleiben oder mich mit meiner Einheit, dem Jägerregiment 22, auf einen langen Rückzug durch den Balkan begeben sollte. Eine gebildete und kunstsinnige Familie in Athen wollte mir Zivilkleider geben und mich bis zur Ankunft der englischen Truppen, die unmittelbar bevorstand, verstecken. So würde ich keinem plötzlichen Racheakt zum Opfer fallen. Es war mir im Herbst 1944 völlig klar, daß der Krieg verloren und der Rückzug durch den Balkan in die Heimat völlig ungewiß war. Vor allem die Tochter der Familie, eine junge Tänzerin der Athener Oper, literarisch hochgebildet, und ihr Vater, ein guter Kenner deutscher Philosophie, warben um mich, daß ich bleiben solle. Einerseits hatte ich Angst, daß mein Vater, der auf Grund seines Dienstes als Fähnrich in der k.u.k. Armee von 1916-1918 im Jahre 1939 zum Reserveoffizier der Deutschen Wehrmacht umgeschult worden war, für mein Desertieren zur Rechenschaft gezogen, ja vielleicht sogar stellvertretend verhaftet würde. Andererseits wollte ich bei allem Haß auf den Krieg, dessen Fortführung ich und die Mehrzahl der jungen Soldaten des Regimentsstabs, die Funker, Melder, Schreiber, alle meist Maturanten, aber keineswegs nur diese, für Wahnsinn hielten, nicht Fahnenflucht begehen. Diese Entscheidung zeigt mir heute rückblickend deutlich die Spaltung, in der ich – doch nicht nur ich – lebte. Ich wollte und konnte mich nicht dazu bringen, das zu verlassen, was ich haßte, und ich hätte es auch als Untreue aufgefaßt, vor allem gegen die Freunde, die ich damit im Stich gelassen und in gewisser Weise verraten hätte. Hier wurde mir

am eigenen Leib ein „Loyalitätsdilemma“ bewußt. Irgend jemanden, irgend etwas verraten wir ja immer. Wir enttäuschen andere und müssen über uns selbst enttäuscht sein.

Oberst Glitz und der Stab waren in Piräus schon aufs Schiff gegangen. Ich hatte eine Ausrede gefunden, um nochmals nach Athen hineinzufahren. Sie war glaubwürdig, weil auch Glitz die Familie, meine Freunde, kennengelernt hatte. Ich sehe noch die erschreckten Gesichter von Vater und Tochter vor mir, als sie mich mit Stahlhelm und Maschinenpistole und hochbepackt für nur wenige Sekunden in ihrer Tür stehen sahen und ich meine Ablehnung vorbrachte, ihrer Einladung zu folgen. Dann ging es im Höllentempo, bereits unter Maschinengewehrbeschuß, durch die Straßen von Athen zum Hafen. Wenige Augenblicke bevor die Landungsstege eingezogen wurden, gingen Wrug, der Fahrer von Glitz, und ich an Bord des alten klapprigen griechischen Frachtschiffes, auf dem Mann neben Mann unserer Einheit gedrängt nebeneinander lagerte. Es brannte schon im Hafen.

Glitz verschwand im Inneren des Schiffs, er sah die erstaunlich deutlich sichtbaren Wasserlinien nicht, welche die Torpedos des englischen U-Boots zogen, das unseren Konvoi angriff. Der Oberst in der Fliegeruniform kam auch später mit der Wirklichkeit schlecht zurecht. Als nördlich von Skopje im November 1944 unser Regiment bei Vranje einen Sperriegel gegen den von Norden andrängenden Feind errichten sollte, der uns durch diesen Angriff zu umzingeln und den nachziehenden Einheiten den Rückzugsweg abzuschneiden suchte, und wir von diesen rasch vorrückenden sowjetisch-bulgarischen Einheiten schon halbkreisförmig umfaßt waren, verlor Oberst Glitz die Nerven. Der Rückzug, den er befahl, wurde zur wilden, verlustreichen Flucht. Glitz wurde daraufhin strafweise in die Festung Breslau versetzt, wo er vermutlich sein Leben lassen mußte. Das Regiment übernahm ein etwa 50jähriger kleiner untersetzter Major Pabst, ein österreichischer Reserveoffizier, der in der k.u.k. Armee im Ersten Weltkrieg Erfahrungen auf dem Balkan gesammelt hatte. Der Mut und die Führungskraft von Major Pabst trugen entscheidend dazu bei, daß wenigstens ein Bruchteil der Truppe, die er von Glitz übernommen hatte, den Weg von Mazedonien bis in die Nähe von Cilli in Slowenien fand, wo wir schließlich in Gefangenschaft gerieten. Wenn er es für einen Überblick über die Gefechtslage für nötig hielt, stand Major Pabst auch im schwersten Artillerie- und Granatwerfer-Feuer aufrecht da, während wir alle lang hingestreckt lagen, das Gesicht in den Boden gepreßt. Ich verdanke diesem Mann ein bleibendes Bild für Unerschrockenheit und Mut. Von ihm lernte ich, daß Panik die falsche Antwort auf eine Bedrohung ist. Heute gibt mir freilich auch noch zusätzlich zu denken, daß Major Pabst zwei seiner Söhne, die in Rußland gefallen waren, verloren hatte. Sein Mut war auch Todesmut, Todesverachtung. Andererseits suchte er uns, die Jüngeren, wie verbliebene Söhne zu retten.

Ich lernte auch, daß Angst selbst in Extremsituationen zerstörerisch wirkt, wenn sie nicht verarbeitet und in Handlung umgesetzt wird. Solches Wissen war es, das mich später gegenüber der geradezu als Forderung formulierten Auffassung Martin Heideggers skeptisch werden ließ, daß zur Existenzwerdung eine gewollte Angstkonfrontation („Vorlaufen zum Tode“) notwendig sei. Ich kann auch heute noch nicht darauf verzichten, gelegentlich die Gefahr zu suchen, aber Angstexposition als philosophische Vorübung, das hat mir das Kriegserleben ausgetrieben.

In „aktiver Erinnerung“ verstehe ich heute eine gewisse in mir entstandene Spaltung besser, in der ich nach dem Krieg zu leben gezwungen war. Es war dies die Spaltung zwischen einem erworbenen Erfahrungswissen, das ich aber nicht zu artikulieren vermochte und das stumm und in gewisser Weise auch wirkungslos blieb, und dem, was ich als ein von Lehrern und Büchern beeindruckter Student aus der Philosophie „lernte“. Das Erfahrungswissen blieb stumm, weil einerseits die Traumatisierung mich verstummen ließ und mir andererseits die innere Freiheit und die Fähigkeit fehlten, dieses Wissen sprachlich umzusetzen. Wie unberührt davon, was im 20. Jahrhundert geschehen war, bot andererseits die Universität zumindest in Wien, wo ich sie in den Kultur- und Geisteswissenschaften ab 1947 zu erleben begann, eine Scheinwelt mit erheblichem, mich sehr beeindruckendem, ja geradezu einschüchterndem Prestige dar. Dem, was die führenden Männer der Wiener Universität zum Thema erhoben und was sie behaupteten, wandte ich Aufmerksamkeit zu, die den Schein – mit allen seinen Begriffen und Rechtfertigungen – zum Realfeld werden ließen. Was aber von mir im Krieg in Bedrohung, Schmerz, Ungewißheit erfahren worden war und vorerst subjektiv seine tiefe, aber kaum artikulierbare Wahrheit besaß, blieb einfach wie abgekapselt liegen. Ungenützt wurde es vom Lebensdruck und seinen Forderungen, wie dem Fortgang des Studiums, überlagert.

Unter dem Kommandeur Pabst bewegte sich die Einheit, der ich angehörte, das Jägerregiment 22 der 11. Luftwaffenfelddivision, im Januar 1945 als Teil der Heeresgruppe E im ostslawonischen Raum Ossijek-Vukovar, der in den 90er Jahren erneut zum Kriegsgebiet werden sollte, bei großer Kälte gegen bulgarische und sowjetische Truppen kämpfend, zurück. Im „Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht“ (Band 1945, hrsg. Percy Ernst Schramm, dtv Dokumente 1962, S. 70) findet sich am 14. Januar 1945 folgende Eintragung: „Anfang der Bewegung im September 1944 mit Auflösung und Zurückführung der Kräfte in der Ägäis und in Griechenland. Dauer viereinhalf Monate. Länge des Weges 1500 km mit über 20 Pässen bis zu 1400 m. Beginn bei tropischer Hitze, Ende nach Herbststürmen und Frost in schwerstem Winterwetter. Schwerpunkt an der alten bulgarischen Westgrenze im Amselfeld, bei Kraljevo und Catcak. Dort Ab-

wehr mit rasch zusammengefaßten Kräften in stützpunktartigen Fronten gegen 3 bulgarische Armeen, 1 Panzerbrigade sowie 3 russische Divisionen mit Bandenkräften ... Gesamtverlust 20.440 Tote, 7075 Gefangene ... Gebaut werden mußten 1403 Behelfsbrücken mit einer Gesamtlänge von 2767 m, 23 Eisenbahnbrücken ... sowie 20 km Gleise ...“ Die schwersten Verluste und die aufreibendsten Kämpfe standen uns damals noch bevor. Darüber gibt es keine akribische Registratur mehr. Die Geschichte hat diesen düsteren Prozeß verschlungen.

4. Leben unter sowjetischer Besatzung

Vergleichbar der Situation in Athen, hatte ich als Soldat nochmals eine Entscheidung zu treffen. Das war im Mai 1945, nach Kriegsende. Ich war bei der Ablösung der Bewachungsmannschaft aus einem jugoslawischen Kriegsgefangenen-Lager unweit von Cilli zusammen mit einem Gefährten ausgebrochen und hatte mich durch die Berge bis zur Drau durchgeschlagen. Von Offizieren eines London-Irish-Regiments der 8. Britischen Armee in Wolfsberg in Kärnten vor die Wahl gestellt, entweder in Kriegsgefangenschaft zu gehen oder die Uniform des London-Irish-Regiments anzuziehen und als Dolmetscher zu arbeiten, entschied ich mich für die zweite Lösung. Es war ein Schritt, den ich nicht bereuen sollte. Ich lernte eine andere Armee mit von der deutschen sehr verschiedenen Grundauffassungen kennen. Außerdem konnte ich im Winter 1945 in britischer Uniform meiner Mutter Lebensmittel in die sowjetische Zone Wiens bringen. Es war für britische Soldaten zwar strengstens verboten, sich in diese Zone zu begeben, aber es war dies eine Zeit, in der man mit Risiken zu leben gewohnt war. In der Straßenbahn sprachen mich in der Sowjetzone Wiens Wiener in englischer Sprache an und versicherten mir, wie wunderbar es doch wäre, wenn sie statt in der russischen in der britischen Zone leben könnten.

1946 inskribierte ich in dem khakifarbenen Dress mit gleichfarbiger Kappe und grünem Federbusch des London-Irish-Regiments an der Universität Wien. Kurt Schubert, der nachmalige Begründer der Judaistik an der Universität Wien, der 1946 im sogenannten Einsatzreferat der Österreichischen Hochschülerschaft in leitender Funktion Dienst tat, weil alle Studenten vor der Inskription Schutträumung oder vergleichbare Einsätze nachzuweisen hatten, befand, daß meine Tätigkeit in der britischen Armee als Einsatz und damit als Vorbedingung für die Inskription anrechenbar sei.

In dieser zweiten Armee meines Lebens, der britischen, sah ich die Welt mit anderen Augen. Ich tat in Kärnten Dienst und war in Boddendorf am Ossiacher See stationiert. Wieder hatte ich Aufgaben einer Ortskommandantur zu lösen, wieder wurden Gefangene gemacht,

und wieder gelang es mir, solche, die ich mit gutem Grund für schuldlos halten konnte, laufen zu lassen. Darunter waren auch zwei oder drei junge „volksdeutsche“ Burschen, die man 16jährig 1944 oder 1945 im letzten Augenblick aus Bauernhäusern der Batschka herausgeholt und in Uniformen gesteckt und denen man die SS-Stempel eingebraunt hatte. Einer britischen Patrouille, der ich angehörte, fielen die beiden in die Hände. Dies geschah bei einer Durchkämmung von Wäldern auf der „Kanzel“, einem Kärntner Berg nördlich vom Ossiacher See. Vom britischen Sergeant befragt, der die Patrouille kommandierte, ob die Burschen o.k. seien, nahm ich es nach einem Wechselgespräch mit den aufgefundenen Jungen auf mich, das zu bejahen. Sie mußten die Oberarme gar nicht entblößen. Wir ließen sie laufen.

Zu erfreulicheren Tätigkeiten gehörte das Übersetzen von Liebesbriefen feuriger, in London beheimateter und nun in Kärnten weilender Soldaten an ähnlich feurige Kärntner Mädchen. Stolz war ich auf eine längere Tätigkeit bei einer Brückenwache an der Drau. Nun mit einer britischen Maschinenpistole bewaffnet, war ich Teil einer Truppe, welche die österreichische Südgrenze zu schützen hatte. So paradox das erscheinen mag, es war dies das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich mit einer politischen und militärischen Funktion auch voll identifizieren konnte. In der Nacht gab es manchmal Schießereien mit jugoslawischen Partisanen, die Leuchtspurgeschoße zischten hin und her, aber es kam zu keinem Kampf Mann gegen Mann.

Nach meiner Entlassung von den Briten bekam ich es nochmals mit dem Militär zu tun, in Gestalt von vorerst vier sowjetischen Soldaten, die mich in ihrer Zone auf dem Wiener Keplerplatz, über den mich als Kind mein Schulweg geführt hatte, trotz meiner Gegenwehr überwältigten. Mit vorgehaltenen Pistolen bedrohten sie mich, schlugen mich nieder, weil ich mich trotzdem wehrte, zerrten mich in ein Auto, rollten mich in einen Teppich und fuhren mit mir davon.

Ich war als Vertreter der Österreichischen Hochschülerschaft zu einer internationalen Studententagung (ISS) nach England delegiert worden. Dort hatte ich mich vorsichtig, aber kritisch über die sowjetische Besatzungsmacht geäußert. Im wesentlichen waren es Einwände gegen die Ausbeutung des österreichischen Erdöls gewesen, keine im engeren Sinn politischen Argumente oder gar Hinweise auf Willkür der Besatzungsmacht und Vergewaltigungen von Frauen. Die österreichische Hochschülerschaft war damals überproportional mit Kommunisten besetzt. Als ich zurückkam, stellte mich einer der kommunistischen Studentenvertreter, an dessen Namen ich mich noch erinnere, den ich aber hier verschweige, zur Rede. Ich hatte allerdings in England nichts Unwahres gesagt und die ärgsten Übergriffe der Sowjets überhaupt nicht erwähnt.

Wenige Wochen später schnappte die Falle zu. Die G.P.U.-Leute drohten mir, meinen Vater, der sich damals noch in sowjetischer Kriegs-

gefangenschaft befand, verschwinden zu lassen. Von Scheinwerfern beleuchtet, wurde ich stundenlang „verhört“, wo nichts zu gestehen war, was man mir aber, als wäre es Hochverrat, unterstellte. Nachdem mir ein Geständnis über Handlungen, die ich nie begangen hatte, abgepreßt worden war, ließ man mich mit ganz bestimmten Auflagen und an bestimmte Kontakte gebunden, frei. Einigen Menschen, die mich stützten und berieten, besonders dem Künstlerseelsorger Otto Mauer, der schon gegenüber den Nationalsozialisten Mut und Geschicklichkeit bewiesen hatte, verdanke ich es, daß ich nach Jahren aus der schwierigen Lebenssituation der Erpressung freikam. Er empfahl mir die einzig richtige Strategie, nämlich das Mich-wertlos-Machen. Für meine Einstellung zum Marxismus und zum realen Sozialismus waren, wie man verstehen wird, die hier nur angedeuteten jahrelangen Erfahrungen mit den Sowjets und ihren verschiedenen Repräsentanten von einer gewissen Bedeutung. Selbst die Ansinnen, die sie mir stellten, garnierten sie noch mit Ideologie.

Der Ernst und die Sorgfalt, mit der Martin Heidegger in den späten 40er Jahren in Wien bei einem Vortrag über sein philosophisches Konzept von Wahrheit sprach, beeindruckten mich. Trotzdem spürte ich, wie sein Distanz-Halten zu persönlicher Erfahrung mich enttäuschte. Seine, wenn auch eindrucksvolle und im System konkludente pathetische Sprach-Gestik vermochte mich nicht zu überzeugen. Was sollte mir, der ich mit dem Maschinengewehr, dem Granatwerfer, der Stalinorgel, den Bomben und Torpedos (von englischen Unterseebooten gegen das Schiff, auf dem ich mich befunden hatte) und schließlich den Pistolen der sowjetischen Häscher konfrontiert worden war, die Angstkonzeption Heideggers bedeuten? „Die Angst ängstet sich um das Seinkönnen des so bestimmten Seienden und erschließt so die äußerste Möglichkeit“ als ein Sein bzw. sogar „Vorlaufen zum Tode“ (Sein und Zeit, 1927, § 53). Erst von dorthin führe der Weg sowohl zur „Wahrheit“ als auch zur Existenz. Die empfohlene Konfrontation mit Angst und Tod, die sich als der einzige dem Menschen entsprechende Weg zu (seiner) Wahrheit ausgab, war für mich letztlich nicht überzeugend, waren doch meine Ängste aus aufgezwungenen Situationen entstanden und hatten doch keineswegs einen Wahrheitsweg ergeben. Und schließlich sträubte ich mich auch dagegen, Angst um ihrer selbst willen aufzusuchen, um „zu mir selber“ bzw. zu Wahrheit zu gelangen.

Sartre kam mir näher, obwohl er kein hintergründiges Leuchten oder „Lichten des Seins“ zuließ, wie es der späte Heidegger als eine Art Kunstmythos, aber zur Andeutung von Hoffnung und mit der Erkenntnis als rettendem Beistand formulierte. Die Reinigung in Richtung auf schonungslose Wahrhaftigkeit sich selber gegenüber beeindruckte mich bei Sartre ebenso wie seine immer wiederkehrende Forderung nach Mut und Freiheit. Aber die Hoffnungslosigkeit und eine

Art unterschwelligem Zynismus fand ich bei Sartre unverständlich, auch abstoßend.

Wo also intellektuell Heimat finden? Die alte Kirche mit ihren teilweise museal wirkenden Gedanken-Schätzen, aber mit der Lebendigkeit des Kultes bot mir vor 50 Jahren einen sowohl europäisch-geschichtlichen als auch persönlichen Rahmen für ein Moratorium, eine Entwicklungspause. Ruhe zum Aufatmen, Sich-Orientieren, und dies unter einem gewissen Schutz, das war es, was mir die von Max Weber abschätzig so genannten „weit und erbarmend geöffneten Arme“ der alten Kirche vorerst ermöglichten. Ich hatte den Konflikt der Ideologien und Mächte in Krieg, Gefangenschaft und Erpressung am eigenen Leib erfahren. Ich hatte mich dauernd bedrängt gefühlt, hatte aber meine Suche nach einer Position nie aufgegeben. Ein „Opfer des Intellekts zugunsten einer bedingungslosen religiösen Hingabe“, welches Max Weber mit den weit geöffneten Armen der Kirche verband, wäre für mich völlig inakzeptabel gewesen. Infragestellung und Bemühung um eine eigene Sicht waren durch die Kriegs- und Nachkriegserfahrungen für mich zur inneren Überlebensstrategie geworden. Ich hätte gar keinen anderen Weg als den eigenen gehen können, weil ich zu unsicher war.

Die Vielschichtigkeit, ja Widersprüchlichkeit in den Grundhaltungen von bedeutenden Repräsentanten des Christentums, seinen Denkern und Heiligen, von Augustinus bis Franziscus von Assisi und Therese von Avila, von Thomas von Aquin bis Kierkegaard und Dostojewski, beeindruckte mich. Im Kontrast zu den monolithischen Botschaften des Nationalsozialismus und des Kommunismus schien die Kirche im Aufatmen und in den Freiheitshoffnungen der Nachkriegszeit sehr verschiedene Selbstaussagen und Wegfindungen für den einzelnen innerhalb des Christentums zu legitimieren. Und die katholischen Hochschulgemeinden boten in Österreich im Unterschied zum traditionellen österreichischen CV das offenere, bunte und durch die Anwesenheit und Teilnahme der Mädchen auch anregende Bild einer alternativen religiös-intellektuellen Gemeinsamkeit. So beteiligte ich mich in den späten 40er Jahren an der Gründung der Zeitschrift „Blätter der Katholischen Hochschulgemeinde“, die von Rainer Dempf, Friedrich Heer, Hans Tuppy und mir unter Beistand des Studenten-seelsorgers Karl Strobl herausgegeben wurde.

Es war 1950 auch eine Kirche der Hoffnung, des Aufbruchs, die alle gescheiterten Erlösungs- und Heilsversuche, die zum Blutbad geführt hatten, in einer anderen und nach innen und erzieherisch gewendeten Weise zu ersetzen suchte. Was damals in Österreich Ansätze einer für die Jugend und für Intellektuelle und Künstler anziehenden geistig-sinnlichen Botschaft und Lebensform bot und individuelle Lebensgestaltung in innerer Freiheit zu stützen verhieß, war natürlich eine völlig andere Kirche als jene, die sich in den mittleren 90er Jah-

ren, überdeckt noch von der alten Organisation und von nachwirkenden Traditionen, am Abgrund des Zerfalls und als mühsam zusammengehaltenes Zerrbild ohne stärkere intellektuelle Anziehungskraft in Österreich dahinbewegt.

5. Studien in Wien, Paris und Harvard

Der Universitätslehrer in Wien, dessen Vorlesungen mich am meisten fesselten, der mir schließlich auch ein Dissertationsthema vorschlug, war der Philosophie-Historiker und Geschichtsphilosoph Alois Dempf. Ihm lag sehr daran, Philosophen aus ihrer Zeit und von deren jeweiligen politischen und sozialen Herausforderungen und Identifizierungen her zu verstehen. Das bezeichnete er als „Wissenssoziologie“. Solcherlei Fragestellungen waren ursprünglich nicht mein Hauptinteresse gewesen. Dieses hatte den Grundlagen, den Vorbedingungen des Denkens gegolten, weswegen ich mich der Kantischen Kategorienlehre zuwandte. Da gelang es mir aber nicht, das abstrakte Gebäude, sei es mit eigenen inneren Erfahrungen, sei es mit konkreten Beobachtungen in Verbindung zu setzen. Ich verfügte auch über keine wissenschaftlichen Beobachtungen und Fakten. Die Möglichkeit einer gewissen Zusammenführung von Empirie und Theorie sollte ich erst viel später im Rahmen der soziologischen Feldforschung zu erkennen beginnen.

Wissenschaft als Instrument der Durchleuchtung, als Kritik und Relativierung von Überzeugungen, als Mittel zum Aufzeigen von Schwächen in Argumenten, seien sie ideologische oder philosophische, das leuchtete mir ein. Daß Denken und Philosophieren von politischen Einflüssen und Zwängen in Abhängigkeit gezogen würden, auch das konnte ich einsehen. So war ich schließlich bereit, auf Dempfs Vorschlag einzugehen und Adolf von Harnacks (1851-1930) Theorie der Entwicklung der kirchlichen Dogmatik der ersten Jahrhunderte als „Hellenisierung des Christentums“ im Rahmen einer Dissertation kritisch zu beleuchten. Das bedeutete nach Dempfs Vorstellung auch die Analyse der Interessen und Überzeugungen Harnacks, des „Hoftheologen“ des deutschen Kaisers, vor dem Hintergrund seiner politischen Bindungen im Hinblick auf seine Geschichtskonzeption.

Mein Interesse für den von Harnack behandelten Zusammenstoß von urkirchlich-frühchristlicher Welt mit dem antiken griechisch-römischen Denken, woraus die theologischen Grundlagen des sich ausbreitenden Christentums in den ersten drei Jahrhunderten hervorgingen, war gegeben. Aber mir fehlten trotz aller Latein- und Griechisch-Kenntnisse viele historische Voraussetzungen, um mich auch von der Sache und nicht nur von der Person her mit Harnacks Analy-

sen des frühen Christentums und seiner Kirche auseinanderzusetzen. Mit dem Gefühl einer großen Bewunderung für einen Gelehrten, der mir auch als Mensch imponierte, da er unbeirrbar einen eigenen Standpunkt gesucht hatte, aber auch mit der Einsicht, meines Themas nicht Herr geworden zu sein, schloß ich meine Dissertation ab, wurde ich in Wien promoviert und bewarb mich um ein Stipendium in Paris.

Meine Auseinandersetzung mit der um die Jahrhundertwende entstandenen These Harnacks von der „Hellenisierung des Christentums“ als einer Art des Abirrens von der ursprünglichen Botschaft Jesu war für mich „unfinished business“ geblieben. So stürzte ich mich in Paris statt in die (moderne) Soziologie jetzt erst richtig in das Studium der Kirchenväter. Es war eine Art Nachholprozeß. Hatte Harnack die alten Quellen richtig ausgelegt? Von ihm hatte ich gelernt, daß der spätjüdisch-christliche Gehalt durch die griechische Philosophie und die römische Jurisprudenz auf deren Nenner gebracht und daß schon durch die früheste Diskussion um Rechtgläubigkeit, vor allem in Fragen, wie weit Christus Mensch und inwieweit er göttlich gewesen war, die Dogmenentwicklung der Kirche bis in die subtilsten theologischen Fragen hinein in den Sog reichs- und kirchenpolitischer Interessen geraten war. Die hochqualifizierten Arbeiten der französischen Gelehrten Henri Iréné Marrou, Père Festugière, Jean Daniélou und Henri-Charles Puech zeigten mir jedoch auch, wie wichtig die neuen, durch Jesus gepredigten und vermittelten Inhalte von Brüderlichkeit, religiösem Mut, Versöhnungsfähigkeit und Jenseitshoffnung für die philosophische und religiöse Neuorientierung in der Spätantike geworden waren. Das schlug sich nieder und wirkte bis zum programmatischen, existenzbezogenen Satz des flüchtlingsversorgenden Bischofs Augustinus im nordafrikanischen Hippo: „Liebe und tue, was Du willst“. Es war also nicht nur das Christentum „hellenisiert“, es war auch die alte Welt der Antike von unten wie von oben, von den Menschen wie von der Macht der Kirche her, auf neue Überzeugungen hin orientiert und so „christianisiert“ worden.

Ich hatte also am Beispiel dieser Fragestellungen ein vorwiegend ideen- und theoriehistorisches Interesse entwickelt, das ich nur zögernd und mit dem „Umweg“ über die Sozialgeschichte mit der Soziologie als gegenwartsbezogenem Bereich der Verhaltens- und Einstellungsforschung zu verbinden vermochte: zuerst durch die Jugendsoziologie, später – und viel umfassender – durch die Alters- und Lebenslaufforschung. Erst nach Entwicklung der empirischen Forschung in den 50er Jahren konnte ich dann durch historischen Einblick die Perspektiven des Vergleichs von Kulturen und Ideen an konkreten Themen vertiefen und Ermutigung für den Kulturvergleich finden.

Der einjährige Aufenthalt in Paris war auch in anderer Weise für mich die Öffnung von Türen in eine neue Welt, besonders durch die Begegnung mit jener Kunst, die wir heute die klassische Moderne nennen.

Aber auch die sich in Paris entwickelnden Freundschaften mit Traute Wolsegger und J. M. Zemb und die Abende und nächtlichen Spaziergänge mit Paul Celan prägten diese Zeit. Die große Stütze bei diesem Modernitätsschock in Paris bot mir die kühle, aber eine gewisse Sicherheit ausstrahlende Reflexion Ernst Jüngers, wie ich sie vor allem in seinen „Strahlungen“ von 1949 fand. Ich konnte mich zwar nicht meinem eigenen, aber dem bereits in Tagebuchform beschriebenen Kriegserlebnis Ernst Jüngers annähern. In der Soziologie fand ich, soweit sie mir zugänglich wurde, in Frankreich um 1950 nichts, das mir zu Hilfe gekommen wäre, um meine eigene Vergangenheit besser zu verstehen.

So blieb die Befassung mit den Kriegserlebnissen liegen. Nationalsozialismus und Krieg waren zwar im Hintergrund des Erlebten vorhanden, wurden aber unaufgeschlüsselt abgelagert. Der Blick in eine neue Welt, die sich mir in Paris vor allem in der Malerei und Bildhauerei der klassischen Moderne eröffnete, erforderte viel Aufmerksamkeit, Kräfte und Energien für das Umdenken gegenüber einer gewissen Gemächlichkeit, Verspätung und Selbstzufriedenheit in der österreichischen Kulturszene des ersten Nachkriegsjahrzehnts. Ich war vom Gefühl einer Stunde Null, von einem ganz neuen Anfang beseelt, der mit einem Aufbruch zu neuen Vorstellungsweisen und gegenüber den Traditionen zu selbstbewußten und selber erarbeiteten Lebensformen führen sollte. Rückblickend erscheint mir das heute als ein etwas vager Optimismus mit großen Ambitionen. Aber er war sogar in der katholischen Kirche in Frankreich als Überwindung des Traditionalismus, als Öffnung der kirchlichen Kunst gegenüber der abstrakten Malerei und Kunst fühlbar und durch neue Konzepte von Seelsorge, z.B. durch die in Betrieben arbeitenden Priester, bestärkt. Neubesinnung hieß für mich damals aber überhaupt nicht Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, sondern bedeutete für mich Öffnung gegenüber der als neu und modern erlebten europäischen Kultur, wie sie für mich in Frankreich 1949-1950 erfahrbar wurde.

Das Pariser Jahr wurde für mich konstitutiv für eine sich später auf Italien ausweitende Franco- bzw. Romanophilie, die für mich eine innere Europäisierung bot. Wir hatten die Zuwendung zu Europa im letzten Kriegsjahr, wenn wir nicht auf Wache standen oder schießen mußten, in immer wieder neuen Abend- und Nachtgesprächen, vor allem unter den Soldaten meines Alters, herbeigesehnt. Paris sehe ich heute noch als Hauptstadt Europas an, als den großen Umschlagplatz zur Welt, der Anregungen und Maßstäbe gibt, um die eigenen Positionen kritisch zu beurteilen. Durch das Erleben der klassischen Moderne in Paris in der Jahrhundertmitte blieb für mich ein dauernder Lebensimpuls zur Verarbeitung von Modernität erhalten. Hatte ich in Paris Leger, Brancusi, Zadkine, Laurens, Arp und viele andere in deren Ateliers aufgesucht, so setzte ich in Wien meine Bemühungen fort, um vor allem Boeckl und Wotruba und deren Werk näher kennenzu-

lernen. Ein wichtiger Führer war mir dabei in Treue, Kritik und Ermutigung der Bildhauer Josef Pillhofer. Diese heute fast 50jährige Freundschaft war für mich durch Jahrzehnte irritierend im guten Sinn und maßgebend nicht nur im Verhältnis zu Kunst und Kreativität.

1950 nach Wien zurückgekehrt, stürzte ich mich in die direkte Erfahrung. Teils aus begierigem Interesse, teils aus ökonomischen Gründen begann ich in Floridsdorf als Hilfsarbeiter in der Hofpartie der damals noch von den Sowjets beaufsichtigten Shell-Raffinerie zu arbeiten. Neben anderem lernte ich, mit Arbeitshandschuhen ausgestattet, das Rollen von schräg gestellten leeren Fässern durch die weiten Höfe der Raffinerie. Das heiße Öl mischten wir noch in riesigen offenen Behältern. Gestützt auf dieses in der Raffinerie verdiente Einkommen konnte ich meine erste Frau heiraten, eine Kollegin aus der katholischen Hochschulgemeinde, die eben ihr Studium der Kunstgeschichte abgeschlossen hatte.

Etwa ein Jahr später trat ich zusammen mit ihr ein Stipendium der Rockefeller-Foundation in Harvard, USA, an. In Paris hatte ich den Eindruck gewonnen, daß wissenschaftlich fundierte zeitgenössische Soziologie, wenn irgendwo, so in den USA zu studieren wäre. Ermutigung, ja ein stetes Drängen erfuhr ich durch August Maria Knoll, dessen Güte und Zuwendung ich als eine großzügige Förderung empfand. Knoll verlangte von mir, ich solle mich in Soziologie habilitieren. Knoll war Professor an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien und gab als Ein-Mann-Betrieb propädeutische Vorlesungen für Juristen und Vorlesungen zur Geschichte der Sozialphilosophie und Soziologie im Rahmen der Staatswissenschaften. Es war August Maria Knoll, in dessen Seminar in Wien ich meinen Bericht über die Berufswelt und das Milieu der Hilfsarbeiter in der Floridsdorfer Raffinerie vortrug. Als Hilfsarbeiter in der Raffinerie wurde ich aus eigener Anschauung mit unqualifizierter Arbeit vertraut. Mit dieser körperlichen Arbeit in der Industrie schloß ich an die Arbeitserfahrungen meiner Kindheit im Schrebergarten und in der Landwirtschaft an.

An der Harvard University, an die ich durch das Rockefeller-Stipendium gelangte, in den „Stacks“, dem damals schon riesigen Bücher-Depot der Widener Library, wo man direkt unter den Büchern sitzen durfte, entdeckte ich 1952 ein spannendes Bändchen: Zeisel-Jahoda-Lazarsfeld „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von 1932. Durch diese Lektüre konnte ich an meine Erfahrungen als Hilfsarbeiter in der Raffinerie in Floridsdorf anknüpfen. Auch frühe Eindrücke in Favoriten aus den 30er Jahren wurden in mir wach, als in den ungepflegten und staubigen Parks gruppenweise arbeitslose junge Männer herumsaßen, die Karten spielten, miteinander in Streit gerieten und mich als Kind bedrohlich beeindruckten.

Für mein Rockefeller-Stipendium hatte ich deswegen Harvard gewählt, weil mir aus der Ferne, von Paris aus, Talcott Parsons als der

theoretisch interessanteste Soziologe der USA erschienen war. So erwartete ich, daß mir nun ein Brückenschlag zwischen meinen philosophischen Interessen und der Gegenwarts-Soziologie gelingen könne, von der ich ja kaum etwas wußte. Wo immer ich rückblickend auch die Gründe suchen mag, auf Parsons' System der Soziologie vermochte ich mich nicht einzulassen. Es erschien mir als ein aus verschiedenen Denktraditionen und Interpretationsweisen (Durkheim, Weber, Freud) zusammengeklebtes Konstrukt, wobei diese Traditionen teilweise mißverstanden und um der Klitterung willen verstümmelt worden waren. Der Fehler, den ich vermutlich beging, war, daß ich flüchtete, statt mich mit dem von Parsons dargelegten Lehrgebäude zielbewußt und zäh in kritischer Weise auseinanderzusetzen. So wick ich dem damals schon berühmten Mann aus. Mich begeisterte, wie schon Jahre zuvor in Paris, so nun auch in Harvard erneut die Ideengeschichte. Ein großer Gelehrter, der Historiker und Philologe Werner Jaeger, faszinierte mich. In einem Kauderwelsch aus Englisch, Deutsch und klassischem Griechisch hielt er vor ganz wenigen Getreuen in einem Seminar in Harvard seine Monologe über Entwürfe der aristotelischen Ethiken. Daraus prägte sich mir ein, daß Aristoteles, der zielgerichtete Entwicklung in der Natur und im Menschen wissenschaftlich zu beschreiben begonnen hatte, sich auch im eigenen Denken immer wieder zu wandeln imstande gewesen war. Jaeger zeigte die Stufen dieser Entwicklung auf. Es war, als könne man diesen historischen Prozeß der Wandlungen des Aristoteles miterleben.

Der einzige Sozialwissenschaftler, der mich in den USA stark beeindruckte, von dem ich erst viel später entdeckte, wie viel ich von ihm gelernt hatte, war der amerikanische Anthropologe Clyde Kluckhohn. Einmal war deutlich zu merken, daß er selber Feldforschung betrieben hatte. Zum anderen war er imstande, Ergebnisse aus verschiedenen von ihm untersuchten ethnologischen Kulturen vergleichend einander gegenüberzustellen und seine Darstellung durch Begriffe – wie durch Lichtpunkte – zu erhellen. Im Unterschied zu Talcott Parsons konnte Clyde Kluckhohn durch empirische Daten zeigen, daß und wie einerseits Werte und andererseits Symbole in gesellschaftlichen Ordnungen Orientierungsfunktion besitzen. Symbole lenken und fesseln Vorstellungen und Phantasien und führen Menschen und Gruppen zu wiederkehrenden Entscheidungen, Handlungen und Lösungen hin. „Kulturen“ wurden von Kluckhohns Analysen nicht in bestimmte vorweg definierte Kategorien und Fächer eingeordnet wie bei Parsons. Aufgrund empirischer Exploration und Erkundung wurden von Kluckhohn vielmehr Kulturprofile nachgezeichnet, wobei theoretische Vorstellungen, wie sich Kulturgestalten überhaupt ergeben, als Grundlage dienten. Kluckhohn entging der Einseitigkeit des damals (und teils auch heute noch) in den Sozialwissenschaften herrschenden Kulturbegriffs als „pattern of behavior“. Im Kulturbegriff

sollte nach Kluckhohn einerseits der Bestand eines Regel- und Symbolsystems, aber auch hervorragender einzelner Symbole, andererseits die beobachtbare Auswirkung von Normen und Symbolen auf das Verhalten (und die sozialen Interaktionen) enthalten sein.

Als besonderes Verdienst des Kluckhohnschen Kulturbegriffes mag es angesehen werden, daß er die Regeln und Regelmäßigkeiten als „umgrenzbare Leistungen von menschlichen Gruppen“ darstellt, Leistungen, die Verkörperungen in Artefakten, reichend von Ritualen bis zu Kunstwerken, Philosophien und Rechtssystemen einschließen. Kluckhohn hat die soziale Entstehung von kulturellen Schöpfungen hervorgehoben, die ihrerseits wieder eine Voraussetzung für die spätere soziale Wirksamkeit der Kultur darstellen. Zum anderen hat er den Bestand von tradierten, historisch abgeleiteten und erworbenen Ideen und besonders von Werken, die mit diesen Ideen verbunden sind und aus ihnen folgen, als „Kern der Kultur“ definiert. Hier konnte ich mein persönliches Kulturverständnis mit einem für die Forschung geeigneten Begriff verbinden.

Als ich viele Jahre später verschiedene Kulturwelten von Jugendlichen innerhalb Österreichs und darauf folgend in mehreren europäischen Ländern vergleichend untersuchte, um daraus verschiedene Interessen und Zugangschancen zu beruflicher, bildungsmäßiger und affektiver Entwicklung dieser Jugendlichen zu erkennen und zu beurteilen, kamen mir die Vorstellungen und Vorgangsweisen von Clyde Kluckhohn zugute. Auch bei meinen Forschungen in Westafrika im letzten Jahrzehnt, wo ich mich viel mit dem Kulturwandel im Entwicklungsprozeß zu befassen hatte, kam mir die Rückbesinnung auf Kluckhohns Gedanken zu Hilfe.

In meinem zweiten Amerikajahr nahm ich eine schlecht bezahlte Gastprofessur an der Fordham University in New York an und begann zu erwägen, in den USA zu bleiben. Zur Vorbereitung meiner Lehrtätigkeit mußte ich allerdings erst einmal etwas vom Basisbestand der Soziologie lernen. Ich tat es, indem ich sie lehrte. Ich wohnte mit meiner Frau und unserer 1953 in New York geborenen ersten Tochter in einem Untermietzimmer in der Bronx. Neben einem sechstündigen Einführungskurs las ich im Winter über Wissenssoziologie und im Sommer über Religionssoziologie. Knoll fragte brieflich aus Wien an, wie weit meine Habilitationsschrift bereits gediehen sei. Ich beruhigte ihn, hatte aber noch keine Zeile geschrieben. Ich besaß auch keine Vorstellungen von meiner beruflichen Zukunft in Wien. Ich suchte jedoch bei der Rockefeller-Foundation, die mein Stipendium in Harvard bezahlt hatte, um eine informelle Zustimmung zur Finanzierung eines Forschungsprojekts in Österreich an. Einer meiner damals jungen, sehr pragmatischen Kollegen in Fordham, Frank Santopolo, schrieb mir auf einem Blatt Papier das Schema auf, nach dem Einreichungen für Projekte zu gestalten seien. Ich verwende dieses Schema in Variationen auch heute noch.

Zu Paul Lazarsfeld vermochte ich während meiner zwei Jahre in den USA nicht vorzudringen. Einmal wartete ich sehr lange vergeblich in seinem „Bureau of Applied Social Research“ auf ein Gespräch mit ihm. Der vielbeschäftigte Mann fand für den unbekanntem Graduate Student aus Österreich keine Zeit. 1957 suchte mich Lazarsfeld allerdings in Wien auf, er hatte von einigen meiner Untersuchungen erfahren und warb um meine Unterstützung bei der Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien. Robert Jungbluth, heute Direktor im Theater an der Josefstadt in Wien, und ich fanden eine leere alte Schule in der Stumpergasse in Mariahilf, die für ein solches Institut adaptiert werden konnte. Ich schlug den Ordinarius für Statistik Slawtscho Sagoroff als Direktor vor und befürwortete die Wahl einer außergewöhnlichen Frau zur Generalsekretärin, die eine Zeitlang meine Vorlesungen besuchte und mir durch ihre aktive Teilnahme in Seminaren aufgefallen war: Freda Meißner. Sie wurde in der Tat auch zur erfolgreichen Mitgestalterin des IHS in dessen ersten Jahren und später zu einer der zentralen Begründungsfiguren der „Grünen“ in Österreich.

Ich war damals sehr bestrebt, Lazarsfeld nach Wien zurückzuholen, aber im Unterschied zu Paul Neurath, bei dem ich erfolgreich war und dem ich viel fachliche Stützung und geduldige Nachhilfe in Statistik verdanke, lehnte Lazarsfeld dies grundlegend ab. Ich gewann ihn aber bis in die späten 60er Jahre hinein immer wieder zu Gastvorlesungen. Einmal – nach 1968 – brachte er einen überfüllten Hörsaal zu protestierendem Toben, als ihn ein damaliger Exponent der Studentenbewegung fragte, wie er, Lazarsfeld, seine sozialdemokratische Vergangenheit in Österreich mit seinen nunmehr betriebenen vielen Projekten der Markt- und Konsumforschung im Dienste des U.S.-amerikanischen Kapitalismus vereinbaren könne. Er sei eben ein „Marxist auf Urlaub“, sagte Lazarsfeld. Alles übrige ging in empörtem Geschrei der damals von neomarxistischem Gedankengut stark beeinflussten Soziologiestudenten unter.

6. Begründung soziologischer Feldforschung in Wien in den 50er Jahren

1953 kehrte ich nach Österreich zurück. 1954 wurde ein von mir ausgearbeitetes Forschungsprojekt auf Antrag des Wiener Rektors von der Rockefeller-Foundation New York genehmigt. Mit dem Plan, auch weiterhin Forschungen zu unternehmen, gründete ich im selben Jahr die „Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle“. Ich war nun in der unangenehmen Situation, etwas bieten zu müssen, wofür ich im Grunde

nicht ausgebildet war: Sozialforschung. Ich mußte in Windeseile nachlernen. Meine ersten Projekte plante ich ganz allein. Erst ab den 60er Jahren bekam ich Beratung von Paul Neurath. Auch von der Statistikerin Eva Köckeis, die ich nach langem Kampf mit der Wiener juristischen Fakultät, weil sie Kommunistin war, schließlich doch zur Assistentin nehmen konnte, lernte ich einiges. Als 1954 der Fragebogen für die Untersuchung nach dem Pretest fertig war, begab ich mich zu Oskar Pollak, dem damaligen Chefredakteur der sozial-demokratischen Arbeiter-Zeitung, der mich sehr genau über meine Ziele befragte. Dann aber veranlaßte er einen Beitrag in der Arbeiter-Zeitung, der bewirken sollte, daß die Befragung von der Bevölkerung nicht als Spionage für eine Besatzungsmacht, sondern als Forschung im Dienst der Universität und der Wissenschaft aufzufassen sei.

Meine Studie war als Versuch eines Einblicks in die Rekonstruktion der Nachkriegsgesellschaft gedacht. Familienleben und Wohnen standen im Zentrum. Die Untersuchung hatte zum Ziel, in Wien Elemente dessen zu erforschen, was ich damals als „Privatkultur“, als Lebensformen und Werte in der Familie ansah. In den 50er Jahren war die österreichische, besonders aber die Wiener Geburtenrate nach einem ganz kurzen Nachkriegsboom drastisch abgesackt. Die Menschen gaben der materiellen Lebensverbesserung den Vorrang, besonders der raschen Versorgung mit Motorrollern, bald auch mit Kleinwagen, die ihnen eine – im Unterschied zum Krieg – selbstbestimmte Mobilität sichern sollten. Die Verbesserung des Wohnens und die Lust zum Kind hinkten diesem Expansionsdrang deutlich nach. Das bedeutete für mich Anzeichen dessen, was ich „sozialen Negativismus“ nannte. In den USA hatte ich eine reiche soziale Nachbarschaftskultur und den Baby-Boom kennengelernt. In Wien fand ich nichts davon. Es kam schließlich zu zwei Forschungen, einer auf Stichprobenbasis von 3.623 Einzelerhebungen und einer zweiten Studie in 4.108 Haushalten, die eine regionalisierte Auswahl zum Studium der „Privatkultur“ darstellte.

Zwei Jahre vorher war in Wien das Institut für Kirchliche Sozialforschung (IKS) gegründet worden. Unter dem Motto „Thermometer der Kirche“ wurden zuerst unter der Leitung von Linus Grond, dann von Erich Bodzenta Untersuchungen geplant, aber erst ab den späten 50er Jahren durchgeführt. In Zusammenarbeit mit dem Psychiater Hans Strotzka, dem Stadtplaner und Architekten Hans Schimka und dem Statistiker Gustav Krall führte ich ein multidisziplinäres Projekt über Wohnverhältnisse, Wohnwünsche und Sozialbeziehungen in Wien durch, das 1956 als Monographie 8 des Wiener Stadtbauamtes wohl als erste sozialwissenschaftliche Studie in Österreich seit fast 25 Jahren veröffentlicht wurde. Es war dies meines Wissens überhaupt die erste auf der Basis einer breiten Auswahl durchgeführte, mit Hilfe höher entwickelter statistischer Verfahren ausgewertete sozialwissen-

schaftliche Studie in Österreich, die explizite und theoriebezogene soziologische Fragestellungen enthielt bzw. nach diesen auch insgesamt orientiert war.

Ende des 19. Jhs. hatte es in Wien eindringliche Schilderungen der Lebensverhältnisse von sozial praktisch entrechteten Ziegeleiarbeitern gegeben. Zu Beginn der 30er Jahre hatte die schon erwähnte Fallstudie einer kleinen Gemeinde in Niederösterreich – Marienthal – Einblick in Sozialentwicklungen bei der durch Arbeitslosigkeit bedingten Untätigkeit vermittelt. Aber es hatte keine stichprobenfundierte Repräsentativstudie gegeben.

Die Zielsetzung unserer Studie war es, objektiv beobachtbare Verhältnisse wie Wohnungsgröße, Wohnungsausstattung mit Einstellungen und Wünschen in der Bevölkerung einerseits und sozialen Beziehungen in Familie und Nachbarschaft andererseits in Beziehung zu setzen. Es wurde deutlich, daß psychische und soziale Verhältnisse in der Nachkriegsgrößtadt Wien keineswegs in einem engen Abhängigkeitsverhältnis von den Wohnverhältnissen charakterisiert werden konnten. Es gab z.B. unerwartet hohe Unzufriedenheitsraten und Konfliktphänomene in größeren und auch lagemäßig außerordentlich günstigen Wohnverhältnissen, aber auch umgekehrt hohe Zufriedenheitsraten bei Enge und Ungunst des Wohnens. Andererseits erlaubte die Studie, Defizite des Wohnens regional differenziert aufzuzeigen und wohnbaupolitische Hinweise daraus abzuleiten. Deutlich wurde auch, daß die Herstellung persönlicher Sicherheit in der Unsicherheit der Nachkriegsbedingungen – die Erhebung erfolgte noch vor dem Abzug der sowjetischen Besatzungsmacht – über ökonomischen Aufstieg zur Verbesserung des Lebensstandards angestrebt wurde. „Die Zeit der Kollektivisierung war vorbei, man konnte und wollte nun – aus vielen Gründen – das individuelle Selbstgefühl stärken“, schrieb ich 1956 in der Studie „Wohnen in Wien“.

Während des Ringens mit den im Selfteaching-Verfahren erlernten Methoden der soziologischen Feldforschung entwickelte sich in einer räumlich vorerst sehr begrenzten Dachbodenwohnung in Mariahilf, dem sechsten Wiener Gemeindebezirk, unser Familienleben. 1958 wurde unser viertes Kind geboren. Es war ein gedrängtes Leben in der Dachbodenwohnung. Die Zeit, die ich mir für die Kinder nahm, lag hauptsächlich in den frühen Abendstunden. Waren die Kinder im Bett, setzte ich mich nochmals an die Arbeit, oft bis in die frühen Morgenstunden hinein. Auch die Wochenenden waren stark zwischen Arbeit und Familie geteilt, obwohl mir das Erzählen und Puppentheater-Spielen für die Kinder viel Freude bereitete. Eine gewisse Kargheit kennzeichnete dieses Leben. Durch die berufliche Belastung des Aufbaus eines neuen Feldes, wobei mich meine erste Frau in den Forschungsprojekten durch Rat und administrative Hilfe unterstützte, und die vielen Unsicherheiten der Mittelbeschaffung wurde die Fami-

lie eher isoliert. So waren wir als Gruppe selber auch in den „sozialen Negativismus“ einbezogen, den ich durch meine Forschungen in Wien zu entdecken glaubte.

Heute würde ich die vor 40 Jahren im Nachkriegs-Wien erhobenen Daten, welche damals auf individuelle Abschottung der Individuen, auch der Nachbarn hindeuteten, zusätzlich noch anders interpretieren, nämlich als Abwehr oder Schutz. Zu große soziale oder nachbarschaftliche Nähe hätte Einblick in die politische Vergangenheit der einzelnen, in die bei und nach den Umbrüchen 1938 und 1945 geschlagenen oder empfangenen Wunden bedeutet. In meiner Deutung griff ich damals auf die sozialgeschichtlichen Wurzeln der Wiener Mentalität zurück. Ich entdeckte für mich um 1955, daß die Soziologie zwar durch die aktuell aus der Gegenwart zu gewinnenden Analysen von Einstellungen und Verhaltensweisen aufzubauen sei, daß aber deren Interpretation nicht ohne Rückgriff darauf erfolgen könne, was in längeren und langen geschichtlichen Prozessen zu den Gegenwartsprofilen sozialer Strukturen und sozialer Wertungen geführt hatte.

Diese Einsicht kam mir später beim Aufbau der Jugendsoziologie und beim Entwurf der sozialen Gerontologie und Lebenslaufforschung sehr zugute. Sie hatte Rückwirkungen auf Fragestellungen, Methoden und Themenwahl. Sie trug auch dazu bei, daß nach den rasch verlorengegangenen sozialpsychologischen Ansätzen von Paul Lazarsfeld und Marie Jahoda um 1930 die Zweite Wiener Schule der Soziologie, die ich um 1955 zu entwickeln im Begriffe war, sich in paradigmatischer Rückkoppelung mit themenspezifisch differenziert herangezogener Geschichte der untersuchten Probleme Wohnen, Familie, Jugend, Alter entwickelte. Als ich meine Handbuchartikel über Jugend und Alter 1974-1976 schrieb, suchte ich die damals noch geringe sozialgeschichtliche, für meine Themen relevant erscheinende Literatur zusammen, um durch historisches Vorverständnis gegenwärtige gesellschaftliche Strukturen, die ich danach darlegte, zu erschließen. Dabei war mir auch meine erste Frau als Kunsthistorikerin eine Stütze. Die jahrzehntelange Freundschaft mit dem Historiker Friedrich Heer bot eine intellektuelle Erweiterung voller Herausforderungen und Überraschungen angesichts seines vielgliedrigen und ins Detail reichenden überwältigenden Wissens.

Zur Entfaltung meines Ansatzes der Nachkriegssoziologie in Österreich waren zwei wissenschaftliche und ein wissenschaftstheoretisches Moment wichtig. Ich entwickelte und verwendete selber Umfragenforschung, suchte aber nach „Außenstützung“ durch demographische, von der offiziellen Statistik gesammelte themenrelevante Strukturdaten. Soziologie bedarf immer der Ankoppelung an Demographie und Sozialstatistik: diese Maxime nahm ich mir zur Richtlinie. Für manche Themen ließ ich – bei nicht geringen Kosten, lange bevor es in

Österreich Mikrozensus gab – Sonderauszählungen der Bevölkerungs-, Haushalts- und Wohnungsstatistiken auf Stichprobenbasis durchführend. Sie bildeten für mich bereits um 1955 eine Art Netzwerk von Voraussetzungen für die Interpretation eigener Umfrageforschung.

Noch entscheidender aber war für mein Soziologiemodell die konstitutive Mitberücksichtigung der Tiefenpsychologie. Dabei kam mir einerseits eine nach klassischem Modell absolvierte fünfjährige Psychoanalyse zugute wie auch die davon personell unabhängige wissenschaftliche Kooperation mit Hans Strotzka, dem Begründer der Nachkriegs-Tiefenpsychologie und Sozialpsychiatrie in Wien. Aus der Zusammenarbeit mit Strotzka ergab sich mehr und mehr eine persönliche Freundschaft, die sich zu einer tragenden Achse wechselseitiger Aussprache in wissenschaftlichen wie in persönlichen Fragen entwickelte. Einsichten in Spannung und Dynamik in der Persönlichkeit, in frühe Identifizierungen und – in der Jugend – Konstitution von Identität, erlaubten mir besser, die Bedeutung von kulturellen Traditionen in Familien, Gruppen, sozialen Schichten und Strukturen zu erforschen und zu verstehen. Ich begann mehr und mehr einzusehen, daß die Ressourcen und Entwicklungskapazitäten der Persönlichkeit in einem wechselwirksamen Austausch, einem Prozeß von Förderung und Verhinderung durch soziale und kulturelle Strukturen erklärbar werden. So erweiterte ich meinen Forschungsansatz zum Studium eines Wert- und Beeinflussungskreislaufs zwischen Kultur und Persönlichkeit.

Als Aufgabe der Soziologie sah ich die fächerübergreifende Zusammenarbeit von mehreren methodischen Wurzeln her an. Geschichte und Demographie sollten als Rahmen für Einzelbeobachtungen oder Stichproben-Erhebungen dienen und zum Verständnis des Beziehungsgeflechts zwischen Subjekt und Kultur führen. Von dorthin wäre auch zu erklären, wie die Beziehung zwischen Subjekt und Kultur durch die gesellschaftlichen Chancen begrenzt oder erweitert wird. Die Vorstellungen von Siegfried Bernfeld von einer durch soziale und ökonomische Faktoren beeinflussten Entwicklung des Lebenslaufs, wie z.B. die Begünstigung der Jugend der oberen Schichten durch eine „gestreckte Pubertät“, kamen mir zu Hilfe. Ich baute die Vorstellungen von zwei verschiedenen Typen von Pubertät, der begünstigten „gestreckten“ und der benachteiligten „verkürzten“, aus. In der von mir soziologisch-empirisch auf breiter Stichprobenbasis betriebenen Jugendforschung suchte ich die verschiedenen sozial bedingten Entwicklungsverläufe und Interessenentwicklungen in den sozialen Schichten und Gruppen am Daten-Material aufzuzeigen.

1955 habilitierte ich mich mit einer wissenssoziologisch-ideologiekritischen Arbeit. Die amerikanischen Geldgeber der Rockefeller-Foundation hatten einen Dozenten als Projektleiter verlangt. Die Zusammenarbeit mit Architekten und Stadtplanern, mit Ärzten und

Psychiatern, früh auch mit Geriatern – meine erste sozialgerontologische Arbeit erschien 1955 -, ließ für mich die Praxisbeziehung zu einer Grundforderung an die Soziologie werden. Andererseits führte mich die Zusammenarbeit mit den Ärzten und Psychologen zur multidisziplinären Öffnung. Mein Bemühen war nicht so sehr auf Soziologie als Fach, sondern auf mir relevant erscheinende Themen der Forschung bezogen. Darin und dazu suchte ich soziologische Methoden zu entwickeln, den Erkenntnisprozeß interdisziplinär zu integrieren und praxisrelevant zu beziehen. Für die Kennzeichnung von Nachbarschaftskontakten, Wohnwünschen und Familienbeziehungen älterer Menschen entwickelte ich einen Begriff für ihr sowohl reales als auch gewünschtes Verhalten. Dieser mein Begriff „Intimität auf Abstand“ war ganz deutlich bereits multidisziplinär, besonders von der Tiefenpsychologie her inspiriert. Denn Schritt für Schritt wurde mir die Bedeutung von psychischen, sozialen und ökologischen Dimensionen des „Abstands“ besonders für die Toleranz bzw. für den Abbau von Ambivalenz bewußt. Nur wer genug Freiräume oder eigene persönliche Betätigungsmöglichkeiten und Chancen zur Selbstbestätigung hat, also eine gewisse Unabhängigkeit auch von nahestehenden Menschen gewinnen kann, erträgt und gestaltet die Nähe zu ihnen besser.

7. Multidisziplinarität und Praxisbezug als gewählte Grundorientierung

Die Entwicklung der Soziologie als Fach hat mich bald mit Zweifeln erfüllt. Ich war auch unsicher, ob man sie universitätspolitisch als eigene Studienrichtung etablieren sollte, kämpfte aber dann zur Erweiterung sozialwissenschaftlicher Forschungsmöglichkeiten und wegen der Verbesserung der Teilnahme an den internationalen Voraussetzungen und Infrastrukturen dennoch darum. Das entschied sich in Österreich bei den Vorbereitungen zur Gründung der Linzer Hochschule, die sich auf Sozial- und Wirtschaftswissenschaften hin orientieren sollte. An diesen Vorbereitungen war ich über Jahre hinweg intensiv beteiligt. Allerdings erschien mir die Integration der Soziologie als Fach angesichts der rasant sich entwickelnden Differenzierung und Ausgliederung von Forschungsbereichen immer unwahrscheinlicher. So sah ich die Bildung von thematischen Schwerpunkten innerhalb der Soziologie als besten Weg an. Integrieren wollte ich die multidisziplinäre Bearbeitung dieser Schwerpunkte, aber nicht ein Universitätsfach Soziologie.

Warum rückten Stadtplanung, Familie, schließlich Jugend- und Altersprobleme durch selbstinduzierte und Auftragsforschung für

mich so sehr in den Vordergrund? Warum bearbeitete ich nicht die großen Probleme des Antisemitismus, die Unsicherheiten in der österreichischen Identitätsfindung und die grundlegenden Schuldfragen nach dem Zweiten Weltkrieg? Einmal entwarf ich zwar ein empirisches Forschungs-Projekt zur österreichischen Identität auf der Basis von Selbstaussagen und Selbstbeurteilungen der Österreicher, auch die Historikerin Erika Weinzierl war bereit, daran mitzuarbeiten. Schließlich scheiterte das Vorhaben an der Finanzierung, da offenbar wenig öffentliches Interesse für eine solche Thematik vorhanden war. So blieben diese Fragen entweder der Polemik Helmut Qualtingers und später Thomas Bernhards oder Autoren wie Friedrich Heer vorbehalten. Wir haben diesen Aussagen bis heute noch keine sozialwissenschaftliche Untersuchung zur österreichischen Identität hinzugefügt.

Eine Grundorientierung ist noch besonders hervorzuheben. In den 50er Jahren war für mich der Rekonstruktivismus maßgebend. Nicht Rückblick, sondern Aufbau war meine Orientierung. Vielleicht habe ich auch das Glück, den Vernichtungsfeuern des Zweiten Weltkriegs und den Verstrickungen der Geheimdienstphase in der Nachkriegszeit entgangen zu sein, als Verpflichtung aufgefaßt, meine Kräfte zum Wiederaufbau einzusetzen. Außerdem begann sich die Welt für die, die es wahrnehmen wollten, und zu denen gehörte ich, trotz der marginalen Lage Österreichs am Eisernen Vorhang zu öffnen. Es war zwar mühsam, aber wissenschaftlich und politisch unerhört lohnend, für den Aufbau in Österreich in den Westen Europas zur OECD, UNESCO, zum Europarat usw. zu reisen, um gierig den heute unvorstellbaren Modernitätsrückstand Österreichs in den 50er und 60er Jahren zu erkennen und durch Anregungen von außen abbauen zu helfen. Aber auch die Reisen und Exkursionen mit Studentengruppen nach Osteuropa waren im Kontrast zum Westen und zum Verständnis der Diskrepanzen zwischen Ideologie und gelebter sozialer Wirklichkeit des sogenannten realen Sozialismus außerordentlich lehrreich.

Es bezogen sich meine Themen auf Stadtplanung, Wohnungsbau, Familie, dann auf Jugend und Alter. Aber auch für die Entwicklung der Gruppendynamik setzte ich mich ein. Ich erwartete viel von problemspezifisch differenzierter, stichprobengestützter empirischer Sozialforschung. Sie gab den Anstoß, aufgeworfene Probleme in ihrer relativen Bedeutung quantitativ zu charakterisieren und nach jeweils verschiedenen betroffenen Gruppen in der Bevölkerung zu differenzieren. Enttäuschend fand ich schon zu Beginn der 60er Jahre, daß sich die Sozialforschung nicht, wie ich eigentlich erhofft hatte, zur Grundlegung oder Ausarbeitung einer umfassenden Gesellschaftsanalyse würde verwenden lassen. Ich hatte gehofft, daß die sozialwissenschaftliche Forschung in die Fußstapfen der großen Sozialromane von Dickens, Flaubert, Zola, Tolstoj, Fontane oder Dostojewski treten wür-

de. Im Gegensatz zu diesen Erwartungen begann das, was ich im „Handwerksverfahren“ in den frühen 50er Jahren in der Sozialforschung begonnen hatte – in Österreich wurde das Fessel-Institut gerade gegründet, das IFES gab es noch gar nicht –, rasch zur umfassenden professionellen Datenerfassung zu werden. Vertiefung, Deutung, Ergänzung durch Fallstudien und die Findung von umfassenden Perspektiven in der Geschichte kamen der zunehmend öffentlich gefragten und von den Medien aufgegriffenen Umfragetätigkeit gar nicht nach. Das war eine Enttäuschung für mich. Diesem Trend habe ich mich nicht zu widersetzen vermocht. Ich sah mit Unwillen die Spaltung in die sogenannte quantitative und qualitative Soziologie sich anbahnen. Nur durch mein spätes Ausbrechen aus dem Gefangensein in dieser Entwicklung, indem ich bei der Grundlagenforschung in Westafrika mich ganz nach eigenen Vorstellungen vorantastete und mit Elementen einer Dorfuntersuchung als Einzelfall-Studie, in der viele qualitative Elemente enthalten waren, begann, konnte ich etwas von meinem eigenen Verständnis multidisziplinär geöffneter Soziologie verwirklichen. Mein Buch „Die Schnüre vom Himmel“, Wien 1992, berichtet darüber.

Wie war ich in den 50er und 60er Jahren zu meinen Themen gekommen? Die Jugendforschung begann ich dadurch, daß sich der damalige österreichische Unterrichtsminister Heinrich Drimmel, zuständig für Schulwesen und Wissenschaft, wegen einer Jugendstudie in Österreich an den deutschen Soziologen Helmut Schelsky wandte. Dieser verwies ihn aber an einen jungen Dozenten in Wien, nämlich an mich. Auch Theodor W. Adorno spürte mich auf und wollte mich für die in Entfaltung begriffene sozialwissenschaftliche Fakultät in Frankfurt gewinnen, da er sich davon eine Wiederbelebung der in „Autorität und Familie“ (Paris 1936) dokumentierten Zusammenarbeit zwischen der „Kritischen Theorie“ und der empirischen sozialpsychologischen Forschung in Wien erwartete. Zu einer solchen Zusammenarbeit hatten in den frühen 30er Jahren die Österreicher Paul Lazarsfeld und Käthe Leichter beigesteuert. Mit einigem Zittern hielt ich in Frankfurt in Gegenwart von Adorno, Horkheimer und von Friedeburg und einem sehr kritischen Direktor des Statistischen Amtes namens Blind unter Darstellung einer Reihe von Tabellen aus meiner Forschung meinen Bewerbungsvortrag. Die positive Reaktion der Frankfurter Universität trug schließlich dazu bei, daß ich in Wien durch ein Extraordinariat zum Bleiben in Österreich ermutigt wurde.

Sowohl Theodor W. Adorno als auch Helmut Schelsky, letzterer mehrfach, kamen nach Wien zu Vorträgen. Ich suchte immer Mittel und Anlässe, um die Wiener Szene, die in den Sozialwissenschaften intellektuell dünn war, zu beleben. Ich organisierte auch Exkursionen und Studienreisen nach Ungarn und in die damalige Tschechoslowakei, um mit den „Nachbarn“ und deren Instituten Beziehungen aufzubauen. Auch sowjetische Soziologen lud ich ein, die Amerikaner

kamen von selber. Am Geld und auch an verschiedenen anderen Faktoren scheiterte die Mehrzahl der Versuche, österreichische Emigranten entweder zu Vorträgen in Wien oder zur Rückkehr nach Österreich zu bewegen. Selbst als das Ford-Institut (heute Institut für Höhere Studien) große Honorare zahlte, kamen nur wenige, und auch die immer nur auf kurze Gastspiele. Der ständige Kampf mit einer an den Sozialwissenschaften wenig interessierten, ja sie zum Teil sogar als gefährlich erachtenden juristisch dominierten Hochschulverwaltung fesselte viele meiner Kräfte. Erst mit dem Amtsantritt von Ministerin Dr. Hertha Firnberg 15 Jahre nach meinem Begründungsversuch der empirischen Soziologie im Nachkriegsösterreich sollte sich dies ändern.

Zwar gehört dies nicht mehr in den „Berichtzeitraum“ dieses Textes, mag aber für die Leser von 1996 und später für die wissenschaftspolitische Situation illustrativ sein. Als Bruno Kreisky 1970 in Österreich die Stimmenmehrheit erhielt und er Hertha Firnberg für sein Kabinett vorsah, mußte sie ihre Freunde auffordern, zu ihrer Unterstützung dem mit der Regierungsbildung beauftragten Dr. Bruno Kreisky schriftlich und ausführlich die Notwendigkeit eines eigenen Wissenschaftsministeriums zu begründen. In Nacharbeit entledigte ich mich dieser Aufgabe. Firnberg hatte ich schon früh in den 50er Jahren, als sie noch Angestellte der Niederösterreichischen Arbeiterkammer war, in meiner Funktion als Generalsekretär der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie als Vizepräsidentin für diese Gesellschaft gewonnen. Das entsprach ganz meiner Überzeugung von der Notwendigkeit einer „großen Koalition“ in Österreich.

Mein Rekonstruktivismus war in seiner politischen Orientierung ganz von einer Gesinnung der Koalition zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen getragen. Die Wurzeln hierfür lagen zum Teil in den Kindheitserlebnissen der Gewalt zwischen Schwarz und Rot und in einem mich erschreckenden persönlichen Erlebnis sowie in einer mit Ehrfurcht eingegangenen freundschaftlichen Beziehung. Das Erlebnis war das Zusammentreffen mit dem letzten Bundeskanzler der Ersten Republik Dr. Kurt von Schuschnigg in einem Hörsaal in Louisiana, wo ich ihn 1953 nach seiner Vorlesung fragte, warum er 1938, allenfalls auch noch nach seinem dramatischen Besuch bei Hitler auf dem Obersalzberg in Berchtesgaden, in Österreich keine Koalitionsbildung mit den Sozialdemokraten versucht hatte. Er sagte mir, daß er als österreichisch-ungarischer Offizier am Ende des Ersten Weltkrieges von Sozialdemokraten auf der Straße durch tätliche Angriffe – Herunterreißen der Offiziersabzeichen usw. – so beleidigt worden sei, daß er ein Zusammengehen mit den Sozialdemokraten von da an nie mehr in seinem Leben in Betracht gezogen habe. Aus welcher Enge heraus war doch in der Ersten Republik Österreich regiert worden! Der Zerfall bzw. das widerstandslose Aufgehen im Großdeutschen Reich war durch solche Haltungen schon programmiert worden. Als

hätte ich einen Keulenschlag erhalten, ging ich aus dem heißen Hörsaal in Louisiana. Ich glaube, daß Schuschniggs Antwort ehrlich war, aber sie war darum für mich nur um so schrecklicher.

Die freundschaftliche Beziehung, die sich in den USA 1952/53 ganz unerwartet für mich ergab, war die zu Ernst Karl Winter. Er wohnte, nachdem er 1938 aus Österreich emigriert war, mit Teilen seiner großen Familie in einem der für die amerikanischen Vorortsiedlungen typischen Holzhäuser in New Jersey. An der Außenseite des Hauses lebte ein Bienenschwarm. Wenn man mit E.K. Winter sprach, konnte man die Bienen summen hören. Er erzählte mir viel über Engelbert Dollfuß, dessen Regimentskamerad er im Ersten Weltkrieg gewesen war und den er in Richtung auf ein Übereinkommen mit den Sozialdemokraten vergeblich zu beeinflussen gesucht hatte. E.K. Winter entwickelte mir gegenüber ausführlich und mit vielen Begründungen seine Vorstellung von der Koalition der beiden großen politischen Lager, was sie in Österreich damals auch waren. Er vertrat ein sehr selbständiges und, wie zu erkennen war, persönlich gelebtes Christentum. Seine große Zukunftssorge war schon 1952/53 die Vergiftung und Zerstörung der Umwelt, und er suchte mir dies am Beispiel des DDT deutlich zu machen. Auch forderte er – und hielt sich selber daran – ein neues biologisch orientiertes Ernährungsbewußtsein.

Ich hörte E.K. Winter sorgfältig zu, zumindest die Koalitionsphilosophie war eine Lehre, die ich von ihm annehmen konnte. Sie wurde für meine spätere Position in Österreich bestimmend und wirkt bis zum heutigen Tag nach. Auch Winters Suche nach einer neuen österreichischen Identität schien mir verständlich. Historisch hatte Winter recht: Österreich war bis 1918 ein dynastischer Begriff gewesen, kein nationaler. So war es nun nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur notwendig, sondern höchste Zeit, eine neue Form der österreichischen Identität zu finden.

Winters ökologische Philosophie hingegen erschien mir damals, vor mehr als 40 Jahren, zu Unrecht als sektiererisch. Es gelang mir aber, zu Winters Rückkehr nach Wien und zu der Versöhnung zwischen ihm und seinem ehemaligen Freund und Schüler August M. Knoll, der mich gefördert hatte, entscheidend beizutragen. Winters früher Tod in Wien hat uns wohl auch sein Werk zu wenig beachten lassen. Es lag ein verklärter Ausdruck auf dem Antlitz des Verstorbenen, als ich kurz nach seinem Tod in die bescheidene Gemeindewohnung kam, die ihm die Stadt als Rückwanderer zur Verfügung gestellt hatte. Er war ein um Versöhnung bemühter Österreicher gewesen, der die Zerrissenheit des kleinen Nachfolgestaates der Monarchie in politische Lager, die einander in der Ersten Republik nicht nur aufs Blut, sondern mit dem Ziel der Vernichtung bekämpften hatten, zu überwinden bemüht war und dafür auch Maßstäbe und Ideen vermitteln konnte.

Für Ermutigung und Förderung durch Einladung zu internationalen Symposien und schriftlichen Beiträgen danke ich René König. Obwohl er in den späten 50er und frühen 60er Jahren schon der wirkungsvollste Vertreter der empirischen Soziologie in Deutschland war, ließ er sich von mir im persönlichen Gespräch, das er mehr pflegte als alle anderen Soziologen seiner Generation, auch Kritik gefallen. Er wirkte väterlich, aber sein Sinn war jung. Er, der Emigrant gewesen war, konnte jedoch die jüngere Generation, die am Krieg teilgenommen hatte, schwer verstehen. Uns war das Leben ein zweites Mal geschenkt worden. Unerkannt und unbeachtet blieben der unauslöschbare Schock, die zugefügten und erlittenen seelischen Verunstaltungen durch organisiertes Töten, Täuschen, Spionieren, Bedrohtsein, Hinrichten, Gefangennehmen und Gefangengenommen-Werden, Flüchten, Leugnen und Sich-über-all-dies-Ängstigen. Verständlich, wenn auch keineswegs durchwegs zu rechtfertigen war daher der Schritt, vorerst einmal all dies sein zu lassen und sich der Zukunft zuzuwenden.

Der Aufbau von Fabriken, die Entwicklung der Landwirtschaft zur Nahrungsversorgung, aber auch das Bedürfnis nach Freizeit und Motorisierung, sie führten weg vom Kriegserleben. Läßt sich dies mit dem Begriff des „Verdrängens“ allein erklären? Die Fähigkeit zu trauern konnte wohl nur jemand fordern, der selber solchen Traumata nie ausgesetzt war und der – wie Alexander Mitscherlich – damit „begnadet“ war, keine ganze oder halbe politische Schuld mit sich herumtragen zu müssen. Mitscherlich hatte zwar richtig gesehen, daß durch den verlorenen Krieg ein „schwerer Schlag den innersten Kern der Selbstachtung“ getroffen hatte und es die wichtigste Aufgabe gewesen war, die „Abwehr des Erlebens einer melancholischen Verarmung des Selbst“ zu leisten, und er erwartete sich, daß der „Verlust des Führers“ betrauert würde. Aber die gegenläufig ineinander verklammerten Gefühle von Verlust und Zusammenbruch, Führungslosigkeit, Verlassenwordensein einerseits und Befreiung von Überlebensangst andererseits, von einem kollektiven erpresserischen Irresein, das von diesem Führer ausgegangen war, konnten bis auf weiteres nicht voneinander getrennt und bearbeitet werden. Dazu waren der aktuelle Druck der Nachkriegsnot zu stark und die bald sichtbar werdenden Wege eines sozialen und ökonomischen Aufstiegs zwecks neu beginnender Selbstbestätigung im physischen und psychischen Ruinengelände zu einladend.

Vieles von dem, worüber im ersten Teil meines Darstellungsversuchs hier aufdeckend die Rede war, hat schon die Geschichte verschluckt. Die Bewußtseinsgehalte der älteren und hochbetagten Generationen sind überwiegend auf Nimmerwiederhören ins Moor des Vergessens hinabgesunken, oder sie sind zu den bedauernswerten, bei alpinen Begräbnissen sichtbar werdenden Klischees des „Kameradschaftsbundes“ fixiert worden und werden als seelisches Gerümpel

sichtbar. Für die Unveränderlichen und „Unverbesserlichen“ muß die Vergangenheit weiter heroisiert werden, sonst vermöchten sie ihre eigene Starrheit und Unnachgiebigkeit nicht zu ertragen.

Auch die Apotheose der Geschädigten ist einseitig geblieben. So wichtig es ist, nicht zu vergessen, so wichtig wäre es, die Erinnerungen zu prüfen und zusammenzuführen. Der einzige große „Österreicher“, der einen unerhörten Schritt des Vergebens – schließlich auch im Gedicht „Todtnauberg“ – gesetzt hat, war der Jude aus Czernowitz Paul Ansel (Celan), der Martin Heidegger, den „Meister aus Deutschland“, in seinem Refugium Todtnauberg im Schwarzwald persönlich aufsuchte. Am Tag vor der abendlichen Lesung Celans in Freiburg i. Br. ging Martin Heidegger von Buchhandlung zu Buchhandlung, damit die Lyrikbände Celans in die Schaufenster gelegt würden.

Wie um sich selbst davor zu schützen, ganz auf die eigenen Traumata einzugehen, veröffentlichte Ernst Jünger unter dem Titel „Strahlungen“ (1949) seine Tagebuchaufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Im Mai 1945 heißt es darin voller Pathos: „Besiegte Erde schenkt uns Sterne“. Was schenkte sie wirklich? Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Wohlstand – wohl auch Schritte hin zur Demokratie. Noch fehlen „Sterne“ des Verstehens und die Einsicht in die Weitergabe dieses Verstehens.

Wohl läßt sich dieses sagen: Die Niederlage hat Besiegte geschaffen, die gar nicht kämpfen wollten und den Kampf verabscheuten. Sie, die wider Willen Kämpfenden, zu denen auch ich gehörte, waren trotzdem Besiegte, und als junge Menschen gerieten sie in den Wirrwarr von Zusammenbrüchen und Versuchen von Neubeginn. Ob es für die Betroffenen, die dies einsehen, heute, nach 50 Jahren, zu spät ist, sich aktiv, d.h. bewußtseinsbildend und sprachfindend daran zu erinnern?

8. Lebensgeschichtliche Ausgangs-Bedingungen meines Projekts einer Soziologie

Der Rückblick auf die eigene Entwicklungsgeschichte im Zusammenhang mit der Soziologie, wie ich sie vorfand und zu entfalten suchte, ist Teil einer sprachfindenden Späterinnerung. Ich möchte diesen Versuch mit einer kurzgefaßten Zwischenbilanz abschließen.

1. Die Kindheit in einem Wiener Arbeiterbezirk mit den in meiner unmittelbaren Umwelt deutlich sichtbaren proletarischen Lebensbedingungen in den 30er Jahren hat mir unvergeßlich für das ganze Leben die existenzbestimmende Bedeutung der Verfügbarkeit

- ökonomischer und sozialer Ressourcen für die Lebensgestaltung eingepreßt. Vermutlich wäre ich ohne diese Früherfahrung nicht imstande gewesen, Begriffe wie „kumulative Benachteiligung“ zu entwickeln und schließlich Armut in der Dritten Welt zu verstehen.
2. Auch das gewalthafte Aufeinanderprallen politischer Bewegungen gehörte zu den unauslöschbaren Erfahrungen meines ersten Lebensjahrzehnts. Von daher wurde mir bewußt, daß politische Gegensätze explosiv sind, wenn sie nicht in Dauerverhandlung eingebunden werden.
 3. Die Verschiedenheit von einerseits Arbeit und andererseits kulturellem Verhalten auf dem damals noch so gut wie voll bäuerlichen Land gegenüber der Stadt war für mich in der Kindheit ebenso unübersehbar und wurde mir durch Teilnahme an beiden Kulturen, der ländlichen und der städtischen, vermittelt. Arbeitsteilung zeigte sich mir als eine entscheidende Voraussetzung zur Lebensgestaltung, zur Kulturentstehung wie auch zum Kulturwandel.
 4. Den eigentlichen Fremdheitsschock brachte mir jedoch die Kriegserfahrung auf dem Balkan, wo ich tödliche Feindschaft zwischen Besatzern und Freiheitskämpfern erlebte. In meiner Rolle als Dolmetscher wurde ich in eine tiefere Kenntnis dieses Konflikts hineingezogen. Daraus erfuhr ich die Irrationalität von Haß und seine unglaubliche Wirksamkeit.
 5. Nationalsozialismus und Krieg und die Erfahrungen mit dem Sowjetsystem nahmen mir jede Bereitschaft, an Ideologien zu glauben. So vermochte ich mich auch globalen Beurteilungen von Gesellschaftsmodellen oder -systemen nicht anzuvertrauen. Diese Abneigung hat später wohl auch meine Zurückhaltung gegenüber soziologischen Systemkonzeptionen der verschiedensten Art mitbedingt. Bei aller Bewunderung für das Wissen und die Sprachkraft von Th. W. Adorno konnte mich seine zur Ausdruckskunst gesteigerte Dialektik nicht zur Gefolgschaft verführen.
 6. Die Sozialforschung entsprach meiner Vorliebe für das Narrative, für den Bericht. Die Inhalte des Erlebten und Erlittenen in einem Krieg und Kampf wider Willen und in den existentiellen Gefährdungen durch Verhaftung und Erpressung in der Nachkriegszeit waren und sind zwar in Tagebüchern festgehalten, sie blieben für mich aber unsagbar. In gewisser Weise baute ich mit Hilfe von Wissenschaft Brücken über unzugängliche Abgründe. Der unarbeitbare Schock von Krieg und Nachkrieg kam mir aber insofern zugute, als ich mich nach einer anfänglichen Anpassung an die Universität bei der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit von herrschenden akademischen Kategorien und Vorurteilen in meiner Wagsuche nicht oder nur marginal beeindruckt ließ.
 7. Das traditionelle Rüstzeug der Sozialforschung erlaubte mir nicht genug Zugang zum Verständnis von Motivation und zu einer die

Lebensläufe steuernden individuellen und gruppenhaften Entwicklungsdynamik. Ohne ein solches Verständnis erschienen mir aber selbst statistisch wohlfundierte Ergebnisse nicht zureichend interpretierbar. So wandte ich mich ab den mittleren 50er Jahren in den von mir soziologisch bearbeiteten Bereichen Jugend, Familie, Alter, Frauenrolle jeweils themenspezifisch sowohl der Geschichte als auch der Tiefenpsychologie zu. Über deren Bedeutung hatte ich mir durch eine eigene mehrjährige Psychoanalyse Gewißheit zu schaffen gesucht.

8. Durch eine langjährige freundschaftliche und berufliche Verbindung zu einem der Begründer der Sozialpsychiatrie, Hans Strotzka, entwickelte sich eine Multidisziplinarität, die mir in der Ungesichertheit akademischer Begriffswissenschaft über die dort diskutierten Abgrenzungen und Polarisierungen „Individuum versus Gesellschaft“ hinweghalfen. Diese Vorbereitung durch Tiefenpsychologie kam mir später während der Studentenrevolte sehr zugute, als Freuds Theorien plakativ und strategisch eingesetzt und teils re-dogmatisiert und politisch mißbraucht wurden. Begriffe oder Theoreme, wie ich sie bei meiner eigenen Arbeit fand oder konstruierte, bezog ich in den jeweiligen Erklärungsprozeß meiner Fragestellungen ein, was mir die Kritik einbrachte, ad hoc Theorien zu entwickeln. Die Ausarbeitung eines Konzeptualismus oder von nicht absehbar erklärungsdienlichen Theorien widerstrebte mir. Dabei war mir sehr wohl bewußt, daß auf dem wissenschaftlichen Markt die Begriffskrusten zur Markierung einer eigenen Sprachwelt als Abgrenzung eines „Reviere“ und zum Aufbau eines eigenen Public Relations-Image relativ hohen Verkaufswert haben.
9. Vielleicht gab ich aufgrund einer solchen Abstinenz zu wenig Anregungen zur Herauentwicklung kohärenter Theorie-Konstruktionen in der Soziologie. Ich sah mich auch wenig motiviert, auf den sogenannten „Positivismusstreit in der Soziologie“ der 70er Jahre einzugehen. Die Dialektik, so wertvoll sie seit Heraklit und Meister Eckhart heuristisch und mystagogisch gewesen war und so strategisch und überredungsfunktional sie einschließlich ihrer Marxschen Ausprägung als alteuropäisches Relikt war, konnte mich bei aller Brillanz ihrer späten Ausformung bei Theodor W. Adorno weder für die Wissenschaft noch für die Politikberatung überzeugen. Den Konflikt zwischen meiner ästhetischen Sympathie und Wertschätzung für die problemberührende und -aufdeckende Sprachkraft Adornos und den oft inadäquaten und trivialen Datenbergen einer intellektuell eher ohnmächtigen (angeblichen) Empirie, die sich in langweiligen Berichten mitzuteilen suchte, empfand ich sehr wohl. Zu dem zerlesenen Exemplar der „Negativen Dialektik“, zu den „Noten zur Literatur“ oder den

„Minima Moralia“ kehre ich immer wieder einmal zurück. Beschimpft als Datenknecht im kapitalistischen Establishment und „Verdoppler der Wirklichkeit“ kämpfte ich um die Weiterführung der Forschung. In der Mühsal der Geldbeschaffung und der Mitarbeiterfragen blieb mir in der stürmischen Zeit der Studentenrevolte zum wissenschaftstheoretischen Artikulieren einer „dritten Position“ zwischen der sich formierenden „Frankfurter Schule“ und den „Positivisten“ weder Zeit noch Kraft. Meine Option der Entwicklung möglichst valider und verlässlicher Befunde, die wenigstens teilweise „anwendungsbeziehbar“ sein sollten, beanspruchte mich ganz. Ob diese Entscheidung „richtig“ war, darüber sollen andere urteilen.

10. Bei all dem ging es mir um die Förderung der Bearbeitung von Fragestellungen, aber nicht um die Umgrenzung eines Faches Soziologie. Für mich war der ursprünglich aus der französischen Spätaufklärung und von St. Simon und Auguste Comte stammende Gedanke überzeugend, wonach Soziologie als disziplinübergreifende wissenschaftliche Realisierung eines fachsprengenden Projekts zu verstehen sei. So blieb mir akademisches Fachdenken immer fremd. Meine landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitserfahrungen in der Kindheit und später und die selbsterlebten, das Schicksal der Völker bestimmenden Kultur- und Ideologiekonfrontationen in Krieg und Nachkrieg erlaubten mir keinen glatten Wechsel ins „Akademische“. Ich konnte mich nicht auf eine Soziologie einschwören lassen, die sich auf Grund der Einpassung in die akademischen Entwicklungsschübe schon um 1900 in Konkurrenz zu anderen Disziplinen um den Preis philosophischer Trivialisierung „verfachlicht“ hatte und nichts anderes als „nur Soziologie“ sein wollte.
11. Auch Max Weber verstand ich von seinem polyhistorischen, disziplinübergreifenden Gelehrtentum und einer von Nietzsche und der Überwindung des Historismus entwickelten Wissenschaftstheorie her. Die seinem Hauptwerk „Wissenschaft und Gesellschaft“ im nachhinein knapp vor 1920 vorangestellte Taxonomie zum „sozialen Handeln“ hielt und halte ich für einen Text, der Webers intellektuellem Ordnungsbedürfnis entsprach, aber nicht für ein Gründungsmanifest einer neuen „Disziplin“, als das es später die Studenten zu lernen hatten. Auch was den sogenannten Werturteilsstreit anlangt, der sich aus Webers Trennung von For-schen einerseits und moralisch-politischem Sollen und Wollen andererseits ergab, so schien mir der Schlüssel zu seiner Position vor allem darin zu liegen, daß jeder Wissenschaftler „sich selbst Rechenschaft“ geben müsse „über den letzten Sinn seines Tuns“ (Wissenschaft als Beruf, 1919) und daß er sich gegenüber politischer Gesellschaftsgestaltung in seinem Forschungsprozeß eine ge-

wisse Unbefangenheit bewahren müsse. Beides aber schließt meines Erachtens nicht aus, daß sich in den Sozialwissenschaften Forschung, Theorie und Praxis mehr ineinander verschränken, z.B. auch durch verschiedene Arten reflektierter Einbindung von Praktikern in verschiedene Phasen des Forschungsprozesses wie auch bei der Bewertung, Erprobung und Evaluierung der Ergebnisse.

12. Die Anwendungsbeziehung, die mir für die Soziologie als eine zentrale Perspektive ihrer thematischen Konstitution in schwerpunktmäßig gesetzten Fragen von Bedeutung schien, hatte ich der Kooperation mit Ärzten, Stadtplanern, Erwachsenenbildnern, später Sozialarbeitern, Hilfs- und Pflegediensten und mit einigen Politikern zu verdanken. Mag sein, daß dieser Aspekt der gesellschaftlichen Rückverpflichtung durch direkte oder indirekte Verwendbarkeit von Forschung für Praktikerschulung oder Politikberatung auch durch meine Tendenz der Rekonstruktion, der Aufbau-Mentalität der Nachkriegszeit zu verstehen ist. Ich faßte jedenfalls die Verpflichtung meiner Generation, die in den Prozeß der Zerstörung hineingezogen worden war, als eine zur gesellschaftlichen Neugestaltung auf. Die Wissenschaft sollte unter diesen Prämissen eine Rolle der Bewußtmachung, aber auch der Grundlagengewinnung für ein verbessertes Handeln und letztlich also für eine veränderte Zivilisation mit mehr Freiheit und weniger Haß und Zerstörung spielen.¹

1 Studien zur Geschichte der Soziologie in Österreich von Leopold Rosenmayr: Geschichte der Jugendforschung in Österreich 1914-1931, Österreichisches Institut für Jugendkunde, Wien 1962; Vorgeschichte und Entwicklung der Soziologie in Österreich bis 1933, in: Zeitschrift für Nationalökonomie, 1966, Bd. 26, Heft 1-3, S. 268-282; Die Institutionalisierung der soziologischen Forschung in Österreich, in: Soziologie - Forschung in Österreich, hrsg. L. Rosenmayr und S. Höllinger, Verlag Hermann Böhlau Nachf. Wien 1969, S. 47-73; Erlebte Soziologiegeschichte in Österreich ab 1945, in: Geschichte der österreichischen Soziologie, hrsg. J. Langer, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1988, S. 281-316; Beispiel Hertha Firnberg, in: Archiv für Geschichte der Soziologie in Österreich, Newsletter Nr.10, Graz 1994, S. 3-6; Hans Strotzka, Laudatio, in: Psychotherapie forum, Jg. 2, Heft 2, 1994, S. 96-98

Karl Martin Bolte

Wie ich Soziologe wurde

Warum und wie ich Soziologe wurde und wie ich die Entwicklung der Soziologie während der ersten zwei Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg in Westdeutschland erlebte, ist nicht unbeeinflusst durch Ereignisse, die davor lagen. Dazu einige Hinweise.

1. Der Anfang kam nach dem Ende

Im November 1925 geboren, gehöre ich zu jenen Jahrgängen, deren Jugendphase wesentlich durch die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft mitgeprägt wurde. Als Adolf Hitler 1933 „die Macht übernahm“, war ich sieben Jahre alt; als der 2. Weltkrieg 1945 endete, neunzehn Jahre.

Dazwischen lagen – stichwortartig skizziert – u.a. folgende Geschehnisse, die meine Denk- und Verhaltensweisen stark beeinflusst haben:

Während der gesamten Schulzeit war ich nationalsozialistischer Erziehungspolitik und Propaganda ausgesetzt. Typische Erfahrungen der Jugendphase wie gemeinsame Erlebnisse mit Gleichaltrigen beim Sport, Wandern und Musizieren, erste Liebeleien, Konflikte zwischen Jugendcliquen u.a. m. verbanden sich bei mir in erheblichem Ausmaß mit Aktivitäten im Rahmen der nationalsozialistischen Jugendorganisationen. Nach meiner Erinnerung war deren Alltag weit weniger politisiert, als das manche heute meinen.

Die Einstellung meiner Eltern zu den „Nazis“ war gespalten. Einerseits hatte sie z.B. der gelungene Abbau der Massenarbeitslosigkeit der frühen 30er Jahre beeindruckt. Andererseits waren sie durch eine Welle politisch motivierter „Verhaftungen“ am Beginn der nationalsozialistischen Ära geschockt worden, die auch Menschen aus den

Kreisen ihrer Schul- und Jugendfreunde für einige Zeit in ein Konzentrationslager brachten.¹

Trotz eines gegenüber den damaligen „Machthabern“ mißtrauischen Elternhauses hinterließ die nationalsozialistische Propaganda bei mir ihre Spuren. Als der 2. Weltkrieg mit seinen frühen deutschen Siegen begonnen hatte, fürchtete ich z.B., daß er enden könnte, bevor ich selber noch daran teilgenommen hatte.

Nach zweimaligen, monatelangen Notdienstverpflichtungen mit Schulausfall (z.B. als Betreuer im Rahmen der „Kinderlandverschickung“) wurde ich mit dem Schulabschluß „Reifevermerk“ im Sommer 1943 zum Wehrdienst einberufen und als Funker ausgebildet. Meine Erlebnisse in dieser späten Phase des Krieges waren alles andere als „heldisch“. Sie wurden geprägt von fluchtartigen Rückzugsbewegungen, Lazarettaufenthalt und Angst. Inneren Halt gab mir in dieser Zeit eine Gedankenbrücke nach zu Hause, die über nächtliche Blicke zum Sternbild des großen Bären lief.

Durch das Zusammentreffen etlicher – nur im Rückblick glücklicher – Umstände (u.a. Hepatitis und eine Lungenerkrankung) kam ich Anfang 1945 von der Front im Osten nach Deutschland zurück. Am Kriegsende geriet ich in eines jener Sammellager für deutsche Militärangehörige, die damals u.a. an der Grenzlinie zwischen amerikanischen und russischen Truppen entstanden. Aus Furcht vor russischer Kriegsgefangenschaft floh ich von dort in Richtung Westen und schloß mich „zivilen“ Flüchtlingen an. Auf diese Weise erreichte ich Ende Mai meine Heimatstadt am Nordrand des Harzes. Die dort zunächst anwesenden Amerikaner schickten mich nicht in Kriegsgefangenschaft, sondern verpflichteten mich zu Hilfs- und Notdiensten. So kam ich u.a. zur Landarbeit, wo ich mich auch befand, als die Region der russischen Besatzungszone zugeteilt wurde.

Die folgenden zwei Jahre verbrachte ich in wechselnden Tätigkeiten (als Landarbeiter, Holzfäller, Banktrainee) und besuchte schließlich einen halbjährigen Sonderkurs für Kriegsteilnehmer, um ein reguläres „Abitur“ zu erwerben. In dieser Zeit, die u.a. durch das massenhafte Eintreffen „Vertriebener“ aus dem Osten, durch Entnazifizierungsprozesse und Wiederaufbaubemühungen vielfältiger Art ge-

1 Die Lebensorientierung meiner relativ alten Eltern, deren einziges Kind ich war, läßt sich als religiös fundiert, gemäßigt konservativ und sozial engagiert charakterisieren. Meine Mutter entstammte einer haus- und grundbesitzenden Handwerkerfamilie. Mein Vater arbeitete viele Jahre als Verwaltungsdirektor eines Forstwirtschaft und Wirtschaftsbetriebe verschiedener Art einschließenden Adelsbesitzes. Als die wesentlichen, in der späteren sowjetischen Besatzungszone liegenden Teile dieses Besitzes nach dem Krieg enteignet wurden, blieb er im „Osten“ und war noch etliche Zeit in einem dieser Betriebe als „Werksleiter“ tätig.

kennzeichnet war, gab es m. E. drei für meine spätere Entwicklung besonders wichtige Ereignisse.

Erstens begann nach einem physisch-psychischen Zusammenbruch – mit dem meine Landarbeitertätigkeit endete – eine Periode intensiven Lesens, vor allem philosophie- und sozialgeschichtlicher Literatur, die mir durch eine private Bibliothek aus der Weimarer Zeit zugänglich wurde. Deren Verarbeitung – nicht zuletzt durch viele Gespräche mit wesentlich älteren Freunden – „reformierte“ meine Denkstrukturen. Mir wurde damals u.a. mit Schrecken klar, in welchem Ausmaß neben und hinter Parolen des Nationalsozialismus, die sich mir eingeprägt hatten („für jeden Arbeit und Brot sichern“, „allen Volksgenossen Lebensmöglichkeiten erschließen, die bisher nur bestimmten Kreisen offenstanden“ und „Deutschland einen ihm angemessenen Platz in der Welt verschaffen“), Ideen gewirkt hatten, die u.a. Rassenhaß, Judenverfolgung und -vernichtung, Machtwahn und Eroberungsfeldzüge hervorbrachten. Ich dankte Gott, meiner relativ „späten Geburt“ und anderen Umständen, daß ich persönlich nicht „schuldig“ geworden war.

Mir wurde seinerzeit erstmals wirklich bewußt, wie stark das Schicksal von Menschen durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und historischen Entwicklungen geprägt wird, in denen sie leben, und das Verhalten eines Menschen von Vorstellungen abhängig ist, in die man ihn hinein „geführt“ hat. Vermutlich wurde dadurch eine Art Grundstein für mein späteres Interesse an Soziologie gelegt. In dieser Phase „geistiger Umstrukturierung“ entwickelte sich bei mir auch eine tiefe Skepsis gegenüber Menschen, die den Absolutheitsanspruch irgendwelcher Ideen vertreten und diese anderen aufzuzwingen versuchen. Ein Nebenertrag der Phase geistiger Umstrukturierung war ein kleiner Gedichtband „Gedanken in Versen“, der mir beim Abitur anstelle des Deutschaufsatzes angerechnet wurde.

Zweitens entstand in dieser Zeit aus einer Schülerliebe eine feste Bindung zu jener Frau, die ich später (1951) heiratete, und mit der ich bis heute meinen Lebensweg gemeinsam gehe. Sie war mir – nicht zuletzt wegen eines in vieler Hinsicht ähnlichen Generationsschicksals – bei der Bewältigung aller Lebensprobleme fortan eine wichtige Partnerin.

Drittens entschloß ich mich, auf der Suche nach einem Beruf und nach kurzen Informationsaufenthalten an den Universitäten Leipzig, Halle und Rostock, gemeinsam mit Freunden die sowjetische Besatzungszone zu verlassen und „nach Westen zu gehen“. Über vielfältige Komplikationen hinweg gelang es zum Sommersemester 1947 einen Studienplatz an der Universität Kiel zu erhalten.

Als ich Anfang der 90er Jahre im Struktur- und Berufungsausschuß Sozialwissenschaften an der Reform der Humboldt-Universität zu Berlin mitwirkte, habe ich oft daran denken müssen, wie anders

sich wohl mein Lebensweg entwickelt hätte, falls ich damals im Osten geblieben wäre. Und ich habe viel Verständnis für die Probleme jener gehabt, die nicht zwölf, sondern vierzig Jahre der ideologischen Indoktrination eines totalitären Systems ausgesetzt waren.

2. Das Begreifen der Sozialwelt – der achte Sinn

Obwohl ich lieber Philosophie studiert hätte, folgte ich dem von wirtschaftlichen Überlegungen geprägten Rat meines Vaters und begann ein Studium der Volkswirtschaftslehre an der Rechts- und Staatswirtschaftlichen Fakultät. Die damalige Situation an der Universität Kiel stellte sich mir – in Kürze – wie folgt dar:

Im ersten Semester hatte ich ein festgelegtes Soll an Aufräumarbeiten bei den in Trümmern liegenden ehemaligen bzw. zukünftigen Universitätsgebäuden zu erbringen. Ich „lebte“ von einer winzigen Summe, die meinem Vater aus einer auf ein „Westkonto“ fließenden Versicherungsrente zukam, von studentischen Arbeitseinsätzen (z.B. beim Schiffsentladen) und der großzügigen Unterstützung einer Familie, bei der ich wohnte. Wichtige Ernährungshilfen kamen bis zur Währungsreform 1948 aus Schwarzmarktgeschäften mit „Likör und Magenbitter“, die ich von Aufenthalten während der Semesterferien „im Osten“ bei meinen Eltern mitbrachte.²

Die studentische Szene war Ende der 40er Jahre stark durch Studierende geprägt, die älter waren als ich selber. Z.T. hatten sie als Offiziere am Krieg teilgenommen und bereits Familien. „Man“ studierte zügig und war auf einen schnellen Studienabschluß bedacht. Die „Studentenvertretung“ bemühte sich im wesentlichen um die Bekanntgabe studienrelevanter Informationen und um die Organisation studentischer Arbeitsgruppen, z.B. zur Verbesserung von Fremdsprachenkenntnissen. Aus politischen Aktivitäten hielt sie sich damals heraus.

Die Professorenschaft konnte ich zunächst in ihrer inneren Struktur nicht unterscheiden. Begriffe wie ordentlicher, außerordentlicher, außerplanmäßiger und Honorarprofessor besagten mir bis etwa zum dritten Semester wenig. Die Tatsache, daß seinerzeit in Kiel die neu

2 Als das Überschreiten der (bisher so genannten) „grünen Grenze“ seit 1950 (Gründung der DDR) gefährlich wurde, hatte ich etliche „Grenzgänge“ hinter mir. Für Besuche zwischen BRD und DDR war man nun auf offizielle Genehmigungen der DDR-Behörden angewiesen, die bis 1961 (Bau der „Mauer“) relativ leicht zu erhalten waren – außer für sog. DDR-Flüchtlinge. Für mich wurden solche Besuche zunehmend uninteressant, weil 1951 meine spätere Frau anlässlich unserer Heirat und meine Mutter nach dem Tode meines Vaters (1958) offiziell in die BRD übersiedelten.

immatrikulierten Studierenden vom Rektor mit Handschlag aufgenommen wurden, begriff ich erst viel später in ihrer Bedeutung und Besonderheit. Sie erinnert u.a. an die damalige geringe Größe der Universität Kiel mit ca. 2000 Studierenden. Etwa 200 davon befanden sich im wirtschaftswissenschaftlichen Studiengang, der seinerzeit noch nicht in einen volks- und einen betriebswirtschaftlichen gegliedert war. Alle Zugehörigen kannten sich praktisch nach etlicher Zeit.

Während der ersten zwei Semester mußte ich propädeutische Kurse (Kaufmännisches Rechnen und Buchhaltung) belegen und hörte im wesentlichen wirtschaftswissenschaftliche und juristische Einführungsvorlesungen sowie Statistik. Daneben verwandte ich viel Zeit auf den Besuch fachfremder Vorlesungen: Philosophie, Psychologie, Sozialgeschichte, forensische Psychiatrie u.a.m.

Genau so wichtig wie das eigentliche Studium waren für meine persönliche und wissenschaftliche Entwicklung „geistige“ Aktivitäten (um sportliche und gesellige abzugrenzen), die sich um das Studium herum rankten. In Kiel gab es damals ein umfangreiches Angebot an Veranstaltungen über religiöse, philosophische, politische und andere Themen. Ich habe mit großem Interesse u.a. an Vortragsreihen über „Religionsgeschichte“ und „philosophische Schulen“ teilgenommen. Jahrelang war ich Mitglied dreier studentischer Arbeitsgruppen, die sich mit Sexuaufklärung, Meinungsforschung und Existentialphilosophie befaßten; für meine Generation damals neue Themen.

Im vierten Semester bekam ich engere Kontakte zu jenem meiner Professoren, der die entscheidende Weiche zur Soziologie für mich stellte: Gerhard Mackenroth, geb. 1903, ordentlicher Professor für Soziologie, Sozialwissenschaften und Statistik in der Rechts- und Staatswirtschaftlichen Fakultät.

Ich hatte mich inzwischen in die mir zunächst fremde Welt der Universität eingelebt und einigermaßen begriffen, worum es beim Studium offenbar geht. Außerdem war mir bewußt geworden, daß ich besonderes Interesse an Wirtschaftstheorie und Erscheinungen wie Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsstile hatte. So beeindruckten mich einerseits stark die wirtschaftstheoretischen – in bewunderungswürdiger Klarheit dargebotenen – Vorlesungen Erich Schneiders (eines bekannten Lehrbuchautors der damaligen Zeit und späteren Direktors des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel) und andererseits die Lehrveranstaltungen Mackenroths. In jener Zeit, als ich ihn kennenlernte, war er sowohl mit dem Wiederaufbau seines privaten Lebens beschäftigt – er hatte durch die schweren Bombenangriffe auf Dresden in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 seine Familie, Frau und drei Kinder verloren – als auch mit der Suche nach einer neuen wissenschaftlichen Identität.

Als ursprünglich theoretisch orientierter Nationalökonom und stark durch Studienaufenthalte (1928-31) in Schweden und England

geprägt, war Mackenroth schon in den 30er Jahren zum Kritiker von Richtungen „psychologisierender und mathematisierender Modellchusterei“ in den Wirtschaftswissenschaften geworden. Er warf ihnen vor, den Bezug zur sozio-historischen Einbettung des wirtschaftlichen Geschehens sowie ihres eigenen Denkens verloren zu haben. Nach dem Krieg war er bemüht, sich (u.a. in Auseinandersetzung mit Karl Marx und aktuellen Richtungen der mathematisch orientierten theoretischen Nationalökonomie sowie in Anlehnung an Wilhelm Dilthey, Arnold Gehlen, Georg Simmel, Werner Sombart, Alfred und Max Weber sowie etliche Psychologen) seiner Wissenschaftsposition zu vergewissern. Dabei kristallisierte sich als Ziel seiner Arbeit die Erforschung der „Strukturiertheit“, der „Ausdrucksformen“ der „Sozialwelt“ heraus.³

Mackenroth veranstaltete u.a. ein Seminar, an dem man über Semester hinweg teilnehmen konnte, und in dem man sich mit sozial- und geschichtsphilosophischen Themen befaßte. In diesem Seminar begegnete uns Mackenroth nicht als „Dozent“, der in wohlgeformten Worten vorher Durchdachtes „verkündete“, sondern als ein suchender Mensch. Wie auch etliche seiner Studenten war er bemüht, nach den Katastrophen des Kriegsendes und den damit verbundenen „Umbrüchen“ wieder Fuß zu fassen, Gott, die Welt und sich selber neu zu begreifen. Er rang im Diskurs mit uns um Antwort auf Fragen, die auch uns existentiell beschäftigten. Durch diese Offenheit und menschliche Nähe übte er eine große Faszination auf mich und andere aus. Längerfristige und später öffentlich bekannte Seminarteilnehmer waren u.a. Gerhard Stoltenberg (Ministerpräsident und Bundesminister, CDU) sowie Jochen Steffen (ein bekannter SPD-Politiker).

3 In seinem Hauptwerk „Bevölkerungslehre“ (1953) hat Mackenroth mit der Herausarbeitung der vorindustriellen und der industriellen „Bevölkerungsweise“ einen Beitrag zur Aufdeckung von Strukturen geliefert, die sich jenseits des Bewußtseins der beteiligten Personen ausprägen. Mit seinen Forschungen über das System sozialer Sicherung in der BRD hat er Beiträge zur Organisationsstruktur von Gesellschaft erbracht. Durch Initiativen zur Etablierung einiger Forschungsgruppen – dazu später – hat er Anstöße zur Analyse weiterer Strukturaspekte der BRD gegeben. Seine Wissenschaftsposition als solche wurde von ihm in „Sinn und Ausdruck in der sozialen Formwelt“ (1952) umrissen. Zu Mackenroths wissenschaftlichem Werdegang, seiner Wissenschaftsposition, seinem persönlichen „Stil“ und seinen Schriften siehe Bolte, K. M.: Gerhard Mackenroths Wissenschaftsposition, Arbeitsschwerpunkte und Arbeitssituation – Informationen zur Entstehung der Bevölkerungslehre. In: Schmid, J. (Hg.): Bevölkerungswissenschaft. Die „Bevölkerungslehre“ von Gerhard Mackenroth – 30 Jahre danach. 1985, S. 18-41, sowie Boettcher, E. (Hg.): Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. Gerhard Mackenroth zum Gedächtnis, 1964, S. IX-XII (Gedankwort) und S. 507 ff. (Schriften von Mackenroth).

Im Rahmen dieses Seminars fiel ich Mackenroth durch ein Referat auf, das sich mit der Geschichtsphilosophie der Kulturmorphologen Leo Frobenius, Oswald Spengler und Arnold Toynbee beschäftigte. Kurz danach stellte er mich als studentische Hilfskraft ein.

Durch Gespräche mit Mackenroth, durch seine Darlegungen in Vorlesungen und durch die Beschäftigung mit einschlägiger Literatur (u.a. Alfred Weber, Max Weber und Leopold von Wiese) entstand bei mir ein wachsendes Interesse an jenen Erscheinungen und Zusammenhängen, die Mackenroth als die „Strukturiertheit bzw. die Ausdrucksformen der Sozialwelt“ bezeichnete. Mir wurde klar, daß ich im Rahmen eines politischen Systems, einer Wirtschaftsordnung, als „Mitträger“ einer bestimmten „Kultur“ usw. immer in solchen Strukturen gelebt, sie bisher aber nicht in ihrer spezifischen Eigenart begriffen hatte. Jetzt erst wurden mir die Erscheinungen der Sozialwelt, die Strukturen des Mit-, Gegen- und Nebeneinanders von Menschen als spezifische Sphäre des Weltgeschehens bewußt, die den Menschen sowohl als „Schicksal“ als auch als „Gestaltungsobjekt“ begegnet. Es wurde mir ebenfalls deutlich, daß sich diese Sphäre zwar immer in einer mehr oder weniger ausgeprägten Veränderung befindet, daß ich aber offenbar in einer Zeit intensiven Wandels und (im Hinblick auf die beginnenden Wiederaufbaubemühungen in Westdeutschland) besonderer Gestaltungsaufgaben lebte.

Dieses „Begreifen“ der Sozialwelt und ihrer Strukturiertheit war m. E. ein vergleichbares Schlüsselerlebnis für meine Entwicklung wie die oben erwähnte „Phase geistiger Umstrukturierung“ (1945). Ich habe seinerzeit viel mit meinen Freunden über die „Sozialwelt“ diskutiert. Gelegentlich war ich geradezu missionarisch darauf bedacht, auch ihnen die Fähigkeit zu erschließen „Sozialstrukturen“ als solche und in ihrer jeweiligen Eigenart zu erkennen.⁴

Als Mackenroth mir anbot nach meinem Diplomexamen als Volkswirt (1950) bei ihm vollbeschäftigter Mitarbeiter zu werden und an der Erforschung sozialer Strukturen mitzuwirken, war ich darüber sehr erfreut. Ich habe zunächst die Statistik-Übungen betreut, an der Erstellung der Tabellen für sein Hauptwerk „Bevölkerungslehre“ gearbeitet und Zulieferungen für dieses Buch bereits im Rahmen meiner Diplomarbeit („Die Theorie des Bevölkerungsoptimums und ihre Kritiker“) und dann durch meine Dissertation („Bevölkerungsentwicklung und Leistungspotential“)⁵ geliefert.

4 Viel später habe ich in einer Veröffentlichung diese Fähigkeit als Erwerbungs des 8. Sinns bezeichnet. (Der achte Sinn – Gesellschaftsprobleme der Gegenwart, 1971.) Die Bezeichnung kam zustande, weil der 6. Sinn bekanntlich für „das zweite Gesicht“ steht und der 7. Sinn durch eine damals im Fernsehen laufende Sendung zur Straßenverkehrserziehung zu einem Begriff geworden war.

5 In: Weltwirtschaftliches Archiv, Zeitschrift des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, Bd. 73, Heft 1, 1954.

Anfang der 50er Jahre baute Mackenroth drei Forschungsgruppen auf. Mir wurde die Leitung der Gruppe „Sozialstruktur“ übertragen, die sich einerseits mit den Auswirkungen des 2. Weltkriegs auf das Berufsschicksal ausgewählter Altersjahrgänge von Einheimischen und Flüchtlingen sowie andererseits mit Strukturen sozialer Schichtung in Dörfern und Städten Schleswig-Holsteins befaßte. Die zwei anderen Forschungsgruppen beschäftigten sich mit der Situation bestimmter Berufsgruppen in ländlichen Gebieten Schleswig-Holsteins (Leitung: Erik Boettcher) und mit spezifischen Aspekten des Systems sozialer Sicherung der BRD (insbesondere mit der Frage, wie Sozialleistungen bei Personen kumulieren). Alle Forschungen waren insofern praxisorientiert, als ihre Fragestellungen an aktuelle gesellschaftliche Probleme anknüpften und ihre Ergebnisse durchaus als Orientierungshilfen für Politik gedacht waren. Sie wurden im wesentlichen über die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert.

An diesen Forschungen, die teilweise bis Ende der 50er Jahre liefen, arbeiteten nach meiner Erinnerung (außer Interviewern) mindestens neunzehn Wissenschaftler mit. Sie haben Horst Reimann und Mitarbeiter veranlaßt, in dem zweibändigen Werk „Basale Soziologie“ (1975) im Hinblick auf das frühere Wirken von Ferdinand Tönnies an der Universität Kiel (bis zum Beginn der 30er Jahre) von einer „neuen Kieler Schule“ der Soziologie zu sprechen.

3. Beginn einer Wissenschaftskarriere

Für mich hatte mit den oben genannten Forschungen der Weg in die empirische Sozialforschung begonnen. Als „Soziologe“ begriff ich mich damals noch nicht. Weder hatte ich bisher eine Geschichte der Soziologie gehört oder gelesen, noch wußte ich gesichert etwas über soziologische „Schulen“. Ich hatte auch noch nicht vor Augen, was man heute als die „Sozialstruktur“ eines Landes lehrt.

Es gab damals in der Bundesrepublik noch keinen eigenständigen Studiengang für Soziologie mit einem fixierten Lehrkanon. Soziologische Schauweisen waren mir tropfenweise aus Mackenroths Lehrveranstaltungen sowie durch Teilstücke insbesondere aus den Schriften von Arnold Gehlen, Karl Marx, Georg Simmel, Werner Sombart, Ferdinand Tönnies, Alfred Weber, Max Weber und Leopold von Wiese bekannt geworden.

Die Teilnehmer an Soziologentagen erschienen mir eher als ein Sammelsurium von soziologisch interessierten Fachwissenschaftlern verschiedener Art (Philosophen, Historiker, Ökonomen, Psychologen usw.), die sich bemühten, das Bewußtsein von der „Sozialwelt“ und

deren Bedeutung für menschliches Denken und Handeln in ihre Fachwissenschaften einzubringen, denn als eine spezifische Wissenschaftler-zunft. Es waren Wissenschaftler, die zum Teil mehr oder weniger große Probleme im Umgang miteinander hatten, weil sie erstens von ihren Grundwissenschaften her unterschiedliche Sichtweisen und Begrifflichkeiten mitbrachten, weil sie zweitens voneinander abweichende Vorstellungen darüber hatten, was das zentrale Anliegen einer an der „Sozialwelt“ interessierten Forschung sein sollte, und weil sie drittens durch unterschiedliche Vergangenheiten geprägt worden waren (z.B. Emigration, Nichtemigration, Nähe zu Ideen, die zwar nicht vom Nationalsozialismus erfunden, aber für seine Zwecke genutzt worden waren).

Mich selber verstand ich als primär ökonomisch ausgebildeten, empirisch orientierten Sozialforscher, der umfangreiche Kenntnisse in Bevölkerungstheorie, -geschichte und -statistik erworben und durch Mitwirkung an Mackenroths „Bevölkerungslehre“ zur Herausarbeitung eines spezifischen Aspekts der Sozialwelt, den „Bevölkerungsweisen“, beigetragen hatte.

Lehrjahre als Forscher

Im Hinblick auf die geschilderten Gegebenheiten war die erste Phase unserer oben erwähnten Forschungsarbeiten über Berufsmobilität und soziale Schichtung vor allem darauf gerichtet, das begriffliche und methodische Werkzeug zu erarbeiten, das wir dafür zu benötigen glaubten. Wir befaßten uns in diesem Zusammenhang u.a. mit der in der Fußnote genannten Literatur.⁶ Sie macht die damalige Situation eines jungen deutschen empirischen Sozialforschers deutlich. Es gab sporadisch ältere und neuere deutsche sowie englischsprachige Literatur, an die man anknüpfen konnte. „Moderne“ methodische Anwendungen waren im wesentlichen aus US-amerikanischer Literatur zu bekommen, und es erschienen gerade die ersten deutschsprachigen Veröffentlichungen, die sich um deren Bekanntwerden bemühten. René König hat hier wichtige Pionierarbeit geleistet.

Was man sich heute über Lehrbücher und einschlägige Einführungsvorlesungen relativ leicht und schnell an Wissen und Fähigkeiten aneignen kann, mußte man sich damals mühsam Stück für Stück

6 In alphabetischer Folge: Th. Geiger: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes (1932), Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel (1949), Analyse sozialer Umschichtungen in einer dänischen Mittelstadt (1951); R. König: Soziologie heute (1949), Praktische Sozialforschung, Bd. 1 (1952); F. Mitgau: Familienschicksal und soziale Rangordnung (1928), Berufsvererbung und Berufswechsel im Handwerk (1952); J. Nothaas: Sozialer Aufstieg und Abstieg im deutschen Volk (1930); P. A. Sorokin: Social Mobility (1927); W. L. Warner und and.: Social Class in America (1949).

zusammensuchen. Eine große Hilfe dabei war für uns seinerzeit die gut ausgestattete Bibliothek des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, die wir nutzen konnten.⁷

Es war für uns auch noch keine „Zählmaschine“ verfügbar, als die empirisch erhobenen Daten unserer Befragungen vorlagen. Wir übertrugen die Fragebogendaten vercodet auf Zählkarten, die dann mit Hilfe von Gummidaumen (wie sie früher Straßenbahnschaffner zum Abreißen der Fahrscheine benutzten) immer wieder erneut zu Häufchen zusammengefügt und gezählt wurden. Eine interessante Erfahrung aus der damaligen Zeit – an die ich später oft zurückgedacht habe – bestand darin, daß sich zum Erforschen von Strukturen sozialer Schichtung in ländlichen Gemeinden Interviews mit ansässigen Landpfarrern oder Landlehrern besser eigneten als die vergleichsweise zeit- und kostenaufwendigeren Erhebungsverfahren William Lloyd Warners und seiner Mitarbeiter über Besitz-, Vereins-, Kommunikationsstrukturen und anderes mehr. Pfarrer und Lehrer (und zum Teil auch Gastwirte) erwiesen sich aufgrund ihrer berufsbedingten teilnehmenden Beobachtung als exzellente Kenner dörflicher Schichtstrukturen. Sie konnten ebenfalls wichtige Aussagen über Integrationsprobleme der in den Gemeinden angesiedelten Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus dem Osten machen.

Aufbau von Kontaktkreisen

Wesentlich für meinen Weg in die Soziologie war auch, daß es in Verbindung mit unseren Forschungen und (zunächst) zwei kürzeren Auslandsaufenthalten zu einer erheblichen Erweiterung meiner Kontaktkreise kam:

1950 organisierten Kieler wirtschaftswissenschaftliche Professoren für sich und ihre engeren Mitarbeiter eine etwa dreiwöchige Informationsreise zu dänischen und schwedischen Universitäten, wo wir damals sehr freundlich aufgenommen wurden. Mackenroth und seine Mitarbeiter interessierten sich dabei vor allem für bevölkerungsrelevante Forschungen und Probleme sowie für Formen der Sexualerziehung in Schweden.

1951 nahm ich für sechs Wochen an einem Kurs im „Salzburg Seminar for American Studies“ (Schloß Leopoldskron) teil und lernte dort junge Sozialwissenschaftler aus verschiedenen Ländern kennen (u.a. aus Deutschland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Norwegen, Österreich und den USA). Mit einigen habe ich bis heute Kontakt.

7 Ein Teil der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Professoren der rechts- und staatswirtschaftlichen Fakultät war mit ihren Mitarbeitern in den Räumen dieses Instituts untergebracht, und so auch wir.

1952 besuchte ich einen Kurs über Stichprobentheorie und -praxis bei Hans Kellerer, der meines Wissens damals Abteilungsleiter im Bayerischen Statistischen Landesamt war und später als Professor für Statistik an der Universität München wirkte.

Über die Mitgliedschaft im Arbeitskreis „Industriesoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sowie durch Kontaktbesuche bei empirisch sozialwissenschaftlich arbeitenden Gruppen an anderen Orten – u.a. in Bad Godesberg, Berlin, Dortmund, Frankfurt, Göttingen, Hamburg, Hannover und Köln – wurde ich mit vielen Personen bekannt, die seinerzeit in der BRD empirische Sozialforschung betrieben. Es kam in diesem Zusammenhang auch zu Kontakten mit jenen, die sich um die Neubegründung der Bevölkerungswissenschaft in der Bundesrepublik und um deren Befreiung von nationalsozialistischer „Anrührigkeit“ bemühten, u.a. Hans Linde und Hermann Schubnell.

Durch Mackenroths gute Verbindungen zu David V. Glass (London School of Economics), der damals Vorsitzender des Subcommittee for Social Stratification and Social Mobility der International Sociological Association war, wurde ich der deutsche Vertreter in diesem Ausschuß. Ich lernte dort Kollegen kennen, die u.a. in den USA (Morris Janowitz), England, den skandinavischen Ländern (Kaare Svalastoga, Gösta Carlsson) und Polen (Stanislaw Ossowski) über Schichtung und Mobilität arbeiteten.

Mackenroth entsandte seine beiden Hauptassistenten (Erik Boettcher und mich) zu den Weltkongressen der ISA und den Deutschen Soziologentagen in der ersten Hälfte der 50er Jahre. Wir besuchten ebenfalls Tagungen der Markt- und Meinungsforscher sowie der Agrarsozialen Gesellschaft.

In der ersten Hälfte der 50er Jahre hatten „wir Kieler“ schließlich enge Kontakte zu einer Gruppe niederländischer Soziologieprofessoren. Sie kamen im Rahmen international vergleichender Studien über dörfliche Sozialstrukturen etliche Jahre lang für jeweils mehrere Wochen mit wechselnden Studenten nach Schleswig-Holstein, und es gab vielfältige Gespräche.

Die gegebenen Hinweise mögen genügen, um zu verdeutlichen, wie sich damals ein verzweigtes Kontaktnetz zwischen empirisch arbeitenden Sozialforschern entwickelte.

Im Hinblick auf die BRD erschienen mir seinerzeit vor allem die Sozialforschungsstelle Dortmund (die damals organisatorisch der Universität Münster zugehörte) und das Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt als erste größere Forschungseinrichtungen, in denen nicht nur, aber sehr ausgeprägt soziologisch orientiert gearbeitet wurde. Daneben „sah“ ich eine Mehrzahl empirisch und soziologisch orientierter Forschergruppen, die jeweils – wie „wir Kieler“ um Mackenroth – um einen „Meister“ geschart waren, z.B. Nels Anderson (UNESCO-Institut für Sozialforschung) und René König in

Köln, Karl Valentin Müller in Hannover, Helmut Plessner in Göttingen, Helmut Schelsky in Hamburg und Otto Stammer in Berlin. Während zwischen etlichen dieser „Meister“ (wie schon erwähnt) zum Teil erhebliche Kontroversen bestanden, kooperierten wir jüngeren Forschungsmitarbeiter, von Ausnahmen abgesehen, recht gut miteinander. Wir kamen meiner Erinnerung nach auch ohne große Probleme bei Kongressen und anderen Zusammenkünften mit allen „Meistern“ gut zurecht. „Vergangenheitsbelastungen“ aus der Zeit des Nationalsozialismus wurden tendenziell eher „runtergespielt“. Sie konnten von „Jüngeren“ seinerzeit z. T. auch nur schwer erkannt und beurteilt werden, weil diese Vergangenheit in der Literatur noch nicht ausreichend aufgearbeitet worden war.

Meinen damaligen umfangreichen Kontakten zu empirisch orientierten Sozialforschern standen geringe Kontakte zu nicht empirisch arbeitenden, philosophisch, psychologisch oder historisch ausgerichteten Sozialwissenschaftlern gegenüber. Was zu jener Zeit in einschlägigen Forschungsbereichen der DDR geschah, lag außerhalb meines Blickfeldes.

In den frühen 50er Jahren begann für mich neben meiner Arbeit im Mackenroth-Team eine Vortragstätigkeit außerhalb der Hochschule. Mackenroth glaubte erkannt zu haben, daß ich nicht nur forschen, sondern auch – selbst über komplizierte Zusammenhänge – verständlich schreiben und sprechen konnte. Er empfahl mir u. a. in diesem Zusammenhang, eine Hochschullehrerlaufbahn anzustreben und sandte mich immer wieder zu Veranstaltungen, bei denen ich über unsere Forschungsergebnisse zum Berufsprestige und zur sozialen Schichtung, über die Bevölkerungsentwicklung sowie über Erkenntnisse aus der Schwedenreise berichtete.⁸

Ereignisse nach Mackenroths Tod

Am 17. März 1955 starb Mackenroth völlig unerwartet im Alter von 52 Jahren während eines Kuraufenthalts. An der Universität Kiel begannen danach fast zweijährige Auseinandersetzungen darüber, ob sein Lehrstuhl mit einem Ökonomen oder Soziologen neu besetzt werden sollte. Meine Assistentenstelle am „Soziologischen Seminar“ war dadurch gefährdet, und auch die Forschungsgruppen arbeiteten vorerst weiter.

Wesentlich für meinen weiteren Werdegang war dann, daß mit der Vertretung des Mackenroth-Lehrstuhls zunächst der damals in

8 Den ersten Vortrag dieser Art hielt ich m. W. im Rahmen der Kieler Universitätsgesellschaft, einer Vereinigung, die sich u. a. um Kontakte zwischen der Universität und der schleswig-holsteinischen Bevölkerung bemühte. Ich sprach damals über Sexualerziehung in Schweden vor (emsig strickenden schleswig-holsteinischen Pastorenfrauen).

Hamburg wirkende Helmut Schelsky betraut wurde. Durch ihn kamen vor allem zwei wichtige Anstöße:

Erstens sah er sich an, was bei mir an Vorarbeiten zu einer Habilitationsschrift vorlag, die sich mit Aspekten aus unseren Prestige- und Mobilitätsforschungen befaßte. Er gab mir daraufhin sowohl den Rat, sie sofort abzuschließen und einzureichen („solange bei den Mackenroth-Kollegen noch die Pietät andauert“, wie er sagte), als auch eine Habilitation für Soziologie zu beantragen und nicht für empirische Sozialforschung, was ich ursprünglich erwogen hatte. Ich folgte diesen Empfehlungen, die Fakultät akzeptierte meinen Antrag, teilte aber gleichzeitig mit, daß das Verfahren erst nach der Wiederbesetzung des Mackenroth-Lehrstuhls weiterlaufen würde.

Der zweite Impuls durch Schelsky kam in Verbindung mit einem Oberseminar zustande, in welchem ehemalige Mitarbeiter und Doktoranden Mackenroths über ihre Doktorarbeiten berichteten. In diesem Zusammenhang stellte Schelsky unter anderem dar, wie er selber empirisch arbeitete, und was er überhaupt unter empirischem Arbeiten verstand. Es wurde diskutiert über „Verstehen“ im Rahmen empirischer Forschung, über Forschungsperspektiven, über das Verhältnis von Theorie und Empirie und über die Frage, welche Strukturformen der „Sozialwelt“ mit welchen Forschungsverfahren aufgedeckt werden können. Man beschäftigte sich auch mit Mackenroths These, daß sich die „Sozialwelt“ von verschiedenen Blickwinkeln her durchaus unterschiedlich darstellt, und daß man sie daher nicht einfach naiv beschreiben kann, sondern durch gezielte Forschungsfragen zum Verständnis ihrer vielschichtigen Erscheinungsdimensionen vordringen muß. In zum Teil hitzigen und stundenlangen Debatten wurde außerdem über etliches geredet, was Schelsky später in seiner „Ortsbestimmung der deutschen Soziologie“ (1959) behandelt hat. Bei mir löste dieses Seminar eine intensive Beschäftigung mit solchen Zusammenhängen und ein großes Interesse daran aus, das bis heute anhält.

Schelsky lehrte in Kiel lediglich ein Semester lang. Nach ihm kam Gustav Specht als Lehrstuhlvertreter (ein Schüler Leopold von Wieses). Er behandelte in seinen Lehrveranstaltungen schwergewichtig industrie- und betriebssoziologische Aspekte in Anlehnung an Theodore Caplows Buch „The Sociology of Work“ (1954), das er später in deutscher Übersetzung herausgab und einleitete.

Ich arbeitete zu jener Zeit mit fortgeschrittenen Studierenden die gerade erschienene und von Arnold Gehlen und Helmut Schelsky herausgegebene Veröffentlichung „Soziologie – Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde“ (1955) durch.⁹

9 Dies war eines der ersten deutschsprachigen, nicht forschungstechnisch orientierten soziologischen Lehrbücher der Nachkriegszeit. In ihm wurden neun spezielle Soziologien behandelt. Neben A. Gehlen und H. Schelsky wirkten

Da sich die Wiederbesetzung des Mackenroth-Lehrstuhls verzögerte und somit auch die Abwicklung meiner Habilitation, ließ ich mich für ein Semester zur Mitwirkung an einem industriesoziologischen Forschungsprojekt der Sozialforschungsstelle Dortmund beurlauben. Auch dort konnte ich wichtige Kontakte knüpfen. Es ist im Rückblick erstaunlich, wer alles von damaligen westdeutschen Sozialforscherinnen und -forschern an dieser Forschungsstelle kürzer oder länger gearbeitet hat.

In Kiel war inzwischen – wesentlich beeinflusst durch einen entsprechenden Appell der oben erwähnten niederländischen Soziologen an den schleswig-holsteinischen Kultusminister – beschlossen worden, den Mackenroth-Lehrstuhl wieder soziologisch zu besetzen. Für meine Habilitationsschrift war in diesem Zusammenhang als Außengutachter René König bestellt worden, der später noch auf andere Weise (siehe unten) für meinen wissenschaftlichen Werdegang erhebliche Bedeutung bekommen sollte. Als zum Wintersemester 1956/57 Gerhard Wurzbacher (der vorher als Mitarbeiter Schelskys in Hamburg und dann als Forschungsgruppenleiter am UNESCO-Institut für Sozialforschung in Köln sowie als Professor für Soziologie an der PH Hannover tätig gewesen war) als Mackenroth-Nachfolger nach Kiel berufen worden war, befaßte sich dieser dankenswerterweise umgehend mit meiner Habilitationsschrift und sicherte den Abschluß etlicher Forschungsprojekte aus der Mackenroth-Zeit.

Mitte Januar 1957 wurde mir dann die Lehrbefähigung und Lehrbefugnis für Soziologie verliehen. Unmittelbar danach, nämlich noch Ende Januar 1957, fuhr ich (ohne meine Familie) zu einem Fulbright-Forschungsstipendium in die USA.

4. Soziologiestudium nach soziologischer Habilitation

Mein Aufenthalt in den USA verlief ganz anders, als ich mir das zunächst vorgestellt hatte. Er begann mit einem ungewöhnlichen Erlebnis und wurde dadurch sehr stark inhaltlich gelenkt.

Nach einer zehntägigen stürmischen Schiffsreise (auf der „Italia“) nach New York reiste ich weiter zur University of Michigan/Ann Arbor. Mein Ziel war das Institute for Social Research, wo als Betreuer für mich George Katona wirken sollte. Ich erreichte Ann Arbor an einem Sonntag, und alle mir genannten Kontaktstellen waren geschlossen. Als ich frustriert durch das Campusgelände irrte, stand plötzlich

René König vor mir, der für zwei Semester in den USA weilte und dort bis zum Herbst 1957 bleiben wollte. Er verschaffte mir Quartier, sorgte dafür, daß ich in dem ihm zugeteilten Arbeitszimmer im Department for Sociology einen zweiten dort verfügbaren Schreibtisch zugewiesen bekam und half mir aufgrund seiner bereits breiten USA-Erfahrungen, einen Arbeitsplan zu entwerfen.

Im Rückblick erbrachte der bis September 1957 reichende USA-Aufenthalt folgendes:

- Mitarbeit an Projekten des Institute for Social Research im Rahmen der „Detroit Area Study“, um die dort praktizierten Techniken der empirischen Sozialforschung, die Organisation von Forschungsprojekten sowie die Struktur des Instituts und sein Verhältnis zur Universität kennenzulernen;
- Überarbeitung meiner Habilitationsschrift unter Verwertung einschlägiger USA-Literatur;
- systematische Durcharbeitung soziologischer US-amerikanischer Readers und Textbooks mit der Vorstellung im Hinterkopf, daß ich über ähnliche Inhalte eines Tages selber würde lehren müssen;
- Einlesen in die strukturell-funktionale Theorie, die damals in den USA beherrschend war;
- viele Gespräche mit König über französische und frühe deutsche Soziologie, die mir erst durch diese Gespräche in ihrer Eigenart verständlich wurden (König war ein faszinierender Privatlehrer und ich ein dankbarer Schüler);
- häufige Abendessen bei Familie König, Mitnahme auf mehrere kleinere Reisen in andere Universitätsstädte und eine große Reise mit Königs quer durch die USA bis Berkeley/California, wo ich wochenlang mit ihnen gemeinsam ein Haus bewohnte. Dieser wichtige Ertrag des USA-Aufenthalts war allerdings wenig förderlich für die Verbesserung meiner englischen Sprachkenntnisse.

Meine Bekanntschaften in den USA wurden stark durch meine damaligen Forschungsinteressen an sozialer Schichtung und Mobilität sowie an Bevölkerungsfragen, aber auch durch Königs Kontakte geprägt. So waren meine wichtigsten Gesprächspartner in Ann Arbor Werner Landecker, Gerhard Lenski, Morris Janowitz, Ronald Freedman und George Katona, in Berkeley (University of California) Reinhard Bendix und Seymour Martin Lipset sowie – durch Besuche – Paul Hognsheim (East Lansing). Anlässlich eines Besuchs der University of Notre Dame (South Bend/Indiana) lernte ich u.a. Emerich K. Francis kennen, der viel später für etliche Jahre mein Kollege an der Universität München war.

Ich kann mich an keinerlei Aversionen erinnern, die mir damals „als Deutscher“ in den USA entgegengebracht worden wären, und die aus Deutschland Emigrierten haben mir sogar besonders geholfen. Sie

haben sich oft nach den Verhältnissen in Deutschland erkundigt, wobei sie vor allem auch interessierte, wie ich als Jüngerer die Verhältnisse im Vergleich zu König sah.

Der wichtigste Ertrag des USA-Aufenthalts war wohl, daß ich mich nun selber als „Soziologe“ zu verstehen begann. „Soziologie“ erschien mir damals als ein Komplex von Forschungsbemühungen, die auf die Analyse der vielfältigen Erscheinungsformen der „Sozialwelt“ (d.h. des menschlichen Mit-, Gegen- und Nebeneinanders) sowie deren Ursachen und Wirkungen gerichtet sind, und die sich dabei unterschiedlichster Forschungsperspektiven, theoretischer Konzeptionen und Forschungsverfahren bedienen. Gerade die Vielfalt der Schauweisen und Forschungsverfahren wurde mir in den USA in aller Deutlichkeit bewußt. Mein Verständnis von Soziologie hat sich später konkretisiert (insbesondere in meiner „Münchener Zeit“, die in diesem Beitrag nicht mehr behandelt wird).

5. Lehrjahre als Hochschullehrer

An die Universität Kiel zurückgekehrt, lehrte ich dort auf der Stelle eines Universitätsdozenten (die der jeweils dienstälteste Privatdozent der Rechts- und Staatswirtschaftlichen Fakultät besetzte) „Soziologie“ neben dem dortigen soziologischen Ordinarius Gerhard Wurzbacher. Meine Lehrveranstaltungen befaßten sich mit Industrie- und Betriebssoziologie, Soziologie der Schichtung und Mobilität sowie Bevölkerungssoziologie. In gemeinsamen Oberseminaren mit Wurzbacher diskutierten wir u.a. die Theorieansätze George C. Homans' (The Human Group, 1950) und die „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“ (1955) von Hans Freyer.

Meine Tätigkeit in dieser Phase konzentrierte sich sehr stark auf die Erarbeitung der Vorlesungstexte. Daneben schloß ich die redaktionellen Arbeiten an meiner in den USA überarbeiteten Habilitationsschrift (Sozialer Aufstieg und Abstieg – eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität, 1959) ab und verfaßte Abschlußberichte zu einigen Forschungsarbeiten aus der Mackenroth-Ära („Typen sozialer Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland“¹⁰ und „Der Landpfarrer im sozialen Spannungsfeld“, gemeinsam mit Rosemarie Klaus-Roeder¹¹)¹² sowie vier „Bevölkerungsartikel“ (Bevölke-

10 In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, 8. Jg., 1963.

11 In: G. Wurzbacher und and. (Hg.): Der Pfarrer in der modernen Gesellschaft, 1961.

12 Es gibt meines Wissens keine Zusammenstellung jener Veröffentlichungen, in denen Ergebnisse der Forschungen aus der Mackenroth-Ära enthalten sind.

rungsgliederung, -bewegung, -theorie und -politik) für das Handwörterbuch der Sozialwissenschaften. Außerdem war ich an der Vorbereitung einer unter Wurzbachers Leitung stehenden empirischen Untersuchung über die Christliche Pfadfinderschaft beteiligt.

Wichtige Impulse für meine spätere Arbeit als Soziologie kamen in dieser Zeit auch durch folgendes zustande: Erstens wirkte ich bei Seminaren mit, in denen junge evangelische Pfarrer auf ihre praktische Arbeit vorbereitet wurden. Meine Aufgabe bestand darin, ihnen das soziale Umfeld deutlich zu machen, in dem sie zu arbeiten hatten (örtliche soziale Schichtungen, Prestigedifferenzierungen, soziale Hackordnungen, informelle Gruppenbildungen u.a.m.). Zweitens bekam ich Kontakte zur Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, deren Anliegen es war, Führungskräfte aus Wirtschaft und Verwaltung sowohl mit neuen Führungsstilen vertraut zu machen als auch mit den gesellschaftlichen Strukturen der Bundesrepublik und ihrer Entwicklung, d.h. mit dem Umfeld, in dessen Rahmen es zu führen galt. Man lud mich (neben anderen Kollegen) als Dozent für den zweiten Teil dieses Anliegens ein, und es war für mich ein wesentliches Erlebnis zu erkennen, daß Führungskräfte Informationen über Gesellschaftsstruktur mit großem Interesse aufnehmen, sobald es erst einmal gelungen ist, ihnen deutlich zu machen, in welchem Ausmaß ihr berufliches und privates Leben durch solche Strukturen beeinflußt wird. Bei mir stärkte diese Erfahrung die Überzeugung vom alltagspraktischen Nutzen der Soziologie. Sie machte mir die Notwendigkeit bewußt, daß man sozialwissenschaftliche Erkenntnisse nicht nur „akademisch“ lehren darf, sondern sie auch direkt in Praxis hinein vermitteln muß, damit Gesellschaftsgestaltung heute nicht auf der Basis des Wissens von gestern geschieht. Sie veranlaßte mich außerdem dazu, bei Vorträgen und Vorlesungen die Hörer mit Hilfe einprägsamer Beispiele stets gleich zu Beginn darauf hinzuweisen, wieso das, was ich sagen würde, sie ganz persönlich betrifft und daher von Nutzen für sie ist.

Im Wintersemester 1960/61 übernahm ich die Vertretung des Lehrstuhls für Soziologie an der damaligen „Akademie“ und späteren „Hochschule für Wirtschaft und Politik“ in Hamburg und wurde zum Sommersemester 1961 als Nachfolger von Helmut Schelsky, Carl Jant-

Die Mitarbeiter hatten sich zerstreut, ihre Forschungen z.T. in Dissertationen verwertet, z.T. in umfassendere Veröffentlichungen eingearbeitet, und an einigen Stellen gab es sogar erheblichen Streit um die Verwertungsrechte von Daten. Chronisten der empirischen Sozialforschung haben diese Forschungen, die – wie erwähnt – H. Reimann und Mitarbeiter als „neue Kieler Schule der Soziologie“ ansprachen, daher in ihrem Zusammenhang offenbar gar nicht oder nur schwer wahrnehmen können und lassen sie meist unerwähnt. Die Forschungsergebnisse der von mir geleiteten Gruppe sind außer in meinen eigenen Veröffentlichungen in E. Bohnsack: Einheimische und Flüchtlinge in Schleswig-Holstein, Kieler Studien Nr. 38, 1956, enthalten.

ke und Ralf Dahrendorf auf diese Professur berufen. 1962 wurde ich zum Honorarprofessor an der Universität Hamburg ernannt und war von 1962-1964 als Leiter der Hochschule für Wirtschaft und Politik tätig.

Da es dort nur einen Professor für Soziologie gab, mußte ich als Allrounder wirken, d.h. den Studierenden einen Gesamtüberblick über Soziologie verschaffen. In dieser Zeit entstanden sowohl Manuskripte für Lehrveranstaltungen über Einführung in die Soziologie, Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung und Geschichte der Soziologie als auch Überlegungen zur Lehrplangestaltung eines Studiums der Soziologie.

Bedingt durch die Tatsache, daß alle Studierenden der Hochschule eine abgeschlossene Berufsausbildung, aber keineswegs alle die Hochschulreife hatten (man mußte sich statt dessen einer ca. einwöchigen, stark siebenden Aufnahmeprüfung unterziehen), gewöhnte ich mir eine Darstellungsweise an, die viele Beispiele aus der Lebens- und Berufspraxis verwendet, und die ich auch später beibehalten habe.

In Hamburg entwickelten sich – unter anderem im Kontakt zu Heinz-Dietrich Ortlieb – bereits in Kiel angebaute Aktivitäten weiter, die in Verbindung mit der Einführung eines Schulfachs „Gemeinschaftskunde/Sozialkunde“ in der BRD (Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre) standen. Ich startete damals als Herausgeber und Mitverfasser eine Serie von Veröffentlichungen, die als Einführungen in spezielle Soziologien am Beispiel von sozialen Strukturen der Bundesrepublik gedacht waren und sich primär an Studierende der Soziologie und der Gemeinschaftskunde/Sozialkunde wandten.¹³ Außerdem wirkte ich an Weiterbildungsveranstaltungen für Sozialkundeführer mit, die im Bereich Hamburg seinerzeit institutionalisiert waren, sowie an der Erstellung eines länderübergreifenden Lehrplans für Gemeinschaftskunde in den Klassen 12 und 13 der Gymnasien.

In meiner Hamburger Zeit lief auch meine Vortragstätigkeit in Weiterbildungsveranstaltungen für Führungskräfte aus Wirtschaft und Verwaltung weiter.

Im Rückblick ist mir deutlich, daß sich in der Hamburger Arbeitsphase bereits einige wesentliche Elemente dessen herauskristallisiert hatten, was ich heute im Rückblick als mein soziologisches Arbeitsprofil bezeichnen würde. Andere wichtige kamen hinzu, als ich (nach Rufen an die FU Berlin und die Universität Saarbrücken) einen Ruf

13 Bolte, K. M./Ortlieb, H.-D./Dörge, F.-W./Winkler, H.-J. (Hg.): Beiträge zur Sozialkunde. Reihe B: Struktur und Wandel der Gesellschaft (verantwortlicher Hg.: Bolte, K. M.). Es erschienen in dieser Reihe acht Veröffentlichungen (im Leske Verlag, Opladen), von denen die meisten mehrere Auflagen erreichten und zum Teil auch zu Sammelbänden zusammengefaßt wurden: Deutsche Gesellschaft im Wandel, Bd. 1 (1966), Bd. 2 (1970).

auf eine ordentliche Professur für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München zum Sommersemester 1964 annahm und dort ca. dreißig Jahre wirkte. Die Münchener Zeit bewerte ich selber als meine eigentlich gestaltende Lebensphase. Sie brachte nicht nur neue Impulse für Forschung und Lehre, sondern auch etliche Aktivitäten in Gremien der akademischen Selbstverwaltung, der Wissenschaftsorganisation und der Politikberatung (siehe dazu Bolte, K.M.: *Mein Wirken als Soziologe*. In: Bolte, K.M./Neidhardt, F. (Hg.): *Soziologie als Beruf – Arbeitserfahrungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*. Sonderband 11 der Zeitschrift „Soziale Welt“, Göttingen 1997).

Peter Atteslander

Bruchstücke

Als die Bitte an mich herangetragen wurde, am Buchprojekt „Autobiographien der Nachkriegssoziologie“ mitzuwirken, zögerte ich aus gutem Grund. Zumindest was die Frage betrifft, wie ich als Kind und Jugendlicher von der NS-Epoche betroffen gewesen sei, fällt die Antwort schwer. War ich, als Schweizer Bürger in der Schweiz aufwachsend, Unbeteiligter? Bin ich wirklich mehr als nur peripher mit der Generation der Mitautoren dieses Bandes verbunden? Schlüssig bin ich mir keineswegs. Zwar kam ich mit der deutschen Soziologie, d.h. was von ihr nach dem Kriege übrig blieb, schon 1948 in Kontakt. Dann arbeitete ich von 1954 bis 1957 am Forschungsinstitut für Soziologie an der Universität zu Köln. Schließlich bin ich seit 1971, mithin ein Vierteljahrhundert an der damals neu gegründeten Universität Augsburg tätig. So bin ich, was die deutsche Soziologie anbetrifft, sicherlich ein Beteiligter, was jedoch die Ursprünge dieses Faches im Nachkriegsdeutschland betrifft, wohl keineswegs ein zentral Betroffener. Auch wenn ich von mir behaupte, daß ich mich in der angegebenen Zeit mit meinem Fach voll identifizierte und dafür kämpfte, in unterschiedlichsten Funktionen meinen Beitrag zu dessen Förderung zu leisten versuchte, wurde mir doch von meinen deutschen Kollegen in vielerlei Hinsicht ein durchaus wohlwollender, doch gelegentlich distanzierter Beobachterstatus zugewiesen. Ich erinnere mich etwa an turbulente Wahlveranstaltungen innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, wo ich insbesondere vor und nach 68 in den oft heftigen Auseinandersetzungen als wohlgelittener Stimmenzähler fungierte. Als gelernter Demokrat und neutraler Schweizer schien ich niemanden in seinen Machtaspirationen zu gefährden. Einigen wir uns deshalb darauf, mich in Bezug auf die Epoche, die es aus persönlicher Sicht zu beschreiben gilt, als beteiligten Außenseiter zu benennen.

Von der Unmöglichkeit, Soziologie zu studieren

Einfacher ist die Frage zu beantworten, wie ich zur Soziologie kam, wie ich schließlich Soziologe wurde. Die Maturaklasse 7b des Kantonalgymnasiums in Zürich war Experimentierfeld für die eben damals neu eingerichtete akademische Berufsberatung der kantonalen Erziehungsdirektion, wie man das „Kultusministerium“ bezeichnet. Der ehemalige Betriebspsychologe der Swiss-Air, ein Herr Ungricht, hatte es mit verschiedenen Problemfällen in unserer Klasse zu tun, Berufswünsche und Berufsfähigkeiten einigermaßen in Einklang zu bringen. Wir hatten nicht nur einen Klassenbesten, sondern deren mehrere, aber auch nicht einen Klassenfaulsten, sondern ebenfalls davon eine ganze Gruppe, zu der ich sicherlich zu zählen war.

Der Unterricht während der Kriegsjahre war zum Teil eingeschränkt. Wir selber waren entweder regelmäßig in der Landwirtschaft oder dann im Fliegerbeobachtungsdienst als freiwillige Vordienstpflichtige über Monate als Hilfssoldaten bei der sogenannten Grenzbesetzung tätig.

Gesinnungsmäßig waren wir keineswegs neutral, sondern mit wenigen Ausnahmen völlig, ja fast bedingungslos nach Frankreich, England, später Amerika orientiert. Wir erlebten eine Polarisierung der schweizerischen Gesellschaft. Zunächst ist nicht zu vergessen, daß selbst während der Kriegsjahre Nationalsozialisten nahestehende Gruppierungen in großen Fußballstadien in Zürich z.T. in Uniform und mit Hakenkreuzfahnen Aufmärsche inszenierten und Erntedankfeiern zelebrierten. Wir hatten vereinzelt Nazisympathisanten in der Schule, in unserer Klasse keinen. Was allerdings gelegentliche Prügeleien nicht ausschloß. Dies als Folge gelegentlicher Belästigung unserer jüdischen Mitschüler.

Die Mehrheit der einfachen Schweizer stand dem neuen Europa nationalsozialistischer Prägung höchst ablehnend, aber auch verängstigt gegenüber, nicht so namhafte Kreise des Großbürgertums und höhere Offiziere. Polarisierung also zwischen Arm und Reich, zwischen Demokraten und Faschisten. Das Leben war unter der Bedrohung des faschistischen Regimes von Deutschland und Italien während dieser Zeit militarisiert, die Medien zensiert. Ein eingeschlossenes Land, angewiesen auf Energie- und Nahrungsmittelzufuhr, schwankte zwischen appeasement mit den Mächtigen von Großdeutschland, die dieses kleine Land militärisch und propagandistisch umklammerten, und wildem Widerstandsgeist. Zweifelloso eine Zeit voll Widersprüche, in der in zunehmendem Maße Flüchtlinge in unserem Land Aufnahme fanden, gleichzeitig durch administrative Maßnahmen Zehntausende an der Grenze abgewiesen mithin in den sicheren Tod zurückgeschickt wurden. Der Judenstempel im Paß war be-

kanntlich eine Erfindung des Eidgenössischen Polizeidepartementes. Die Verantwortlichen dafür sind namentlich ebenso bekannt, wie jene, die unter Umgehung sämtlicher Vorschriften Tausende mit lebensretenden falschen Papieren versorgten. Anstelle vieler seien nur die Namen von Konsul Lutz, Budapest, und Polizeikommandant Grüninger, St. Gallen, erwähnt. Für mich Vorbild war mein Onkel Pierre Atteslander, der von den Nazis 1937 abgesetzte Honorarkonsul von Österreich in Genf und nachmaliger *Bâtonnier* (Vorsitzender der Anwaltskammer), der in enger Zusammenarbeit mit dem damaligen Chef des Einwohnermeldeamtes der *République et Canton de Genève* mit dem französischen Marquis wohl einigen hundert Menschen über die Grüne Grenze zu einer, wenn auch oft nur vorübergehenden, Sicherheit verhalf.

Die Menschenfreunde wurden teilweise aus Ämtern verjagt und vor Gericht gezerrt und sind z.T. erst kürzlich rehabilitiert worden. Andererseits blieben die ebenso ängstlichen wie mächtigen menschenverachtenden Politiker und Bürokraten unbehelligt. Die Aufarbeitung dieser geschichtlichen Periode ist erst in Gang gekommen und ist noch keineswegs zu Ende.

Die Zeit der Bedrohung bedeutete gleichzeitig Kontakt mit vielen Künstlern und Intellektuellen, die in die Schweiz fliehen konnten und die helvetische Kulturszene maßgeblich befruchteten. In der Enge und Eingeschlossenheit ermöglichten sie gleichzeitig die Erfahrung von Weltläufigkeit. Es gab den „Schutzverband Deutscher Schriftsteller in der Schweiz“, zu deren Lesungen und Veranstaltungen wir uns schon als Gymnasiasten hingezogen fühlten. Wir erlebten für 55 Rappen Studenteneintritt, für die, die nicht gerade als Statisten am Schauspielhaus Zürich arbeiteten, Welttheater. Die Großen der Bühne, Basermann, die Giehse, wurden uns vertraut. In dieser Zeit wollte ich selbst Schriftsteller werden, verfaßte Novellen und übte mich in Sonnetten. Schließlich durfte ich Kurzgeschichten in besagtem „Schutzverband“ vortragen, die sogar im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung wohlmeinende Beachtung fanden.

Was also sollte man einem Maturanten, dem das Bestehen eines Reifezeugnisses eigentlich unwichtig war, weil er sich in der Tat schon als Schriftsteller wähnte, welches Studium sollte man diesem ausgebildeten Frühberufenen wohl raten?

Für meinen Vater war der Fall klar: Zahnmedizin – ein für mich bestimmter Operationsstuhl war längst installiert. Für mich keineswegs. Besagter Berufsberater schlug die Jurisprudenz vor mit dem Hinweis allerdings, daß ich niemals ein ordentlicher Jurist werden würde. Er gab mir einen Separatdruck eines René König über Familiensoziologie zu lesen. Dieser Text faszinierte mich derart, daß ich beschloß, zunächst Literaturwissenschaft und Soziologie an der Universität Zürich zu studieren. So kam ich zur Soziologie, mithin zu René König, der mich schließlich zum Soziologen machte.

René König, staatenloser Emigrant ohne gesichertes Einkommen, sich mühsam mit bescheidenen Lehraufträgen und journalistischer Arbeit bis hin zum Übersetzen von Kriminalromanen über Wasser haltend, war als Dozent äußerst erfolgreich. Seine Hörsäle und Seminarien waren überfüllt. In einem Festvortrag mit dem Titel „Einer, der von außen kommt“ habe ich zu Ehren des 85. Geburtstags von René König einige Erinnerungen aus dieser Zeit zu Papier gebracht, die ich im folgenden auszugsweise wiedergebe.¹

Sehr bald nach Beginn meiner Studien lud mich René König zu sich an die Hallenstraße 21 ein. Wenn man die äußerst geschäftige Seefeldstraße – der Soziologe würde deren Wohnbevölkerung als durchmischt mit hohem Ausländeranteil und zahlreichen allein stehenden Damen, kurz als ‚Quartier in Transition‘ bezeichnet haben – durch ein Tor verließ, befahl einen die Ruhe. Rechter Hand, etwas zurückgesetzt, war ein Mehrfamilienhaus, Hallenstraße 21. Im zweiten Stock rechts bewohnte die Familie König eine 3½ Zimmer-Wohnung. Bücher wohin man sah, oft noch wo man sich hinsetzen wollte. Das Arbeitszimmer: eine große Sperrholzplatte auf zwei „Architektenböcken“, Bücher links, rechts, oben, unten. Wenn René König sich erheben wollte mußte er einige wegrücken. Auch beim Tisch, in der Wohndiele, brauchte man sich im Stuhl nur umzudrehen, um zum einen oder anderen Buch zu greifen.

Obwohl René König an zwei Fakultäten Pflichtvorlesungen hielt, sah man sich, auch als wir später massive Initiativen organisierten, keineswegs veranlaßt, ihm einen Lehrstuhl einzurichten. Dem damaligen Regierungsrat (Kultusminister) Vaterlaus war möglicherweise ein Brief der Philosophischen Fakultät I aus dem Jahre 1925 bekannt, wo es, bezogen auf den damaligen Soziologiedozenten Eleutropulos, hieß: „Sie (die Philosophische Fakultät) ist nach wie vor der Meinung, daß die Errichtung einer Professur für Soziologie, sei es an ihrer Fakultät, sei es an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät wünschenswert sei, doch möchte sie nicht ... aus rein persönlicher Veranlassung die Schaffung einer Professur beantragen.“ König war offensichtlich zu erfolgreich und zu beliebt bei den Studenten.

Wir alle ahnten damals nicht, unter welchen beengten materiellen Bedingungen König das Pensum eines vollen Ordinariats durchzog, mit dem wohlfeilen, da gehaltsneutralen „Titularprofessor“ versehen. Ein Ausspruch Freyers traf wohl auf das Zürich dieser Jahre zu: „Die Schweizer hatten eine Gesellschaftsordnung, darum brauchten sie keine Gesellschaftswissenschaft“.²

1 Nach seinem Tode ist eine erweiterte Fassung erschienen in: H. v. Alemann, G. Kunz (Hg.), René König. Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern, Kollegen. Opladen, 1992, S. 170 ff.

2 Plé, B., Wissenschaft und säkuläre Mission. Stuttgart, 1990, S. 278.

1948 war ich als Studentenvertreter für den ersten Professorenaustausch zwischen den Universitäten Köln und Zürich verantwortlich. Ich habe nach Rücksprache mit meinen Kommilitonen René König und den Staatsrechtler Werner Kägi vorgeschlagen. Den Gegenbesuch machten Leopold von Wiese und der damalige Rektor der Universität Köln, Hermann Jahrreiß. Im für Besatzungsmächte reservierten Eisenbahnwagen fuhren wir nach Köln. Über das ungeheure Interesse, das René König dort entgegengebracht wurde – Werner Kägi war die Angelegenheit zu ungewiß und er telegraphierte seine Absage – ist in Königs Memoiren nachzulesen. Unauslöschlich sind mir die Gespräche mit ihm und die Beobachtungen in Erinnerung geblieben, während wir über kilometerweise öde Trümmerfelder schritten.

Hinter dem Hauptbahnhof, unter der Brücke, stießen wir auf den gigantischen Schwarzmarkt. Zu nennen wäre der ausgemergelte Concierge des Hotels beim Bahnhof – wir nannten ihn Spitzmaus –, er ging kurz darauf in die Breite wie Hefeteig. Wir erlebten die leeren Läden und das ebenso breiige wie undefinierbare Mensaeßen. Während unseres Besuches wurde die Währungsreform verkündet. Den Stichtag verbrachten wir bei Leopold von Wiese in Bad Godesberg, der uns auf die Godesburg schickte, weil es ihm peinlich war, unser Angebot, mit ihm für das Kopfgeld Schlange zu stehen, anzunehmen. Anderntags füllten sich die Schaufenster. Klapprige, uralte Tempolastwagen fuhren durch die kopfsteinbepflasterten Straßen. Ich erinnere mich an zwei besonders: der eine voller Kinderwagen, der andere voller Klosettschüsseln. Über Nacht verschwand der Schwarzmarkt. Mit Schwarzmarktgeld sollen übrigens einige Häuser an der Nietzschestraße gebaut worden sein, der späteren Wohnadresse Königs.

René König und ich verlebten dann zwei völlig bargeldlose Tage. Auch die Militärregierung, unter deren Verantwortung die Universität gestellt war, hatte weder Geld noch Bahnfahrkarten. Vorbei die Zeit, da man mit der Bahn bis 200 km fuhr um zwei Kilo Kartoffeln einzukaufen.

Volle Hörsäle – Leere Kasse

Zurück in Zürich war ich forthin sehr oft bei König in der Hallenstraße und dies in mancherlei Funktionen, worunter die des Babysitters, immer aber des Kostgängers und Zuhörers, wenn Gäste kamen zählten. Da erst habe ich erfahren, daß René König und seine Frau Irmgard neben dem minimalen Einkommen aus den Lehraufträgen ihren Lebensunterhalt mit Übersetzungen von Kriminalromanen, dem Schrei-

ben von Buchbesprechungen und Zeitungsartikeln zusammenschuf-ten mußten. Wie das überhaupt machbar war, ist mir heute noch ein Rätsel und nur im Nachhinein schleichen sich Vermutungen ein, die mit bestimmten Strukturen einhergehen. So daß ich etwa gegen Monatsende des öfteren gebeten wurde, beim Metzger und beim Comestibles-Geschäft Bianchi bestimmte Dinge abzuholen mit dem Hinweis „bitte anschreiben“. Der Koch König zauberte anschließend Köstlichstes aus abenteuerlichen, weil wohlfeilen Ingredienzen.

Es verkehrten bei Königs Schriftsteller wie der österreichische Dramatiker Fritz Hochwälder, Redakteure, allen voran François Bondy, Werner Rings, dann Robert Jungk und natürlich seine Doktoranden Ernest Zahn, Jiri Nehnevajsa, Rinaldo Aldina, Hans Ulrich Beck, Ernst Kux, später Rolf Bigler, Hans Weiss, Max Leutenegger. Wir wuchsen zu einer verschworenen Bande zusammen. Wir versuchten, ohne jegliche Mittel, empirische Forschung unter wahrlich abenteuerlichen, ich würde heute sagen unzumutbaren, Umständen durchzuführen. Die Arbeiten sind in Königs Memoiren einzeln erwähnt. Sie waren der Anfang empirischer Sozialforschung, zumindest in Zürich, und ich versichere an Eidesstatt, daß von Ford oder Rockefeller Foundations zu jener Zeit keine Rede war.

In seiner Autobiographie „Leben im Widerspruch“ erwähnt René König auf S. 141, daß der damalige Stadtpräsident Landolt – er starb kürzlich 100jährig – äußerte, da Zürich keine Großstadt sei, sei Forschung dieser Art nicht nötig.³ Ich darf dazu anmerken, daß René König mit mir im Erkerzimmer des Stadthauses am Limatquai um einen Forschungsbeitrag für meine empirische Untersuchung der Zuzügler in die Stadt Zürich ersuchte. Von einer solchen war leider keine Rede. Da jedem Bürger frei stand für 50 Rappen eine Adresse aus der Einwohnerkartei käuflich zu erwerben – Datenschutz war damals unbekannt -, hielten wir es beide damals für großen Erfolg, daß angesichts der etwa 800 durch Stichprobe zu eruiierenden Adressen der Preis von 50 auf 30 Rappen reduziert werden konnte. Die Mittel hatte ich mir, ähnlich wie viele meiner Kollegen, in der Folge in Nacharbeit bei der Sihlpost Zürich zusammengejobbt.

Wer von uns Doktoranden ein Buch kaufte, sprach es mit anderen ab, so daß wir untereinander mit möglichst wenig Mitteln über möglichst viele Lehrbücher verfügten. Ein Vorstoß bei der Erziehungsdirektion, uns wenigstens einen Raum für unsere eigenen Bücher zur Verfügung zu stellen, scheiterte ebenso wie andere, wenigstens die Universitätsbibliothek mit modernen soziologischen Büchern aufzustoeken. Es blieb das Sozialarchiv nahe gelegen bei der Zürcher Wohnung Lenins und eben René Königs Privatbibliothek.

3 König, R., *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*. München, Wien, 1980, S. 29.

Es gab zwei Zürichs in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkriegs, wie ich oben schon anzudeuten versuchte. Noch waren viele Emigranten in der Stadt. Das Schauspielhaus war ohne Zweifel die führende deutschsprachige Bühne Europas. Im Theaterrestaurant am Pfauen pflegte sich der bereits erwähnte „Schutzverband deutscher Schriftsteller in der Schweiz“ zu treffen, der, wie in meinem Falle, gelegentlich junge Schweizer zum Vortrag einlud. Als einer der Verantwortlichen für das studentische Kulturprogramm haben wir Werner Fink zum ersten halbwegs erlaubten Kabarettauftritt im Urania verholten. Die wohl beschwingteste Einführung, die ich je gehalten hatte, war im Auditorium Maximum der ETH, als ich Carl Zuckmayer ansagen durfte, der mich mehr oder weniger gezwungen hatte, vorher in der Studentenvertretung mit ihm zusammen eine recht große blecherne Hipp-bottle mit hausgebranntem Schnaps auszutrinken. In einer Baseler Klinik starb zu gleicher Zeit Wolfgang Borchert, Autor des Stückes „Draußen vor der Tür“.

Etwas trockener ging es zu, wenn ich von den Manns ins Hotel ‚Baur au Lac‘ zur Vorbesprechung seiner Vorträge zu Tee gebeten wurde. Ich erinnere mich, daß Frau Mann mich bat, etwa ein Dutzend dicke Übersee-Luftpost-Briefe zur Post zu bringen – sie waren nicht frankiert. Als ich die Höhe des Portos erfuhr, lief ich zurück zum Hotel und übergab das Schrifttum zur weiteren Behandlung dem Portier.

Gerate ich nun selbst unter den Satz René Königs: „Der Schweizer hat zu Zeiten eine fast bestürzende Fähigkeit zum bekennenden Realismus“?⁴ Zum intellektuellen Zürich gehörte auch der junge Frisch. Es war in der Tat eine Stadt im Aufbruch, aber doch, wie Ernest Zahn sagen würde, eine „versäulte Gesellschaft“. Selbst Cafés in unmittelbarer Nachbarschaft wurden von so unterschiedlichen Menschen frequentiert, daß Welten sie trennte. René König verkehrte im ‚du Lac‘, dessen Stammrunde er auch seine Schrift ‚Soziologie heute‘ widmete. Die Nicht-Emigranten dagegen hatten ihre Plätze im ‚Odeon‘, wo so Gewaltige wie der damalige Literaturchef der Neuen Zürcher Zeitung, Eduard Korrodi, Hof hielten, zu dem der eine oder andere Hochschullehrer sich erst nach langen Initiationsriten dazusetzen durfte. In der ‚Kronenhalle‘, vis à vis, schließlich tafelte schon damals das Zürich mit Geld. Neben der Schweiz, neben der Stadt im Aufbruch, gab es eben das andere Zürich, für das Landolt nicht nur Stadt überhaupt war, sondern es auch mit der Unnachgiebigkeit zwinglianischer Moralität repräsentierte.

Wenn René König sich bis zum Ende seines Lebens der Schweiz in existentieller Weise verbunden fühlte, dann mit jener Schweiz, die sich

4 König, R., Identität und Anpassung im Exil. In: M. v. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, W. Zapf (Hg.), Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags. Frankfurt, New York, 1989, S. 113.

damals als Möglichkeit, als Entwurf abzeichnete, die freilich die merkantile Macht des zweiten ganz anderen Zürichs nicht mitzureißen vermochte.

Der junge Dürrenmatt schreckte die Bourgeoisie mit seinen ersten Stücken, Therese Giehse spielte unnachahmlich die Mutter Courage von Brecht, der selbstverständlich auch des öfteren in Zürich zu sehen und zu sprechen war.

Das andere kleinliche Zürich erwies sich als dauerhafter und ob siegte im Wettstreit um die geistige Liberalität. Für mich durchaus folgerichtig sehe ich den letzten öffentlichen Auftritt Friedrich Dürrenmatts 1992 im ‚Park im Grünen‘, bei Zürich, als er zu Ehren von Václav Havel von der Schweiz als einem Gefängnis sprach, in dem die Gefangenen zugleich ihre Wärter seien. Unter diesem Zürich haben viele gelitten, wohl auch René König.

Ich kann mir vorstellen, daß René König trotz seiner materiellen Situation nur deshalb nicht verzagte, weil er sich in eine unsichtbare Bruderschaft der Exilierten und in die Gruppe seiner engagierten Schüler eingebunden fühlte. Königs Azimut in Zürich und damit in der Schweiz waren die Universität, das Seefeldquartier und eben nicht die Bahnhofstraße.

Menschen, die das Exil miteinander teilen, lernen das Teilen an sich. Dieser Hinweis auch, um der ungestellten Frage eine Antwort zu geben, wie es denn möglich war, ohne Mittel eine so umfassende Bibliothek, wie sie an der Hallenstraße 21 aufgestapelt war, zu erwerben. Dies setzte Planung und Freunde voraus. Wenn wesentliche und teure amerikanische Bücher über Stadtsoziologie in den Bibliotheken fehlten, bat ein halbes Jahr vor Beginn des entsprechenden Seminars ein bekannter Redakteur bei den Verlagen um Rezensionsexemplare, die René König in der Folge rezensierte. Ich spreche von der „Weltwoche“, deren Redakteur war François Bondy. Er war wie viele andere zwar nicht im Exil, war Schweizer, gehörte indes zu jenen Intellektuellen, die im Grunde ein kulturelles Maquis bildeten. Jedes Maquis bedarf eines erheblichen Anteils an ortsansässigen Eingeborenen, um mit den Exilierten und Fremden erfolgreich zu sein. Das Maquis der Nachkriegsjahre hat sich leider längst aufgelöst und sich in die ganze Welt verteilt.

René König ist nie Schweizer geworden, insofern es um die formelle Einbürgerung ging und durch einen Paß zu dokumentieren wäre. Jenem ersten Zürich aber blieb er bis zu seinem Tode verbunden. In diesem Sinne ist er Schweizer geblieben, ohne es je geworden zu sein. Kein Wunder angesichts seiner Herkunft und seines Lebenslaufes. Die multikulturelle Alltäglichkeit der Schweiz ist durchaus als reale Utopie für ein Europa der Regionen zu sehen.

Eines noch ist nachzutragen. Wie war es möglich in den geschilderten Verhältnissen den ersten Weltkongreß der neugegründeten In-

ternationalen Gesellschaft für Soziologie nach Zürich (1950) zu bringen? Ich kann es nur dem außerordentlichen Engagement, im Grunde einer Maquis-Stimmung zuschreiben, die den Impetus, durch Krieg getrennte Fachkollegen endlich wieder an einen Tisch zu bringen, übermächtig werden ließ und für finanzielle Risiken unsensibel machte. Diese Leistung René Königs kann nicht genügend hervorgehoben und gewürdigt werden. René König hat darüber teilweise ausführlich berichtet.⁵

Die Angst vor der Soziologie

Wie sich die Lage der Soziologie in der Schweiz zu jener Zeit darstellte, habe ich 1966 zu formulieren versucht.⁶ Eine außerordentlich detaillierte Aufarbeitung insbesondere der Zürcher Situation ist kürzlich durch den jungen Berner Historiker und Soziologen Markus Zürcher geleistet worden. Insbesondere das Kapitel „Der Fall König“ birgt selbst für mich eine Reihe von zum Teil erschreckenden neuen Einzelheiten, die nicht nur die Diskriminierung René Königs und seiner Schüler, sondern die Mißachtung des Faches selbst zum Ausdruck bringen⁷: „Die besondere Eigenschaft, die König abging, war, Schweizer zu sein: Wie dargelegt worden ist, disqualifizierte ihn sein angebliches „Fremdsein“ für die akademische Karriere. Der Diskurs um König und die Soziologie drehte sich um ein nicht näher konkretisiertes Schweizertum, das zunächst die Erziehungsbehörden und schließlich auch die Direktion des Innern gegen den suspekten, kosmopolitisch gesinnten Emigranten verteidigten“.⁸ Während seiner gesamten Wirkungszeit in Zürich bereitete die Fremdenpolizei König große Schwierigkeiten. Das seltsame Verhalten dieser Instanzen wirft zahlreiche Fragen auf, die nicht restlos geklärt werden konnten, da die einschlägigen Akten nicht zugänglich sind. Während Jahren war König lediglich mit dem gelben Fremdenbüchlein „Für Dienstmädchen und Milchknechte und Personen, die die Schweiz wieder zu verlassen haben“ ausgestattet.“⁹

Die Soziologie, fanden viele Hochschulpolitiker sei unnötiger Import fremder Ideologien. Dazu Zürcher: „Der Fall Witikon bot die

5 So in: König, R., *Leben im Widerspruch*, a.a.O.

6 Atteslander, P., *Zur Lage der Soziologie in der Schweiz*. In: Atteslander, P., Girod, R. (Hg.), *Soziologische Arbeiten I*. Bern, Stuttgart, 1966, S. 9ff.

7 Zürcher, M., *Unterbrochene Tradition. Die Anfänge der Soziologie in der Schweiz*. Zürich, 1995, insbes. S. 239ff.

8 Ebenda, S. 268.

9 Ebenda.

Gelegenheit, die immer wieder behauptete fehlende Vertrautheit Königs mit den schweizerischen Verhältnissen exemplarisch nachzuweisen. Einmal mehr konnte das Schweizertum lediglich ex negativo bestimmt werden, in Abgrenzung gegen die „ausländische“ Soziologie. Die Soziologie Königs, ja die Soziologie schlechthin ist unschweizerisch, weil sie angebliche Eigenarten und Besonderheiten des schweizerischen Zusammenlebens negiert. Der soziologische Blick auf die eigenen Lebensverhältnisse wurde zur ausländischen Zumutung stigmatisiert: Er verbindet hochmütige Intellektuelle, Geldprotze und Ausländer in ihrer Entfremdung vom Alltag in der schweizerischen Gemeinschaft. Die Darstellung des Alltags provozierte, weil sie keine Hinweise auf die Wirksamkeit der in die historische Tiefe verlegten schweizerischen Wesensart lieferte: Die soziologische Momentaufnahme demaskierte den Mythos der Gleichheit und Einheit als ein in die Vergangenheit projiziertes Ideal. Nicht an der Gleichheit, sondern an den feinen Differenzen orientierten sich die porträtierten Menschen. Die Wirtshauskultur der Männer und die Einkaufskultur der Frauen objektivierte den Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Bauern und Arbeitern.

Die Darstellung der sozialen Wirklichkeit auf dem Dorfe entweichte gleichsam ein der Selbstrepräsentation dienendes Sinnbild. Mit der ausgeprägten Pflege der Heimatgeschichte ist das Dorf zu einem spezifischen Referenzsystem im nationalen Bewußtsein aufgebaut worden: Es dient der Vergegenwärtigung des Brauchtums und der Beschwörung intakter Traditionen. Das musealisierte Dorf soll die Kontinuität der schweizerischen Volksgemeinschaft abbilden: Beck hingegen dokumentierte die beschleunigte Zeit im Dorf, spürte die vergesellschaftenden Kräfte im Mikrokosmos der Nachbarschaft und Familie – den Garanten der Gemeinschaft – auf. Die Nähe und Konkretheit der Soziographie zeigte die Alltagsferne und bestimmte Allgemeinheit eines ideologisch überhöhten Schweizbildes auf. Zorn erregte Beck, weil er den Mythos der klassenlosen, solidarischen Gemeinschaft nicht bestätigte.¹⁰

Was allerdings Zürcher nicht in Erfahrung gebracht hat, war die Erfahrung, die einige der Studenten 1948 erlebten, als sie im Auftrag einer internationalen empirischen Erhebung mit einem Fragebogen die Einstellung der Schweizer zur Zukunft Europas erkunden sollten. Diese im Auftrag von Elmo Roper, USA, unternommene Studie hat zu zwei Verhaftungen mit nachmaliger Vorführung auf dem Polizeiposten geführt: eine Studentin in Oberbayern und ein Student in Appenzel. In einem Anfall von Cultural Lag wurde offenbar die Befragung als klassischer Fall von Spionage betrachtet. Dies war nicht nur empirische Sozialforschung, sondern Sozialforschung empirisch: René Kö-

10 Ebenda, S. 284f.

nig und das beauftragende Institut in der Schweiz, die „Analyses Economiques et Sociales“, Lausanne, geleitet von Lalive d'Épiney, hatten größte Mühe, die betreffenden Organe von der Rechtmäßigkeit und Harmlosigkeit der Erhebung zu überzeugen.

Soziologie aus Trotz?

Wenn ich schließlich Soziologie zu meiner Profession machte, ist dies einem Zufall zuzuschreiben. Mein Aufenthalt im „Salzburg Seminar of American Studies“ im Jahre 1951 trug mir das Angebot einer Post-Doctoral Fellowship des Commonwealth Funds, New York, ein, unter der Voraussetzung, daß ich im Sommersemester 1952 mein Staatsexamen bestehen würde. Die Dissertation war damals praktisch fertig, keineswegs aber die Vorbereitung auf schriftliche und mündliche Examen. René König dazu: Die Verkürzung der Examenfrist hätte er beim Rektor durchgesetzt. Ich solle es probieren. Würde es schief gehen, würden alle Beteiligten wissen, daß die Prüfung ein halbes Jahr vorgezogen wurde. So wurde aus dem faulen Gymnasiast unter Druck und unter der Verlockung an einer der Spitzenuniversitäten der Vereinigten Staaten ein Jahr verbringen zu können, ein – zumindest zeitweilig – fleißiger Doktorand.

Die Promotion gelang, aus Harvard wurde Cornell. Denn kurz vor Abfahrt erhielt ich von George C. Homans eine seiner berühmten kurzen Briefe des Inhalts: „Dear Peter, I just got a sabbatical which will bring me to Cambridge, United Kingdom. You go to Cornell University in Ithaca, New York. Bill Whyte does the same I do. I announced you to him. Sincerely yours, George.“ Ich muß gestehen, daß ich bis zu diesem Zeitpunkt von Cornell nichts Genaues wußte, wohl aber elektrisiert war, durch die Möglichkeit beim Verfasser der „Street Corner Society“, den ich allerdings in Chicago währte, meine Studien vertiefen zu dürfen.

Versuche ich zusammenzufassen und mich der Frage zu widmen, wie meine Kollegen und ich damals in Zürich zu Soziologen wurden, so gerade weil es eigentlich unmöglich war, Soziologie zu studieren. Alles geschah im Nebenfach, ohne jegliche institutionelle Hilfe. Viele sind heute an Lehrstühlen, verstreut über die halbe Welt, zu finden. In der Schweiz gebliebene Freunde und Kollegen jener Jahre sind alles mögliche geworden. Einige wurden zu Pominenten in der Marktforschung, Rechtsanwälte und Parlamentarier, andere Journalisten, wie etwa der früh verstorbene Rolf R. Bigler, Autor des „Einsamen Soldaten“, dessen Dissertation vom libertären Sozialismus in der Schweiz handelte. Der ebenfalls viel zu früh verstorbene Willy Guggenheim

wurde Schriftsteller, war lange Jahre als Sekretär die Seele des Israeli-schen Gemeindebundes der Schweiz. Keiner, soweit ich sehe, der nicht von der Soziologie eines René Königs für sein ganzes Leben geprägt wurde.

Die offizielle Ablehnung jeglicher Soziologie in Zürich, wie sie auch in der Dokumentation Zürchers in schmerzlicher Deutlichkeit zum Ausdruck kommt, läßt mich einen Mann heute in einem anderen Lichte sehen: Ich spreche von Hans Barth, weiland Ordinarius für Philosophie, ehemaliger Redaktor an der „Neuen Zürcher Zeitung“, von Hause aus Jurist. Die meisten von uns wählten als Hauptfach Philosophie. Barth war ein äußerst mühsamer, im wahrsten Sinne des Wortes Vorlesender. Die Führung der Seminarien war zuweilen chaotisch. Ich erinnere mich, daß er in ähnlicher Weise wie wir staunte, wenn etwa Hugo Lötscher in Schriftdeutsch mit kunstvollem französischen Akzent über seine Diskurse mit Jean-Paul Sartre, die er mit jenem im ‚Les Deux Magots‘ führte, parlierte. Existentialismus war Mode, eine starke Fraktion heideggerte bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit. Obwohl äußerst kenntnisreich und belesen, war dies die Sache Barths nicht. Der Autor von „Ideologie und Wahrheit“ war als ehemaliger Feuilletonist zwar der kritischen Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist verbunden, sein zentrales Anliegen war aber die philosophische Grundlegung der Demokratietheorie, war die Auseinandersetzung mit dem Faschismus.¹¹

Beide, König und Barth, waren exzellente Marx-Kenner, beide auch weit über ihr Fach literarisch gebildet und kulturell interessiert. Sie kannten sich persönlich kaum und verkehrten auch nicht miteinander. Königs Mentor war der damals greise Altphilologe Howald. Einer seiner vehementesten Widersacher war der polternde Neugeschichtler Beck. Auch der Wirtschaftswissenschaftler Silbermann, der als Amerikanist im Nebenberuf zumindest einige frühe amerikanische Soziologen gelesen hatte, gab sich als der eigentliche soziologische Fachkenner aus.

In dieser gespannten Atmosphäre förderte Barth insgeheim alle Nebenfachsoziologen auf eine Weise, wie zumindest mir dies erst sehr viel später bewußt wurde. Die Seminararbeiten, ja schließlich die Prüfungsarbeiten legte er in Bereiche von denen er annahm, daß sie für den Soziologen nicht nur als wichtige Grundlage dienen müßten, sondern daß die Themen die Studenten auch motivieren würde. So gab er mir den Auftrag, den Aufbruch der Hegelschen Philosophie in eine hegelianische Rechte und Linke zu analysieren. Nach heutigen Maßstäben studentischer Evaluation wäre er sehr schlecht benotet worden. Als akademischer Lehrer hat er zweifellos jeden einzelnen von uns in hervorragender Weise gefördert, indem er auch den „Nebenfachphilosophen“

11 Barth, H., *Ideologie und Wahrheit*. Zürich, 1945.

sophen“ im Hauptfach Philosophie zumindest die philosophischen Grundlegungen moderner Soziologie vermittelte. Ihm ist auch zu verdanken, daß René Königs Dissertationsthemen, von denen jedes einzelne von der Fakultät abzusegnen war, da damals Dissertationen im Nebenfach besonderer Bewilligungsverfahren bedurften, genehmigt wurden.

Soweit einige Impressionen und Erinnerungen an eine Aufbruchstimmung, wie sie ein junger Student in einem wohlverschonten, aber nicht unbeteiligten Land erlebte. Diese Zeit war nicht dazu angetan, sich einer abstrakten oder unbeteiligten Soziologie zu widmen. Wir verstanden sie nicht nur als Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern auch als Auftrag zur Gestaltung. René Königs Beziehungsnetz war europäisch, international. Es war die Zeit, in der prominente Soziologen die Abteilung Sozialwissenschaften an der UNESCO in Paris aufzubauen begannen. Zahlreiche Emigranten kamen zunächst besuchsweise, dann für immer nach Europa zurück, während junge Soziologen ins Ausland, etwa an die London School of Economics und dann an amerikanische Universitäten strebten.

Wir lasen in Zürich frühe Texte von Theodor Geiger ebenso wie jene von Gurvitch, George Friedmann und dem jungen Raymond Aron. René König paukte Durkheim, Simmel, Marx, Auguste Comte, Vierkandt, Troeltsch, Sombart, dann die Amerikaner Louis Wirth, Ezra Park, selbstverständlich Sorokin. Dann mußten wir die ersten Meister der empirischen Sozialforschung kennenlernen: Robert K. Merton, Lazarsfeld, Arensberg und William Foote Whyte. Ohne Malinowski und Radcliffe-Brown zu kennen, besuchte man besser René Königs Seminare nicht.

Die kultursoziologische Breite, eine Hinführung in die soziale Bedeutung der Sprache, ohne daß dafür schon der Begriff der Soziolinguistik bemüht wurde, dazu Vermittlung philosophischer Grundkenntnisse: Die damalige Soziologie von einem einzigen Vertreter vermittelt, war ebenso interdisziplinär wie international. Ihr Ziel war, wie dies König später in seinen „Soziologischen Orientierungen“ dokumentierte, in der Tat Orientierungsfunktion für sich selbst, aber auch im Umgang mit anderen, insbesondere mit den uns angetragenen Aufgaben.¹² Dies mag auch ein Grund dafür sein, daß sich zahlreiche seiner damaligen Schüler über eigentliche Fachpublikationen hinaus publizistisch betätigten, wie sie insbesondere dem angelsächsischen Bild des Intellektuellen entsprach, weniger dem des zurückgezogenen Gelehrten deutscher Prägung.

Trotz der immanenten Ablehnung der angeblichen Pseudowissenschaft Soziologie, wie sie in der Schrift Zürchers zum Ausdruck kommt, waren insbesondere die publizistischen Äußerungen Königs

12 König, R., Soziologische Orientierungen. Köln, 1965.

Wegbereiter für sehr fortschrittliche Familiengesetzgebungen des Bundes. René König schrieb wohl das erste und ausführlichste soziologische Gutachten für eine Schweizerische Bundesregierung. Ich erinnere mich, daß auch die im Entstehen begriffene Markt- und Meinungsforschung bis hin zum Marketing von der kleinen, nirgends richtig institutionalisierten Soziologengarde in den Nachkriegsjahren beeinflusst wurden.

In der Neuen Welt neue Perspektiven

Ich habe, wie gesagt, 1952 die Schweiz verlassen, um meine Forschungstätigkeit an der Cornell University in Ithaca, New York, aufzunehmen. In dieser Zeit, versuchten viele junge Wissenschaftler ihr methodologisches Rüstzeug in den Vereinigten Staaten zu erwerben. Ich erinnere mich, daß zur gleichen Zeit und zu einem ähnlichen Programm Helge Pross und Rüdiger Pross, Friedrich Fürstenberg, Ludwig von Friedeburg, Heinz Hartmann und – wenn ich mich nicht irre – auch Rainer Maria Lepsius, an einer der führenden amerikanischen Universitäten anzutreffen waren.

Während Horkheimer, Pollock und Adorno und etwas später auch Francis nach Frankfurt, respektive München, zurückkehrten, folgte René König einer Einladung der Rockefeller Foundation und besuchte im Jahre 1953 zum ersten Mal die Vereinigten Staaten. Diesen Besuch habe ich in der bereits erwähnten Festschrift für René König geschildert: Im Herbst 1953 erhielt ich einen Anruf der Rockefeller Foundation, N.Y.C., ich möchte mich doch anderntags bei Leland e Vinney einfinden, das Flugticket liege bereit. Es würde sich um den Amerika-Aufenthalt meines ehemaligen Lehrers René König handeln. Ich hatte mit dieser ehrwürdigen Stiftung ansonsten nichts zu tun, bestieg eine alte, von Studenten, ehemaligen Kriegspiloten, gesteuerte DC 3 der „Mowhak-Airlines“, auf einem Feld in der Nähe des Campus. So wurde ich in der Tat, wie im Band „Praktische Sozialforschung II“ auf S. 12 vermerkt, nicht nur in Bezug auf das Buch, wohl aber auf René König selbst, „Verbindungsmann in den Vereinigten Staaten“.¹³

Aus den ursprünglich geplanten drei Tagen Cornell wurden viele Wochen. Die Aufenthalte in Ithaca und später in Ann Arbor, über die René König selbst ausführlich berichtete, vermittelten ihm bezüglich der empirischen Sozialforschung wohl entscheidende Impulse. Den wichtigsten möchte ich wie folgt beschreiben: Quantitative Methoden sind

13 König, R., *Praktische Sozialforschung II*. Köln, 1956

untrennbar mit qualitativen verbunden. Wir haben beide bei George Homans und Fred Bales in Harvard nicht nur das Neueste über gruppendynamische Theorien erfahren, sondern sie dann auch zum Teil selbst erprobt. Zu Talcott Parsons ergaben sich damals eher distanziertere Beziehungen.

Insbesondere auf der unendlich langen Reise von Ithaca über Washington nach Florida in den Weihnachtstagen 1953 hat sich die Kompetenzhierarchie, zumindest bezüglich des Reisens und Autofahrens, merklich von meinem Lehrer auf mich verlagert. Da es uns desweiteren unmöglich war, irgendwo unterzukommen, auch nicht bei einsamen „Bed and Breakfast“-Witwen, steuerte ich den Wagen in einem Stück weit über 1000 Meilen zum Teil durch den Nebel, der die ausgedehnten Sümpfe links und rechts nur vermuten ließ. Endlos und schnurstracks der mittleren weißen Leitlinie folgend, fuhren wir bis nach Clearwater Beach, Florida.

Meine USA-Erfahrungen, insbesondere in beruflicher Hinsicht auf wenigen Seiten schildern zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich hatte das Glück, in William Foote Whyte einen der großen Meister der teilnehmenden Beobachtung und qualitativen Befragung getroffen zu haben, der mich monatelang an seiner Feldforschung teilhaben ließ. Zu meinen damaligen Kollegen – ich wurde ein halbes Jahr nach meiner Ankunft an der Cornell University zum Visiting Fellow (Forschungsprofessor) ernannt – gehörten Henry Landsberger, Robert N. Wilson, Edith Lenz, Lois Dean. Regelmäßige Besuche in Cambridge, Mass., ließen mich an den damaligen Forschungsprojekten von Homans und Bales teilhaben. Parsons schwebte damals für mich in unerreichten Höhen – wir haben uns erst später in Bern näher kennengelernt. Das damalige Human Relations Department der Harvard Universität war nicht ohne Spannung und ich wurde selbstverständlich der Gruppe Homans zugerechnet, der damals noch nicht einmal Tenure besaß.

Wenn überhaupt, wurde ich in dieser Atmosphäre einer ungebrochenen Forschungsfreude, einer mit Inbrunst geführten Theoriedebatte zum Professional. Es wurde mir zur Gewißheit, daß ich Soziologie zu meinem Beruf wählen würde. Obwohl Ithaca 800 km im Norden von New York liegt, war dies für amerikanische Verhältnisse nicht zu weit für Stipvisiten in die City. Dort traf ich meinen Studienfreund Laurent Stern wieder, der sich während langer Zeit im wörtlichen Sinne mit Tellerwaschen über die Runden bringen mußte, um in der spärlichen Freizeit als Privatgelehrter seine Studien fortzuführen, die ihn immerhin einige Jahre später zu prominenten Berufungen auf philosophische Lehrstühle führten. Ich besuchte Seminare an der Columbia University, wo ich zusammen mit Jiri Nehnevajsa, der bereits dort tätig war, Lazarsfeld von weitem an der Arbeit sah. Ich erinnere mich an Robert K. Merton, an Ahrensberg, an Elliott D. Chapple, aber

auch an Tagungen der American Society for Applied Anthropology, in deren Zeitschrift „Human Relations“ schließlich meine erste amerikanische Veröffentlichung erschien.

Diese ist aufgrund einer Wette zustande gekommen: Ich hatte eben meine erste Feldforschung in den Hallen der Corning Glasworks in Corning, New York, beendet und schrieb an einer Kritik an George Homans Methode der selektiven Interaktionsaufnahme. Im Kollegenkreis ließ ich verlauten, daß ein Artikel, der gegen die herrschende theoretische Konzeption gerichtet sei, nicht einmal die ersten Redaktionshürden überleben würde. Ich erinnere mich an die etwas ungehaltene Antwort von Bryce Rayen, damals Gastprofessor in Cornell, Kulturanthropologe und eben von einer mehrjährigen Forschung im damaligen Ceylon zurückkehrend, der mir sagte: „You may repeat this sentence when your paper has been turned down. Send it in!“

Ich erwähne diese Geschichte, weil ich mir selten bewußt wurde, daß meine europäische Herkunft von Belang war. Rayen fügte noch hinzu: „You are not in Europe.“ Ich erwähne sie aus einem weiteren Grund. Just in diesen Tagen, in denen ich diese Zeilen niederschreibe, erfuhr ich, daß verschiedene medizinische Fachzeitschriften in den Vereinigten Staaten durch Redaktionsbeschluß verfügten, keine Forschungsberichte mehr aufzunehmen, die von der Industrie gesponsert würden. Teilzensur zumindest, Ablehnung, ohne Prüfung der wissenschaftlichen Redlichkeit, etwas, was uns vornehmlich aus dem ehemaligen kommunistischen Machtbereich geläufig war.

Nach einem Jahr Aufenthalt in Cornell stieß „Fred“ Fürstenberg zu uns. Obwohl bereits promoviert, war er zunächst in einem Non Credit Graduate Student-Programm eingerastet, was bei der amerikanischen universitären Bürokratie dazu führte, daß er als Student und nicht als Kollege behandelt wurde. Er hatte dies m.E. fälschlicherweise als Diskriminierung empfunden, weil er die ihm auferlegten Prüfungsschikanen auf seine Herkunft als Deutscher bezog. Durch einen Federstrich unseres Chefs Bill Whyte wurde die Situation bereinigt. Aus dieser Erfahrung möchte ich den Schluß ziehen, daß es im Grunde keine Rolle spielte, woher einer kam, sondern was einer war.

Im Rückblick betrachtet empfinde ich meinen 2½jährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten als ein im doppelten Sinne Privilegierter. Ich hatte die Möglichkeit, mit Spitzenleuten meiner Wissenschaft zusammenarbeiten zu dürfen, hatte im Commonwealth Fund eine Stiftung im Rücken, die mir überall, wo ich forschen wollte, die Türe öffnete. So erinnere ich mich, wie ich in der Library of Congress in Washington einen Arbeitsplatz erhielt und mir Dienste zur Verfügung standen, um mich durch die 10.000 Seiten des Congressional Hearings über Winslow Frederick Taylor, den Vater der modernen Betriebsführung, durchzuarbeiten.

Soziologie von Köln aus betrachtet

Eigentlich wollte ich in den Vereinigten Staaten bleiben, hatte auch entsprechende Stellenangebote. Allein zu jener Zeit hatte ich ein Non-immigration-Visum. Nachdem ich den letzten Cent aufgebraucht hatte, ging es zurück nach Europa. So landete ich im Spätsommer 1954 in Köln. René König hatte mir die Stelle eines Projektleiters an seinem Forschungsinstitut an der Universität zu Köln angeboten. So kam ich von Cornell nach Köln und bezog sein Vorzimmer.

Nun erlebte ich täglich, daß kein Fachkollege, der etwas auf sich hielt und nach Deutschland kam, ohne König seine Aufwartung zu machen. Da ich als teilnehmender Beobachter genügend Schulung erfahren hatte, kann ich bezeugen, daß wohl der überwiegende Teil der Schreibkapazität der Sekretärin René Königs nicht dem Tippen eigener Manuskripte galt, sondern der unermeßlichen Korrespondenz. König hat einen großen Teil seiner Arbeitszeit damit verbracht, Menschen miteinander in Verbindung zu bringen, sie für Ideen zu begeistern. Ich behaupte, daß sich kaum ein anderer Wissenschaftler so kontinuierlich und ausgiebig im Dienste anderer und der Sache fühlte, die er für richtig hielt, wie René König. In diesem Sinne war er in der Tat missionarisch tätig. Freilich ohne fremden Auftrag und ohne Sendungsbewußtsein.

Durch mein Vorzimmer geleitete ich viele zu René König. Vom Klassiker der Soziometrie Moreno etwa bis zu einem jungen schwächlichen Assistenten aus Saarbrücken, der sich als Ralf Dahrendorf vorstellte. Erwin Scheuch war als Hilfsassistent im Hauptgebäude in einem fensterlosen schmalen Raum, so zumindest habe ich ihn in Erinnerung, äußerst beschäftigt mit Stapeln von Holerithlochkarten, Tabellen und Fragebögen. Eine Untersuchung schien die andere zu jagen, derweil Peter Heintz, Privatdozent, sein Manuskript über „Soziale Vorurteile“ zu Ende brachte. Werktags pflegte ich mit Hans Albert vom Stock unter uns im Dozentenzimmer der Mensa zu speisen, wo wir einen ausführlichen Plan für ein gemeinsames Buch mit dem Titel „Assistenz und Existenz“ besprachen, das wir schließlich für unnötig hielten, es auch noch zu schreiben, uns gegenseitig jedoch für die Zukunft bis zum heutigen Tag zubilligten, gelegentlich daraus zu zitieren.

Wer in Geschäften der Soziologie in Köln weilte, war in den überwiegenden Fällen abends auch bei Königs zu treffen. Nicht über die vielen Großen der Disziplin sei hier die Rede, sondern über einen Vorfall, der mir unvergeßlich ist. Eines Abends, die zweite Flasche Rotwein stand auf dem Tisch, bat mich René König, ein Formular durchzulesen. Er hatte sich nach einigem Widerstreben zur Anmeldung seiner Wiedergutmachungs-Ansprüche durchgerungen. Er sah

sich außerstande, eine Frage zu beantworten. Bei mehrfachem Durchlesen befand auch ich, daß der ganze amtliche Fragebogen nicht für Opfer der Nazis, sondern für Deutsche, die in alliierte Gefangenschaft geraten sind, bestimmt war. Es war die Zeit, als auch Emma Göring Ansprüche anmeldete. König hatte dasselbe Formular in Händen, mit dem die Witwe Freislers ihre hohe Pension erwirkte.

In solchen Augenblicken fühlte sich René König im Lande seiner Geburt wiederum als Fremder. Das Exil endete nicht mit einer Rückkehr. Es blieb ein Rest unüberwindbar erlebter Verletzungen. Es blieben zerstörte Hoffnungen und vor allem verlorene Freunde. In diesem Sinne nur ist zu verstehen, daß König in seinem letzten Zürcher Vortrag (1988) die Rückkehr nach Deutschland im Grunde als zweite Emigration bezeichnete: „Ich bin also kein Heimkehrer im einfachen Wortsinn, sondern ich bin als anderer Mensch, der ich in der Schweiz geworden bin, in ein neues Land gekommen.“¹⁴

Die innere Distanz, wie sie in diesem Satz zum Ausdruck gelangt, ist möglicherweise der Beweggrund für seine besondere Sensibilität im Erfassen von Widersprüchen, auch der eigenen. Sie verhindert ein billiges Angepaßtsein, ist im Grunde Widerstand nicht um dessen selbst willen, sondern als Position des steten Hinterfragens von Macht und Gewohnheit, Quelle auch seines Engagements. Es sind in der Tat dies Merkmale des Maquis. Es führte auch gleichsam zum Zwang, „Menschen, die durch Welten getrennt scheinen, einander näherzubringen“¹⁵. René König weist immer wieder darauf hin, daß abendländischer Humanismus des Eurozentrismus zu entkleiden ist, damit wir einen Schritt näher zur Verwirklichung einer globalen Humanität kommen.

Ein Wort noch zu einem anderen Thema: Oft wird von einer Kölner Schule gesprochen, deren Vater René König sei. Der „Fremde“ ist ungeeignet zur Bildung von Schulen, so ist der Begriff Schule für das, was König bewirkt hat, in meinen Augen falsch. Die Soziologie in Deutschland ist durchsetzt von Menschen, die er in der einen oder anderen Form bleibend beeinflußt hat. Seine Wirkung ist so vielfältig, daß es schwierig ist, sie erschöpfend zu dokumentieren und nachzuzeichnen. Seine Art war Schulung des Geistes, nicht Schaffen von Schule als Institution.

König hat nie Lehrstuhlpolitik betrieben. Wie wir wissen, waren gerade enge Mitarbeiter und Schüler nicht ohne ein Austragen von Konflikten mit ihm verbunden geblieben. Manchen von uns führte erst die Unruhe der Nichtanpassung zur Erfahrung der ungeheuren Bandbreite der Interessen und der intellektuellen Liberalität Königs. Seine Wirkung weit über das Fachgebiet hinaus ist durch sein uner-

14 Ders., *Identität und Anpassung im Exil*, a.a.O., S. 126.

15 Ebenda.

müdhches Engagement für öffentliche Wissenschaft zu erklären. „Wir können die Verbreitung unserer Befunde nicht irgendwelchen Interpreten überlassen, sondern wir müssen es selbst tun“, vermerkt er in den Soziologischen Orientierungen.

Ich blieb etwas über zwei Jahre in Köln, bevor ich in die Schweiz zurückkehrte. Ich habe den Beginn der Ära Königs in Köln, die 1952 begann, zu Anfang nicht miterlebt. Neben meinem Zimmer lag jenes von Leopold von Wiese, der fast täglich im Alter von beinahe 90 Jahren die Treppen an der Lindenthaler Straße hochstieg, mir gelegentlich ein Separatum unter der Tür durchschob. Zwischen ihm und König gab es kaum Kontakte. Noch waren viele Soziologen, die mit der amerikanischen Besatzungsmacht nach Deutschland kamen, im Lande und bauten beispielsweise bei den deutschen Gewerkschaften eigene Forschungsabteilungen auf oder leiteten, wie Anderson, das Deutsche UNESCO-Institut in Köln, dessen Bibliothek besser war als die Institutsbibliotheken, René Königs mehr als 3000bändige Privatbibliothek ausgenommen.

Überwiegend waren amerikanische Stiftungen und Regierungsstellen Geldgeber für die empirische Sozialforschung. Zögerlich erteilten auch Bonner Ministerien die ersten Aufträge. Ich wurde finanziert aus einem amerikanischen Forschungsvorhaben, das in verschiedenen Bereichen die Folgen der Entnazifizierungsprogramme untersuchen sollte. Ich erinnere mich, daß der damalige Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Carlo Schmid, den Auftrag erhielt, die Entnazifizierung von Gemeindeverwaltungen zu untersuchen, eine Aufgabe, der sich Hennis widmete. René König und mir oblag es, die Entnazifizierung in der deutschen Industrie zu untersuchen. Das Arbeiten war nicht ganz unproblematisch, die Schulung Bill Whytes in den sog. Diplomatic Relations und ein Affidavit des Deutschen Industrieverbandes räumten die ärgsten Hindernisse aus dem Weg. Diese Untersuchungen wurden von John D. Montgomery in einem Buch „Forced to be Free. The Artificial Revolution in Germany and Japan – A study of the Post War Offensive Democracy against Totalitarianism in Germany and Japan“ veröffentlicht.¹⁶

Dieses Buch wurde in Deutschland kaum wahrgenommen. Wenn ich im Vorwort die Verdankungen lese und sie in einiger Ausführlichkeit wiedergebe, dann weil ich es als historisches Dokument betrachte. Da ist zu lesen, daß zehn Gemeindestudien durch das Institut für Sozialforschung in Frankfurt, durch die Professoren T. W. Adorno, Max Horkheimer und Frederick Pollock durchgeführt und verantwortet wurden. Prof. Kurt Wolff, beurlaubt von der Ohio State University hat

16 Montgomery, J.D., *Forced to be Free. The Artificial Revolution in Germany and Japan*. Chicago, 1957.

die Feldforscher instruiert. Walter Seib, Werner Mangold, Manfred Herz, Eva Giersberg u.a. werden als Mitarbeiter er wähnt.

Nachzutragen ist, daß weitere politische Erhebungen durch das Institut für Demoskopie in Allensbach durchgeführt wurden. Prof. Wolfgang Abendroth vom Institut für wissenschaftliche Politik in Marburg untersuchte die Struktur der NSDAP. Unter den vielen Helfern in den Vereinigten Staaten finden wir die Namen von Prof. Kirchheimer, Carl J. Friedrich, Fritz Eppstein und Henry A. Kissinger, die geholfen hatten, Kontakte in Deutschland zu knüpfen.

Ich erinnere mich an die erste Besprechung in einem Heidelberger Hotel, wobei John Montgomery nie ohne Violinkasten erschien, was ihm offensichtlich ermöglichte, durch Prof. Otto Haxel eingeführt als Gastartist an einem Fakultätskonzert aufzutreten. Er schreibt: „I suspect that this musical introduction may have helped gloss over the fact that I was in there midst for the purpose of studying a distasteful subject which they preferred to forget; but Mozart and Bach helped us talk about Morgentau and Potsdam.“¹⁷ Und wo hat Montgomery schließlich die Forschung koordiniert? Natürlich im UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften in Köln, wo Dr. Nels Anderson ein Büro zur Verfügung stellte. Ihn führte der Weg auch zu Dr. Otto John, damals Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Es entzieht sich meiner Kenntnis, warum Schelsky nicht von der Partie war oder die im Aufbau begriffene Sozialforschungsstelle in Dortmund.

In dieser Zeit edierte René König weitgehend mit Beiträgen, die er mit mir zusammen anlässlich seines Amerikaaufenthaltes gesammelt hatte, die ersten Lehrbücher für empirische Sozialforschung. Zusammen mit Margret Tönnemann entstand ein Sonderheft der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ über Medizinsoziologie. Viele Lebensbereiche wurden erforscht, insbesondere die industrielle Arbeitswelt. Wir selbst beobachteten in einem Röhrenwalzwerk von Mannesmann und sprachen mit Arbeitern, die zuvor von Ludwig von Friedeburg für seine Untersuchung „Betriebsklima“ interviewt worden sind. Bei ihm ging es u.a. um das Verhältnis von Eingesessenen zu zugewanderten Flüchtlingsarbeitern. Von den geäußerten erheblichen Spannungen fanden wir allerdings während der Wochen unserer teilnehmenden Beobachtung kaum Belege. Wohl höchstens Beispiele dafür, daß von den befragten Arbeitern offensichtlich erzählt wurde, was sie meinten, daß die jungen Leute aus Frankfurt zu hören wünschten.¹⁸ Es war die Zeit der Pioniere wie Otto Neuloh, Theo Pirker, Hans Paul Bahrtdt und Heinrich Popitz; Burhart Lutz nicht zu vergessen.

17 Ebenda, S. IX.

18 Atteslander, P., *Konflikt und Kooperation im Industriebetrieb*. Köln, 1957, insbes. S. 75ff. und S. 175ff.

Es war auch eine Zeit unüberhörbarer Spannungen zwischen Schelsky, den Frankfurtern Adorno und Horkheimer und König mit-tendrin. Zeugnis unüberbrückbarer Gegensätze, vermeintlichen oder wahren, sind mittlerweile in den Autobiographien Königs und Schelskys nachzulesen. Insbesondere der Streit darüber, ob die Soziologie durch die Nationalsozialisten ausgelöscht worden sei, oder ob sie, wenn auch in Nischen, doch überlebte, bewegte die Gemüter erst in den späten 80er Jahren. So sind die Essays von Lepsius und König zu erwähnen¹⁹ oder auch die Analysen von Erwin K. Scheuch.²⁰

Als ich in Köln arbeitete, wurde die empirische Forschung als amerikanischer Import ebenso mit Mißtrauen beäugt, gleichzeitig mit hoher Erwartung, ein Instrumentarium wohlfeiler gesellschaftlicher Analyse zu erhalten, belegt.²¹ Ich spreche von einer Zeit, von der selbst Adorno sagte, daß der Fortschritt der Soziologie gleichbedeutend sei mit dem Fortschritt der empirischen Sozialforschung. Seine kritische Abrechnung mit den vermeintlichen Fliegenbeinzählern veröffentlichte er erst 1957.²² Während meines Aufenthaltes in Köln erlebte ich – da nebenbei für den NWDR und den Schweizerischen Rundfunk tätig oft in Bonn anwesend – ein Stück Adenauer-Deutschlands: Wirtschaftswunder, Restauration, aber auch Aufbruch. Provinzialismus neben offener selbstbewußter werdenden weltoffenen Intellektuellen. Die Nachtprogramme deutscher Sender standen uns offen, auch das Feuilleton überregionaler Zeitungen.

Die ersten demoskopischen Wettrennen erbrachten die ersten Schlagzeilen in den Boulevardblättern. Markt- und Meinungsforschung wurde zum Geschäft und nicht wenige, die nunmehr ordentlich ausgebildet an den wenigen universitären Arbeitsstellen nicht unterkamen, wurden erfolgreiche Geschäftsleute. In dieser Zeit nahmen

19 Siehe König, R., *Soziologie in Deutschland, Begründer, Verächter, Verfechter*. München, 1987, S. 13ff.

20 Scheuch, E.K., *Von der deutschen Soziologie zur Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 1/1990, 15. Jg., S. 30ff.

21 Einiges davon ist in den Rückblicken im Sonderheft der Sozialen Welt zum 40jährigen Jubiläum ihres Bestehens nachzulesen: *Soziale Welt*, 1989, Heft 1/2. Über Soziologie – Jubiläumsheft zum 40. Jahrgang. Ebenfalls 40 Jahre nach der sog. Weinheimer Konferenz erinnerten sich Noelle-Neumann, E.: *Die Entwicklung der empirischen Sozialforschung in Deutschland – Bericht einer Zeitzeugin*. In: D. Jaufmann, E. Kistler, K. Meier, K.-H. Strech (Hg.), *Empirische Sozialforschung im vereinten Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Frankfurt, New York, 1992, S. 47ff. wie ihr seinerzeitiger, wenn auch recht kurzfristiger, Mitarbeiter v. Friedeburg, L.: *Empirische Sozialforschung am Anfang der Bundesrepublik und die Verkehrung ihres demokratischen Potentials*, ebenda, S. 37ff.

22 Adorno, Th.W., *Soziologie und empirische Forschung*. In: E. Topitsch. (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln, 1968, S. 511-525.

wohl das erste halbe Dutzend Befragungsinstitute von Nord bis Süd ihre Arbeit auf. Die Szene war überschaubar, man kannte sich und die „Second Generation“ beteiligte sich im Grunde kaum an den Fehden der Großen. So war ich, freilich heimlich, gelegentlich in Frankfurt und saß in Seminarien von Adorno. Schelsky lernte ich sehr viel später kennen.

Damals war Soziologie in Deutschland keineswegs eine deutsche Soziologie. Sie war weltbezogen, bis Mitte der 50er Jahre empirisch orientiert und von vielen wohl von der Überzeugung begleitet, in der Zeit eines rapiden Wirtschaftswachstums einer teilweise ungelentken Demokratisierung Orientierungsfunktionen übernehmen zu müssen. Die Zeit nach Ende des Zweiten Weltkrieges bis Mitte der 50er Jahre ist, so meine ich, wohl dokumentiert. Deren Analyse ist indes bis heute bruchstückhaft geblieben, die Beurteilung weitgehend kontrovers.

Vorschläge, daß man die Nachlässe der seinerzeit zerkrachten Großen nach bald 50 Jahren des Beginnes ihrer Auseinandersetzung in den neu zu bauenden Türmen der Staatsbibliothek in Frankfurt zusammenlegen sollte, die Geschichte der Nachkriegssoziologie in Deutschland mit entsprechenden DFG- oder Volkswagen-Mitteln zu fördern, halte ich für ausgesprochen sinnvoll. Die Großen jener Jahre waren wohl zerstritten, aber im Grunde doch nicht verfeindet. Die Zusammenführung der umfangreichen Nachlässe würde es erleichtern, die gesellschaftlichen Prozesse jener Zeit besser zu verstehen.

Ich wage die These, daß der Nationalsozialismus in der Tat nach seinem Zusammenbruch ein ganzes Volk in Anomie versetzte, so daß die Soziologie selbst als Versuch zu werten ist, die Anomie jener Jahre nicht nur zu analysieren, sondern dazu beizutragen, den sozialen Wandel durch ihre empirischen Befunde auch zu beeinflussen.

Wenn ich die Zeitzeugen meines Faches Adorno, Schelsky und König betrachte, so war ihre Zentralthese tatsächlich die Anomie ihrer Zeit. Freilich urteilten sie aus unterschiedlichen Perspektiven, aus unterschiedlichen Bemühungen auch der Bewältigung ihrer eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen. Im Grunde waren sie allesamt zu Fremden geworden in einer sich anbahnenden Postmodernität.

Dies sind, wie im Titel versprochen, Bruchstücke der Erinnerung und der nachträglichen Bewertung. Ich glaube, wir waren mindestens zu jener Zeit alle, die aufgerufen wurden in diesem Band zu schreiben, keine Vertreter der Soziologie als einer „freundlichen Wissenschaft“.²³ Heute gefällt es immer weniger Kollegen, sich öffentlich zu engagieren. Ich sehe mich nach wie vor dem vielleicht naiven Glauben

23 Atteslander, P., Soziologie – eine freundliche Wissenschaft? Empirische Sozialforschung zwischen Überforderung und Mißachtung. In: Soziale Welt, Jg. 40, Heft 1/2, 1989, S. 284ff.

verpflichtet, daß mein Fach nicht nur nützlich sei im Sinne der Verwertung, sondern im Sinne gesellschaftspolitischer Orientierung.

Wie sagte doch König einmal: „Orientierung will in diesem Zusammenhang heißen: Wegweisung in den Wirrnissen der schier unübersehbar gewordenen, hochkomplexen fortgeschrittenen Industriegesellschaft unserer Zeit.“²⁴ Soziologie als Wegweiser, nicht als Weg selbst, Versuch der Ortsbestimmung und Aufzeigen von Möglichkeiten, freilich unter Angabe der Beschaffenheit des Weges und möglicherweise der Dauer des Erreichens klar definierter Ziele.

24 König, R., *Soziologische Orientierungen. Vorträge und Aufsätze*. Köln, Berlin, 1965, S. 10.

M. Rainer Lepsius

Soziologie als angewandte Aufklärung

Am 8. Mai 1945, meinem 17. Geburtstag, war ich in München. Die Kapitulation der deutschen Wehrmacht hatte keine unmittelbaren Folgen. Die Stadt war schon am 30. April, dem Tag, an dem Hitler Selbstmord verübte, von der „Rainbow Division“ besetzt worden. Die Verdunkelung wurde aufgehoben, die Sperrstunden blieben. Seit Wochen hatten wir den Vormarsch der Amerikaner über BBC verfolgt, ihr Eintreffen in München erhofft. Gerüchte über die Verteidigung der „Hauptstadt der Bewegung“ ließen noch schwere Bombardierungen befürchten. Erst zwei Tage zuvor war die „Freiheitsaktion Bayern“, die eine kampflose Übergabe der Stadt erreichen wollte, durch den Gauleiter zerschlagen, ihre Anführer waren hingerichtet worden. Endlich war die „Stunde Null“ erreicht, sie zu erleben war die Voraussetzung für jede neue Hoffnung. Das alte System war zerstört. Keine „Götterdämmerung“, Trauermärsche, Fanfaren und Trommelwirbel, der amerikanische Soldatensender verbreitete die Rhythmen von Glenn Miller. Ich war proamerikanisch, bevor die „re-education“ einsetzen konnte, ich fühlte mich durch die Amerikaner befreit. Befreit wovon? Von „Schicksalsmächten“, von unkontrollierbarer Gewalt, von Nibelungenmythen, allgemeiner gesagt: von ontologisierten Kollektivitäten. „Deutschland muß leben...“, „dein Volk ist alles...“, „die Geschichte hätte ihren Sinn verloren...“, ich hatte die Beschwörungen und Verpflichtungen alle gehört, in ihnen zuweilen einen tieferen und dunklen Sinn vermutet. Der deutsche Unsinn hatte religiösen Tiefsinn. Das sollte jetzt sein Ende finden.

Suche in München

Nach dem Abitur und dem obligatorischen Aufbausemester wurde ich zum Wintersemester 1947/48 an der Universität München imma-

trikuliert. Meine Freunde studierten überwiegend Germanistik und Geschichte. Mit ihnen besuchte und diskutierte ich die Vorlesungen, die man damals auch als Fachfremder aus dem Angebot der Philosophischen Fakultät auswählte. Es war die Welt der zwanziger Jahre in ihrer konservativen und katholischen Prägung, die da nochmals erstand. Eine phänomenologische Psychologie, eine thomistische Philosophie, eine entweder positivistische oder enthusiastisch-assoziative Germanistik, Romano Guardinis universalistische Bildungsreligion, erhebend anzuhören, die skurrilen Theatergeschichten von Artur Kutscher, die rhetorisch brillanten Vorstellungen von Dostojewskij, Solowjew, Berdjajew, Tolstoj durch den einzigartigen Fedor Stepun. Beindruckt haben mich die großen vierstündigen Vorlesungen von Franz Schnabel: „Das Zeitalter Bismarcks“, „Das Zeitalter des Imperialismus“, „Das Zeitalter der Reformation“. Durch ihn wurde mein borussisches Geschichtsbild revidiert, die Verengung auf Herrschaftsgeschichte gebrochen. Schnabel war ein großer Lehrer, der Pathos vermied, mit leichter Ironie akzentuierte. Es war die „Welt von gestern“, die dargeboten wurde, manchmal glanzvoll, manchmal unterhaltend, manchmal staubig, fast immer methodisch unsauber.

Mich interessierte Funktionswissen über soziale Ordnungen mehr als Sinninterpretationen von Ideen. Dementsprechend wählte ich Volkswirtschaftslehre und Rechtswissenschaft als Studienfächer. In den formativen Jahren des neuen westdeutschen Gemeinwesens ging es um die Gestaltung der Wirtschaftsordnung und die Währungsreform, um die Integration der drei westlichen Besatzungszonen und die Verfassung für die Bundesrepublik, um die Eingliederung der Vertriebenen und um Sozialpolitik, um Lastenausgleich und Mitbestimmung. Diese Stichworte bestimmten auch meine Interessen innerhalb des Fachstudiums: Fragen der Wirtschaftsordnung, der Sozialpolitik, der Verfassungsordnung.

Die Volkswirtschaftslehre stand noch in den Traditionen der 30er Jahre. Die internationale Entwicklung wurde erst langsam rezipiert, von einer Mathematisierung der Theorie konnte noch keine Rede sein. Richtungweisend waren für mich Walter Eucken mit seinen Büchern „Nationalökonomie wozu?“ und „Grundlagen der Nationalökonomie“ aus dem Jahre 1947, Otto von Zwiédineck-Südenhorsts „Allgemeine Volkswirtschaftslehre“ von 1948, auch Joseph Schumpeters „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ aus dem Jahre 1912 und Zwiédinecks „Sozialpolitik“ aus dem Jahre 1911. 1950 veröffentlichte Andreas Paulsen eine Einführung in die Wirtschaftstheorie von J. M. Keynes, und das lag schon unmittelbar vor meinem Diplomexamen für Volkswirte im Oktober des gleichen Jahres. Die Werke von Erich Preiser und Erich Schneider habe ich erst zum Rigorosum 1955 studiert. An der Nationalökonomie fesselten mich die funktionale Betrachtungsweise und der Anspruch, über die Wirtschaftspolitik auch die Gesellschaftsordnung steuern zu können. Hinzu kam die Einsicht

in die Interdependenz und Wechselwirkung von wirtschaftlichen Entwicklungen, in die systemische Integration von individuellen Präferenzen des Handelns und in die instrumentelle Beeinflußbarkeit ökonomischen Wachstums. Das Verhältnis zwischen Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik schien mir ein Modell zu sein auch für die Bestimmung des Verhältnisses von Soziologie und Sozialpolitik, für eine gewissermaßen Keynesianische Soziologie.

Das Studium der Rechtswissenschaft habe ich nach der Währungsreform abgebrochen. Ein Doppelstudium schien damals zu lang und nicht finanzierbar. In Volkswirtschaftslehre konnte man das Hochschulstudium nach sechs Semestern abschließen. Aus dem Jurastudium sind mir haften geblieben ein Bedürfnis nach eindeutigen Definitionen, nach klarer Strukturierung komplexer Sachverhalte, nach Trennung von subjektiven und objektiven Merkmalen eines Tatbestandes und die Einsicht, daß erst die Konstruktion von Zurechnungsregeln die Wirklichkeit eines Ereignisses faßbar macht.

Mit der Zeit wurde mir klar, daß mich primär soziale Verhaltensstrukturierungen interessierten und daß es dafür eine Wissenschaft gab, die sich Soziologie nannte. Im Sommersemester 1948 belegte ich bei Alfred von Martin die Vorlesung „Einleitung in die Soziologie“. Eine Professur für Soziologie gab es nicht. Alfred von Martin erhielt 1948 nur einen Lehrauftrag als apl. Professor. Er hatte 1933 sein Amt als Direktor des Soziologischen Seminars in Göttingen aus politischem Protest freiwillig niedergelegt und lebte seither als Privatmann in München. Einen Anspruch auf Wiedereinsetzung auf eine Beamtenstelle besaß er, im Gegensatz zu denjenigen Professoren, die 1945 wegen ihrer Parteimitgliedschaft suspendiert worden waren und 1948 fast alle wieder in ihre Ämter an den Universitäten zurückkehrten, nicht. In seinen Übungen fand sich eine kleine Gruppe von soziologisch Interessierten, unter ihnen der spätere Leiter von INFRATEST Ernst und der 1955 nach Ost-Berlin übergesiedelte Dramatiker Peter Hacks. Diskutiert wurde über Ferdinand Tönnies und Max Weber, Ernst Jünger und Carl Schmitt, über Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche. Das Hauptinteresse von Martins galt den Chancen der Bewahrung einer humanistisch-liberalen Kultur. Er war ein geistesgeschichtlich überaus gebildeter Kultursoziologe, dessen „Soziologie der Renaissance“, die 1949 in zweiter Auflage erschien, mich beeindruckte. Gelegentlich bot auch der katholische Philosoph Alois Dempf „Soziologie“ an. In seinem Seminar hielt ich ein Referat über die Beziehungslehre von Leopold von Wiese. Dempf, assoziativ überbordend und anregend, pflegte zu sagen: „Die Amerikaner haben Geld, die können alles erheben, wir müssen uns mit dem Geist behelfen.“ Empirische Sozialforschung, gegenwartsbezogene Problemstellungen, moderne Analysekatégorien kamen weder bei von Martin noch bei Dempf vor.

Geschichtsphilosophisch aufgeladene Traktate und hochaggregierte Betrachtungen über die „Situation der Zeit“, etwa Karl Jaspers' „Vom Ursprung und Ziel der Geschichte“ (1949) oder Hans Freyers „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“ (1955) konnten meine Interessen nicht befriedigen.

Nach dem Ende des Nationalsozialismus waren mir alle Geschichtsphilosophien verdächtig. Was mich zur Soziologie führte, war das Bestreben, mich aus traditionellen Mustern des „deutschen Geistes“ zu befreien, die Suche nach einem kognitiven Paradigmenwechsel: von Ideen zu Interessen, von historischer zu strukturalistischer Erklärung, vom Holismus zum methodologischen Individualismus, vom Voluntarismus zur Institutionenanalyse, vom anlagetheoretischen Sozialdarwinismus zur lerntheoretischen Sozialisation. Mir lag daran, traditionelle deutsche Denkweisen, die zudem nationalsozialistisch überformt waren, zu deflationieren: Gemeinschaft und Volksgemeinschaft durch eine differenzierende Analyse der Sozialstruktur, die Delegitimierung oder Unterdrückung von Konflikten durch die Herausarbeitung von Interessen- und Klassenkonflikten, die normative Hierarchisierung von Ordnungsideen durch eine Ausdifferenzierung von prinzipiell gleichrangigen Wertspähren, die Ontologisierung von Kollektiven durch eine handlungstheoretische Orientierung und die Aussagen über die Wirklichkeit empirisch, nicht durch Postulate zu begründen. Auch wenn mir damals diese Begrifflichkeit noch nicht verfügbar war, so umschreibt sie doch mein damaliges Erkenntnisinteresse.

Autoren, die mich in dieser Orientierung bekräftigten, waren vor allem Theodor Geiger und René König. Von Theodor Geiger erschienen 1949 „Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel“, „Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft“ und 1951 „Die Legende von der Massengesellschaft“ (in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie). Hinzu kamen seine Artikel im „Handwörterbuch der Soziologie“, das Alfred Vierkandt 1931 herausgegeben hatte, und sein Buch „Die soziale Schichtung des deutschen Volkes“ von 1932. René König hatte 1949 „Soziologie heute“ und 1946 „Materialien zur Soziologie der Familie“ veröffentlicht. Diese Bücher gaben mir sowohl sozialmoralische Impulse als auch analytische Modelle.

Die Quelle für meine Literaturstudien war die Bibliothek des Amerika-Hauses in München. Über sie fand ich den Zugang zur amerikanischen soziologischen Literatur, zu Robert K. Mertons „Social Theory and Social Structure“ (1949), zu Pitirim A. Sorokins „Society, Culture, and Personality“ (1947) sowie zu zahlreichen empirischen Monographien. Die Büros der KPD boten Schriften von Marx und Engels, von Franz Mehring und Lenin an, billige Broschüren, die mir den im Nationalsozialismus verbotenen Marxismus zugänglich machten. Noch vor der Währungsreform konnte ich die 3. Auflage von „Wirtschaft und Gesellschaft“ von Max Weber kaufen sowie die beiden von

Max Graf zu Solms herausgegebenen Auswahlbände von Schriften Max Webers zur theoretischen Soziologie, zur Soziologie der Politik und Verfassung sowie zur Religionssoziologie. Langsam erschloß sich mir Weber, dessen Lektüre mein Interesse an der Soziologie begleitete und formte.

Vergewisserung in Köln und London

Nach dem Diplomexamen für Volkswirte hatte sich mein wissenschaftliches Interesse ganz der Soziologie zugewandt. Das Sommersemester 1951 verbrachte ich in Köln, von René König angezogen, der als Persönlichkeit auf mich eine große Faszination ausübte, aus der sich eine engere und später freundschaftliche Beziehung entwickelte. Königs Rat, Ermunterung und Förderung haben mich seither begleitet. Sein Verständnis der Aufgaben der Soziologie lag mir, sein Insistieren auf empirischer Erforschung der Gegenwartsgesellschaften, seine Polemik gegen die Ideologen von rechts und links und den „deutschen Geist“, sein Eintreten für eine vorurteilslose Dekomposition von tradierten Annahmen und ethnozentrischen „Selbstverständlichkeiten“, kurz: seine Auffassung von Soziologie als angewandter Aufklärung. König, 1937 in die Schweiz emigriert, hatte sich aus der deutschen Enge und Selbstbezogenheit befreit¹, vermittelte den modernen Stand der westlichen Soziologie und lenkte die Aufmerksamkeit auf Methoden der empirischen Sozialforschung.

In Köln nahm ich auch an einem kultursoziologischen Kolloquium teil, das Alfred Müller-Armack für einen kleinen Kreis in seinem Dienstzimmer abhielt. Es war eine Art Lektürekurs über Webers „Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus“, ein Werk, das ich damals unter seiner Anleitung zum ersten Mal las. Müller-Armack hatte in seiner „Genealogie der Wirtschaftstile“ (1941), an Weber anknüpfend, die Bedeutung von Weltanschauungen für die Entwicklung der Wirtschaftsordnungen herausgearbeitet. Im Programm der „sozialen Marktwirtschaft“, einem Begriff, der ihm zugeschrieben wird, wollte er die Weltanschauungen des Katholizismus, des Protestantismus, des Sozialismus und des Liberalismus zu einer „sozialen Irenik“ verbinden.

Leopold von Wiese, im 75. Lebensjahr zwar emeritiert, aber noch immer Direktor des Forschungsinstituts und Herausgeber der „Kölner Zeitschrift für Soziologie“, war eher menschlich anrührend als wissen-

1 Vgl. René König, *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*, München 1980, insbes. Kap. IV, sowie ders., *Zur Soziologie der zwanziger Jahre*, in: *Studien zur Soziologie*, Frankfurt 1971, S. 9-37.

schaftlich interessierend. Ich besuchte sein Seminar, in dem unter Bezugnahme auf J.L. Moreno Rollenspiele geübt werden sollten. Der Koreakrieg war in einen Stellungskrieg übergegangen, Waffenstillstandsverhandlungen hatten begonnen, und General MacArthur, der den Krieg mit Atomwaffen gegen China ausweiten wollte, war abgesetzt worden. Wir inszenierten ein dilettantisches Rührstück: Auf dem Rückflug in die USA saßen MacArthur, ein protestantischer Pfarrer, ein verwundeter Amerikaner und eine Krankenschwester im Flugzeug. Wir imaginierten ihre Rollen oder besser Klischees. Ich war der Soldat und hatte das Vergnügen, mich an die hübsche Krankenschwester anlehnen zu dürfen. Das Ganze konnte nur ins Kabarettistische abgleiten, mit Soziologie hatte das nichts zu tun.

Erinnert sei auch an Gerhard Weisser, Professor für Sozialpolitik, ein ethischer Sozialist mit einer normative Urteile begründen wollenen Wissenschaftstheorie. Er propagierte die Gründung neuer Städte „auf der grünen Wiese“. Nach seinen Vorstellungen sollten in allen Bundesländern „Hans-Böckler-Städte“ in unentgeltlicher Selbsthilfe der Siedler entstehen. Aus der Mitarbeit an diesem Projekt ergaben sich für mich bei Besuchen von Ministerien in Bonn Eindrücke von der Improvisation und Gestaltungsoffenheit der im Aufbau befindlichen Bundesrepublik. Weissers Vorstellungen schienen mir ökonomisch unplausibel. Die in den zerstörten Städten noch vorhandene Infrastruktur sprach für deren Wiederaufbau, nicht für Neugründungen. In diesem Zusammenhang plante ich eine Dissertation über den Wiederaufbau kriegszerstörter Städte, las die damals verfügbare Literatur zur Stadtsoziologie und fuhr nach Holland, um mich über die Planungen in Rotterdam zu informieren. Das Semester in Köln brachte viele Anregungen, Besuche in Betrieben des Ruhrgebietes und der Bonner Bürokratie, Eindrücke, die in München nicht zu haben waren.

Im Herbst 1951 fuhr ich nach England, zunächst nur, um mich bei einem kurzen Besuch über den Wiederaufbau englischer Städte zu informieren. Durch glückliche Umstände erhielt ich eine Stelle als Vertreter des plötzlich erkrankten deutschen Lektors am King's College in London. Ich mußte Konversationskurse in deutsch abhalten und dabei auch über Deutschland diskutieren. In diese Zeit fiel der erste Besuch Konrad Adenauers in Großbritannien, der große Aufmerksamkeit fand. Die Gründung der Bundesrepublik lag zwei Jahre zurück, das Kriegsende sechs, und doch empfand ich keine Diskriminierung. Natürlich fühlte man sich beobachtet und wurde ja auch taxiert nach militaristischen und nazistischen Eigenschaften. Bestand man die Prüfung, wurde man akzeptiert, erfuhr Unterstützung, zumindest aber britische Höflichkeit. London war noch die Metropole des Commonwealth, Ausländer jeder Art gab es in großer Zahl, alle waren „overseas people“.

Der stellvertretende Direktor der Bibliothek der London School of Economics, Eduard Rosenbaum, ein deutscher Emigrant aus Ham-

burg und Wirtschaftshistoriker, gab mir die Erlaubnis, die hervorragende Bibliothek zu benutzen. Auch konnte ich als Gast Vorlesungen besuchen. Rasch fühlte ich mich in der LSE heimisch und verbrachte viele Abendstunden im Lesesaal. Hier hatte man in „open shelves“ Zugang zur Soziologie der angelsächsischen Welt. Nie habe ich lieber in einer Bibliothek gearbeitet als hier, in einer Nische mit Blick auf eine Druckerei, in der nachts gearbeitet wurde. Ich las unter anderem T. H. Marshalls Buch „Citizenship and Social Class“, das gerade herausgekommen war und mich tief beeindruckte, auch Karl Mannheims „Freedom, Power, and Democratic Planning“ (1950) und seine „Diagnosis of Our Time“ (1943). Die Vorlesungen von Morris Ginsberg und McRea, die über die Geschichte der Sozialwissenschaften sprachen, interessierten mich nicht besonders. London selbst war faszinierender als die Lehrbücher der Zeit, die ich damals erwarb.² Aus dem Nachkriegsdeutschland kommend, übte London eine große Faszination auf mich aus: das Fremde war Belehrung, der ganzen Welt begegnete man auf dem Bürgersteig, die Zivilität präsentierte sich als Lebensform. England öffnete mir die Augen für die westliche Zivilisation, für ein Leben in bürgerlicher Freiheit ohne deutsches „Verhängnis“.

Industriesoziologische Studien

1952 lebte ich wieder in München, dort, wo ich meinen Ausflug in die moderne Soziologie begonnen hatte. Es war nicht eigentlich das Milieu, das ich suchte, doch bot sich dort die Chance, weiterhin wissenschaftlich tätig zu sein. Friedrich Lütge bot mir eine Assistentenstelle an, und ich verwaltete das Seminar für Wirtschaftsgeschichte ziemlich selbständig, da Lütge auch dem Volkswirtschaftlichen Institut vorstand und als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates beim Bundeswohnungsbauministerium häufig nach Bonn fuhr. Bei ihm habe ich die Formen der deutschen Grundherrschaft, die Geschichte der Fugger, der Hanse, der Ostkolonisation und Bismarcks Sozialpolitik gelernt; schon früher hatte ich bei ihm ein Referat über Luther und den Bauernkrieg gehalten. Nur ungern wandte er sich der modernen Wirtschaftsgeschichte zu, wozu mein am Volkswirtschaftlichen Institut tätiger Assistentenkollege Knut Borchardt und ich ihn gelegentlich überredeten. Einmal gelang es sogar, ein Seminar zur wirtschaftlichen Entwicklung Japans auf die Agenda zu setzen, das wir beide im we-

2 William F. Ogburn and Meyer F. Nimkoff, *A Handbook of Sociology*, London 1947; Georges Gurvitch and Wilbert E. Moore (eds.), *Twentieth Century Sociology*, New York 1945; R. M. MacIver and Charles H. Page, *Society*, London 1950.

sentlichen selbst bestritten. Durch diese Tätigkeit am Seminar für Wirtschaftsgeschichte wurden zwar meine historischen Kenntnisse erweitert, nicht aber meine soziologischen.

Neben der Assistententätigkeit beauftragte mich Friedrich Lütge, als Vorstandsmitglied eines außeruniversitären Instituts für Sozialpolitik und Arbeitsrecht, eine Studie über die soziale Stellung des Meisters im Industriebetrieb durchzuführen.³ So brachte mich ein Zufall zur Industrie- und Betriebssoziologie. Ich mußte mich in die deutsche und amerikanische Literatur einarbeiten und war bald mit dem Stand der amerikanischen Betriebs- und Industriesoziologie vertraut. Die Position des Meisters zwischen den gegensätzlichen Verhaltenserwartungen der Arbeiter und des Managements, die Wahrnehmung von Rollenkonflikten bei den Meistern und ihre Strategien, diese Konflikte zu überbrücken, schienen mir interessante Fragen. Über 100 Industriemeister in zehn Betrieben verschiedener Branchen wurden befragt. Aus der Feldarbeit gewann ich Interviewererfahrung, soziale Kontaktfähigkeit sowie betriebliche und produktionstechnische Kenntnisse.

Ich lernte andere, in München tätige Industriesoziologen kennen, Theo Pirker, Burkart Lutz und Friedrich Weltz, und kam in den Fachausschuß für Industriesoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Dieser Fachausschuß – so hieß damals, was man heute Sektion nennt – umfaßte fast alle „Nachwuchssoziologen“ der Zeit: Popitz und Bahrtdt, Friedeburg und Teschner, Dahrendorf und Mangold, Pirker und Lutz, andere traten gelegentlich hinzu, so Helge Pross, Friedrich Fürstenberg und Heinz Kluth. Der Kreis kam regelmäßig im Institut für Sozialforschung in Frankfurt zusammen, hatte aber keine Prägung durch eine „Schule“ und war „ordinarienfrei“, selbstorganisiert und selbstbestimmt. Seine Mitglieder, die erstmals 1959 auf dem Soziologentag in Berlin auftraten, galten als die „Jungtürken“, die bald in die neuen Professuren einrückten: Dahrendorf 1958, Popitz und Bahrtdt 1959. Zunächst über die großen Studien in der Montanindustrie zusammengeführt, weitete der Kreis seine Themen auf Strukturprobleme der Industriegesellschaft und theoretische Fragestellungen aus. Da ich keiner der damaligen „Schulen“ angehörte, gewann ich über diese Zusammenkünfte überregionale persönliche Kontakte und neue Anregungen. Meine unmittelbare Beschäftigung mit der Industriesoziologie wurde in den Jahren 1957 bis 1959 nochmals intensiviert durch die Mitarbeit an einem Projekt der List-Gesellschaft über Probleme der damals viel diskutierten Automation und durch einen Auftrag des Rationalisierungs-Kuratoriums der Deutschen Wirtschaft,

3 M. Rainer Lepsius, *Die soziale Stellung des Meisters im Industriebetrieb. Ergebnisse einer Befragung von Industriemeistern*, München 1954.

den Stand der industriesoziologischen Forschung darzustellen.⁴ Industrie- und Betriebssoziologie, anwendungsorientierte Forschung zu komplexen Fragen der Organisation und Technik der Industriearbeit fand ich zwar interessant, aber soziologisch amorph, da sie sich dem Zugriff einer theoretisch-homogenisierten Fragestellung leicht entzogen.

New York: Professionelle Schulung und das verlorene Erbe der Weimarer Demokratie

Die Rezeption des Strukturfunktionalismus bestimmte zunehmend meine theoretische Orientierung. Im August 1954 besuchte ich das „Salzburg Seminar in American Studies“ in Schloß Leopoldskron. Das Thema war „Topics in Sociological Theory“, und Talcott Parsons war der Dozent. Vier Wochen lang wurde sein 1951 erschienenes Buch „The Social System“ durchgenommen. Die Lektüre fiel mir nicht leicht, die Terminologie war sperrig, doch beeindruckte mich die theoretisch explizite und systematisch geschlossene Soziologie, die Parsons anbot. Das war ein großer Sprung im Vergleich zu dem in Deutschland herrschenden Eklektizismus. Arnold Gehlen und Helmut Schelsky hatten in der von ihnen herausgegebenen „Soziologie“ auf eine theoretische Einführung völlig verzichtet und glaubten, ein „Lehrbuch der Soziologie“ als Sammlung von ausgewählten speziellen Soziologien präsentieren zu können.⁵ Ohne systematische Rezeption der modernen amerikanischen Soziologie konnte man kein Soziologe werden. Ich bewarb mich um ein Fulbright-Stipendium und wählte die Columbia University in New York als Studienort. Ich gab Merton den Vorzug vor Parsons, den „Theorien mittlerer Reichweite“ vor dem hochaggregierten AGIL-Schema. Vielleicht war es auch die Erfahrung des Nationalsozialismus, die einen instinktiven Vorbehalt gegen die auf systemische und konsensuale Integration zielende Soziologie Parsons' bewirkte. Ralf Dahrendorf hat einen großen Teil auch meiner damaligen Bedenken in einem

4 M. Rainer Lepsius, *Elektrotechnische Industrie*, in: Harry W. Zimmermann (Hg.), *Aspekte der Automation*, Tübingen 1960; M. Rainer Lepsius, *Strukturen und Wandlungen im Industriebetrieb*. Industriesoziologische Forschung in Deutschland, München 1960.

5 In der Vorbemerkung rechtfertigen sie dies mit den bezeichnenden Worten: „Der jetzt vorhandene Entwicklungszustand unserer Wissenschaft begründet es, wenn auf eine vorläufige Systematik verzichtet wurde, oder auf das, was sich Theorie nennen könnte.“ Arnold Gehlen, Helmut Schelsky (Hg.), *Soziologie. Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde*, Düsseldorf 1955, S. 9.

Aufsatz zur Sprache gebracht, der zum ersten Mal das System Parsons' in deutsch kritisch vorstellte.⁶

Mein „student advisor“ war Paul Lazarsfeld. Er war ein genialer, aber sprunghafter Lehrer, der quantitative Analyseverfahren mit einer überraschenden soziologischen Imagination verbinden konnte. Man mußte die „Sprache der Sozialforschung“⁷ schon beherrschen, um ihn zu verstehen. Robert Merton war ein luzider Lehrer. Mit größter Präzision entwickelte er brillant seine theoretisch expliziten Analysen sozialen Verhaltens. Ich arbeitete auch im berühmten „Bureau of Applied Social Research“ als Kodierer und an der Hollerith-Maschine. Das Department war theoretisch anspruchsvoll und innovativ, empirisch anwendungsbezogen und thematisch arbeitsteilig ausdifferenziert. Dieses Department diente mir seither als Modell für ein modernes Universitätsinstitut für Soziologie. Die Zeit an der Columbia University war eine gute Lehrzeit, erstmals eine „professionelle“ Schulung.

Im New York der fünfziger Jahre war das intellektuelle Milieu der deutschen Emigranten lebendig. Sie repräsentierten die vom Nationalsozialismus zerstörte geistige und politische Minderheitskultur der zwanziger Jahre und vermittelten mich in eine Welt, die nicht kompromittiert worden war. Wenn man durch sie angenommen wurde, konnte man auch nach 1945 als Deutscher leben – so empfand ich das damals. Und die deutschen Emigranten haben mich mit einer Offenheit aufgenommen, die ich weder erwarten noch beanspruchen konnte. Ich bin damals und später von vielen gefördert worden. Arvid Brodersen, ein Freund von René König und Professor für Soziologie, führte mich an der New School for Social Research ein. Nach dem Tod von Otto Braun am 14.12.1955 fand in deren Räumen eine Gedenkfeier statt, bei der ehemalige Mitsstreiter des preußischen Ministerpräsidenten aus den Jahren von 1920 bis 1932 sprachen: der Regierungspräsident von Oberschlesien Hans Simons, der Staatssekretär Hans Staudinger, der Ministerialdirektor im preußischen Staatsministerium Arnold Brecht, nun alle Professoren der New School. Sie sprachen – teils auf deutsch, teils auf englisch mit starkem Akzent – mit einer Eindringlichkeit und Verehrung, die mich glauben machten, ich hätte den sogenannten Preußenschlag von 1932, die Absetzung der Regierung Braun durch den Reichskanzler von Papen, selbst erlebt. Wehmut beherrschte die Stimmung angesichts der verlorenen Chancen, doch auch die Gewißheit, auf der richtigen Seite gekämpft zu haben. Ich lernte Albert Salomon kennen, leidend und pessimistisch, von dem ich

6 Ralf Dahrendorf, *Struktur und Funktion*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 7. Jg., 1955.

7 Vgl. Paul F. Lazarsfeld und Morris Rosenberg (Hg.); *The Language of Social Research. A Reader in the Methodology of Social Research*, Glencoe 1955.

später ein Buch ins Deutsche übersetzte⁸; ich erinnere Heinz Pächter, einen sozialdemokratischen Journalisten, der nach dem Kriege eine wichtige Funktion bei der Wiederanknüpfung deutsch-amerikanischer Beziehungen ausübte, und das Ehepaar Bermann-Fischer, das den Fischer Verlag über die Nazizeit hinweg erhalten hatte und nun in Frankfurt wieder aufbaute. Professionell wurde ich an der Columbia University sozialisiert, historisch-politisch von den deutschen Emigranten beeindruckt. Meine Dankbarkeit ihnen gegenüber habe ich später zum Ausdruck zu bringen versucht.⁹

Mein Stipendium lief ab, und ich hatte eine Entscheidung zu treffen: Sollte ich in Amerika bleiben oder nach Deutschland zurückkehren? Reinhard Bendix hatte mir in Berkeley die Stelle eines „research assistant“ angeboten, in Deutschland erwartete mich keine Anschluß-tätigkeit. Ich entschloß mich zurückzukehren und keine akademische Karriere in den USA anzustreben im wesentlichen aus dem Gefühl heraus, mich an der Festigung der neuen politischen, sozialen und kulturellen Ordnung in der Bundesrepublik beteiligen zu sollen. Auch glaubte ich, in Amerika als Ausländer nie legitim das Land kritisieren zu können, in Deutschland konnte mir dies nicht bestritten werden. Auch war ich mir nicht sicher, ob ich überhaupt die Laufbahn eines akademischen Soziologen einschlagen wollte. Mir schien, der akademischen Ausbildung hätte ich genug, eine gestaltende Tätigkeit wäre erstrebenswerter.

Entscheidung für die akademische Soziologie

Nach Deutschland zurückgekehrt, bewarb ich mich beim Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. Mein altes Interesse an einer soziologisch orientierten und analysierten Sozialpolitik leitete mich. Mit einer Dissertation zu dieser Thematik hatte ich 1955 promoviert. Das Arbeitsministerium stellte zu dieser Zeit niemanden ein. Ich bewarb mich bei anderen nationalen und internationalen Behörden und erhielt schließlich ein Angebot vom Internationalen Flüchtlingskommissariat in Genf. Das war zwar nicht das, was ich mir wünschte, doch war es ein attraktiver Einstieg.

Kurz bevor ich dort zusagte, wurde mir durch Vermittlung von Alfred von Martin im Juli 1957 eine Assistentenstelle an der Universität München angeboten. Es handelte sich um eine Stelle aus einem

8 Albert Salomon, *Fortschritt als Schicksal und Verhängnis*, Stuttgart 1957.

9 M. Rainer Lepsius, *Die sozialwissenschaftliche Emigration und ihre Folgen*, in: *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918 bis 1945*, Sonderheft 23 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1981, S. 461-500.

Sonderfonds für vertriebene Wissenschaftler. Ein solcher war ich zwar nicht, aber offenbar konnten die Mittel auch anderweitig verwendet werden. Der Wiedereintritt in die Universität hatte nur dann einen Sinn, wenn ich mich habilitieren würde, ohne damals eine klare Berufskarriere erwarten zu können. Die Stelle wurde dem neugegründeten Institut für Soziologie zugeordnet, dessen Direktor noch nicht ernannt war. Emerich Francis war höchst erstaunt, als er bei seinem Dienstantritt im Oktober 1957 bereits einen Assistenten vorfand, den er nicht ausgewählt hatte. Immerhin hatte er nun eine Stelle mehr als in seinen Berufungszusagen vorgesehen. Es begann eine arbeitsreiche Zeit, der Aufbau des Instituts für Soziologie in München zusammen mit meinem damaligen Kollegen Heiner Treinen unter einem nicht einfachen Chef.

Emerich Francis war nach dem „Anschluß“ 1939 aus Österreich ausgewandert, war in Kanada und den USA zum Soziologen geworden und mit den Verhältnissen im Deutschland von 1957 nicht vertraut. Seine Forschungsinteressen richteten sich auf ethnische Minderheiten und nationalstaatliche Ordnungsvorstellungen, Gebiete, die damals kein breiteres Interesse fanden. Die Bundesrepublik hatte zwar Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen, aber keine „ethnischen“ Minderheiten, und der Nationalstaat galt durch die Teilung als historisches Phänomen. Francis beherrschte die moderne amerikanische Soziologie und verband den Strukturfunktionalismus mit an Weber orientierten Interessen. Insoweit hatte ich mit ihm keinen Dissens und verdanke ihm wichtige Anregungen für meine späteren Arbeiten zum Nationalismus.

Die Arbeit an der Habilitationsschrift wurde unterbrochen durch einen vom Dekan der Staatswirtschaftlichen Fakultät in München angesonnenen Auftrag, eine Denkschrift über die Lage der Soziologie und Politischen Wissenschaft für die Deutsche Forschungsgemeinschaft zu verfassen.¹⁰ Ich mußte mich mit wissenschaftsorganisatorischen Fragen beschäftigen, die mich auch später immer wieder einholten. 1962 war die Habilitationsschrift fertig. Sie behandelte kritisch die strukturfunktionale Theorie der sozialen Schichtung und versuchte, in Anknüpfung an Max Weber, eine darüber hinausweisende Konzeptualisierung.¹¹ Der Fakultätsvortrag behandelte eine Analyse des Immobilismus in Süditalien, gewissermaßen im Kontrast zu den Modernisierungstheorien der damaligen Zeit. Die Antrittsvorlesung, die innerhalb des Verfahrens in einem Abstand von drei Wochen zu halten war, versuchte eine theoretische Strukturierung der sozialen Funktion

10 M. Rainer Lepsius, Denkschrift zur Lage der Soziologie und der Politischen Wissenschaft, Wiesbaden 1961.

11 Leider habe ich die Habilitationsschrift nicht veröffentlicht; ich wollte sie seinerzeit noch erweitern, wozu ich dann nicht gekommen bin.

der Kritik.¹² Das war meine Reaktion auf die sogenannte Spiegel-Affäre, die die politische Kultur der jungen Bundesrepublik erschütterte. Im Sommersemester 1963 war ich Privatdozent für Soziologie in München und zum Wintersemester wurde ich Professor an der Wirtschaftshochschule Mannheim.

Soziologie als Beruf

Wie wurde man nach 1945 zum Soziologen? Das war die Frage, auf die dieser Essay eine Antwort zu geben versucht. Aus einer Motivation entstand ein Erkenntnisinteresse und aus diesem die Suche nach Kategorien, Theoremen und Methoden, um Fragestellungen zu entwickeln und diese bearbeiten zu können. Meine Motivation gründete in der Überzeugung, durch Aufklärung kulturellen, politischen und sozialen Entwicklungen wehren zu können, die im nationalsozialistischen Regime ihren irrationalen und inhumanen Charakter offen gezeigt hatten. Mein Erkenntnisinteresse richtete sich auf die Analyse der Funktionsweisen von – mit den Worten Max Webers – „gesellschaftlichen Ordnungen und Mächten“, nicht auf geschichtsphilosophische Deutungen, nicht auf transzendente Metaphern wie „Verhängnis“ und „Dämonie des Bösen“, auch nicht auf moralische Kategorien von Schuld und Versagen. Mich interessierten strukturelle Analysen, Funktionszusammenhänge zwischen sozialen Institutionen und Verhaltensstrukturierungen und die Definition von Ereignissen durch Ordnungsvorstellungen. Soziologie war damals keine „Disziplin“, sondern ein Konglomerat von untereinander wenig vermittelten „Angeboten“. Aus diesen traf ich eine Auswahl, durch die ich dann zu einem mit Typologien arbeitenden Makrosoziologen wurde. Meine volkswirtschaftlichen, historischen und juristischen Studien haben bei diesen Selektionen von „Paradigmen“ eine Rolle gespielt, aber im Grunde war doch eine sozialmoralische Motivation ausschlaggebend, die ich mit vielen anderen aus meiner Generation teile. Soziologie sollte eine Problemstellung und eine Methode sein zur – wie René König es formulierte – „Selbstdomestikation des Menschen“, zur kognitiven Hygiene gegen die Selbsttäuschung des Menschen über sich selbst.

12 Beide wieder abgedruckt in: M. Rainer Lepsius, *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990.

Erwin K. Scheuch

Es mußte nicht Soziologie sein,
aber es war besser so

1. Die Vorgeschichte

Nach meiner Sozillage beim Aufwachsen ist es nicht verwunderlich, daß ich Soziologe wurde. Bemerkenswert ist dann um so mehr, daß der eigentliche Weg hin zur Soziologie über zwölf Jahre erforderte und nicht nur durch eigene Entscheidungen, sondern auch durch mancherlei Zeitumstände und Zufälle bestimmt wurde. Es hätte auch anders kommen können.

Ich wuchs auf in der Stadt Köln mit Eltern, die in großer Armut lebten. Vater und Mutter kamen aus Familienverbänden eines saturierten Bürgertums bis hin zu lokalen Honoratioren des Großbürgertums. Die Milieus waren landwirtschaftliche Güter im Westerwald sowie Weinbau und Hotellerie am Mittelrhein. Beide Eltern hatten einen rapiden sozialen Abstieg erlitten – im Fall der Mutter durch Verstoßung vom elterlichen Hof, im Fall des Vaters durch eine verkorkste Berufslaufbahn. Und von beiden nahm ich als Botschaft mit, daß ich mindestens den sozialen Wiederaufstieg zu schaffen hätte.

Mit meiner Geburt wurde mein Vater arbeitslos und blieb es bis in den Krieg hinein. Als Buchhalter mit wohl mäßigen Qualifikationen hätte er dennoch Beschäftigung im öffentlichen Dienst finden können, wäre er in die NSDAP eingetreten. Eine Reihe seiner Freunde tat dies und drang auch auf den Vater ein, doch nicht so dumm zu sein, wegen privater Abneigung gegen das NS-Regime auf Vorteile zu verzichten. So erlebte ich den alltäglichen Parteigenossen als einen Opportunisten, der mit den Starken heulte.

Und noch ein zweites Bild des NS-Regimes prägte sich ein: Beide Elternteile sahen in den aktiven Parteigenossen die NS-Partei, wie sie sich zunächst nach 1923 der Öffentlichkeit zeigte: eine wilde Mischung von Totschlägern, Asozialen und spinnerten Idealisten. Während der ganzen NS-Zeit haben die Eltern eine solche Partei für das Regime genommen und dessen Kraft unterschätzt.

Mein persönliches Erleben dieses Regimes wurde dann noch durch ein drittes Erlebnis geprägt: die Reichskristallnacht und die Ju-

densterne. Da wurden von wohlorganisierten Schlägerbanden der SA Geschäfte zertrümmert, in denen wir alltäglich einkauften. Rabauken hinderten uns am Betreten jüdischer Läden, und ich selbst konnte nicht fassen, daß Menschen gezwungen wurden, mit einem Judenstern herumzulaufen. Der Rassismus der offiziellen Propaganda war uns noch abstoßender als der Nationalismus; und beides haben wir nicht verstehen können. Damit durchlebte ich die NS-Zeit mit größter Distanz zum politischen System und mit ziemlichem Unverständnis für die Möglichkeit seiner Existenz. Eine vorbehaltlose Identifizierung mit einer politischen Ordnung habe ich dann nie zustande gebracht, obwohl ich das System der Bundesrepublik mit Nachdruck gegen Versuche zu seiner Demontage verteidigt habe.

Distanz zur Gesellschaft wurde durch das Aufwachsen in einem großbürgerlichen Miethaus gefördert. Nach verschiedenen unerfreulichen Wohnenerlebnissen war es den Eltern möglich, eine Mansarde in einem repräsentativen Gebäude zu mieten, das an einer Kölner Prachtstraße lag. Der einzige überzeugte Nazi in dem von zehn Parteien bewohnten Haus war der Hausmeister. Es gab dann noch einen sehr konservativen Berufssoldaten und einen Opportunisten, der durch den Handel mit Posamenten bei den auf solchen Kleidungszierrat versessenen Parteigliederungen reich wurde. Alle anderen hatten sich in ihre bürgerlich-gebildeten Privatwelten zurückgezogen. Über die Kinder dieser Familien erhielt ich Zugang zu der Infrastruktur für Bildung: Musikinstrumente, teures Spielzeug und vor allem Bücher und Bücher.

Zwei Umstände bewirkten, daß ich zum großen Teil in einem Milieu lebte, das deutlich über unseren eigenen armseligen finanziellen Möglichkeiten lag: Ich war ein guter Sportler, und ich hatte Spitzenerfolge in der Schule. Da zählte dann die eigene soziale Lage nicht mehr, und die anderen Eltern freuten sich, daß ihre Kinder die Zeit mit einem Spielgefährten verbrachten, von dem sie sich Vorteile in der Schule ausrechnen durften. Soziale Schichtung war etwas beim Aufwachsen ganz Augenfälliges, aber nicht etwas, was mit Antagonismen verbunden war: Soziale Ungleichheit wurde von mir erlebt als Aufforderung zum Aufstieg.

Selbstverständlich konnten die Eltern kein Schulgeld bezahlen oder aus eigenen Einkünften Lernmittel kaufen; öfters reichte es ja nicht einmal für einfachstes Essen und die Heizung eines Zimmers. Solange ich aber einer der besten Schüler war, gab es schon damals eine ausreichende Förderung durch Verzicht auf Schulgeld und durch Stipendien. Ein entsprechendes Lebensgefühl muß natürlich nicht zur Soziologie führen, sondern kann auch zum Brotstudium ermutigen – wie Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre oder Jura. Und das waren auch die Fächer, auf die ich frühzeitig durch meine Eltern und durch eigene Anschauung im Milieu verwiesen wurde.

Wir hatten immer wieder Schwierigkeiten mit der Partei. Meine Eltern verhinderten meist, daß ich in den NS-Jugendorganisationen der Pflicht zur Anwesenheit nachkam. Verschiedentlich hatten wir Besuch der Gestapo, die uns einprägte, man sei auf uns aufmerksam. Besonders beeindruckt hat mich ein Besuch von Polizisten 1940, die meinen Vater zum Verhör abholen wollten, nach einem hysterischen Anfall meiner Mutter aber das Weite suchten. Gegen irrationale Ausbrüche erwiesen sich Vertreter einer Institution hilflos, die bei Verhalten in den Grenzen der Normalität Repressionen erfolgreich anwandten.

Daß der Krieg nicht gut ausgehen würde, war uns gewiß. Ich erinnere mich noch an zwei Beispiele schwarzen Humors. Im September 1939, in abendlicher Runde im Kolping-Haus, wurde als Witz erzählt: Sagt der Schäl zum Tünnies: Was machst Du nach dem Krieg? Tünnies: Eine Radtour um Deutschland. Schäl: Und was machst Du nachmittags?. Später lernte ich dann den Spruch: Kinder, genießt den Krieg, der Friede wird fürchterlich. Das machte mich dennoch nicht zu einem Bewunderer der Alliierten, die mein Köln bereits am 1. Mai 1942 mit tausend Bombern angriffen.

Den Bombenkrieg hatte ich zunächst als Abenteuer erlebt. Brände waren spektakuläre Ereignisse, man konnte sich beim Löschen hervortun, vermochte Menschen in Not behilflich zu sein. Im Alter von zwölf bis 13 Jahren hatte ich noch keinen Sinn für die tatsächlichen Gefahren. Dann wurden mit Beginn des Jahres 1942 Bombenangriffe allnächtlich und zunehmend auch alltäglich. Schulgebäude wurden zerstört, die öffentliche Versorgung brach immer wieder zusammen, und gelegentlich hatte ich bei schweren Bombenteppichen auch Todesangst. Beeindruckend war für mich, wie sehr meine Mitmenschen fähig waren, diese außeralltäglichen Jahre als eine neue Form von Alltag hinzunehmen; beachtlich war auch die Spontaneität gegenseitiger Hilfe.

Schon 1943 war die Stadt weitgehend zerstört, und wir siedelten auf das Land über. Vorübergehend war ich mit meiner Gymnasialklasse in der „Kinderlandverschickung“ ins Sudetenland gebracht worden. Hier lernte ich verbreiteten Nationalismus gegenüber „den Böhmischen“ kennen, was meine Distanz zum NS-Regime wieder aktivierte. Zwischenzeitlich gelang es meinem Vater, in einem Finanzamt Anstellung zu finden – eine Stellung, die er bis zu seinem Tode behielt. So war die Familie dann ab 1941 doch noch regulärer Teil einer bürgerlichen Gesellschaft geworden. Allerdings machten die damit einhergehenden regelmäßigen Einkünfte dann fürs Überleben weniger aus.

Vom Krankenbett mit Hepatitis wurde ich am 1. Januar 1944 zur schweren FLAK 8.8 eingezogen. Damals war ich gerade 15 1/2 Jahre alt! Drei bleibende Erfahrungen machte ich in den nächsten Monaten:

1. Zum Gemeinschaftsleben in einer großen Baracke mit Pflicht zum Blödeln und zum Skatspielen, zum Zeittotschlagen statt zum Lesen war ich ungeeignet. Ich lernte: Zwar tauge ich zur Teamarbeit bei Nähe mit Distanz gut, aber als Kumpel bin ich völlig unbegabt.
2. Die 8.8 war sicherlich ein technisch hervorragendes Gerät und auch das zugehörige Kommandogerät eine für die Zeit phantastische Einrichtung. „Kommandogeräte“ hießen der Analog-Computer, mit denen die Geschütze gerichtet wurden; denn bei einer Geschwindigkeit der angreifenden Flugzeuge von ca. 500 Kilometern in der Stunde in etwa 6,5 Kilometer Höhe bei gleichzeitigem Höhenwechsel und Kurvenfliegen war ein Zielen auf das sichtbare Objekt wie bei dem Zielen mit einem Gewehr völlig sinnlos. Nur eine Maschine konnte den Punkte errechnen, wo sich Flugzeug und Granate irgendwo im Raum treffen sollten. Diese (für ihre Zeit) Wundermaschine lieferte aber fortwährend fehlerhafte Werte, weil die Eingaben für den Analog-Kegel durch Verbessern der Fluggeräte veraltet waren. So mußte der Intelligenz der Bediener wie mir vertraut werden, aus den ungenauen Werten der Maschine besser geeignete zu extrapolieren. Ich habe damit nie Angst vor Computern gehabt und immer überlegt, was denn an Werten bei der anschließenden Rechnerei plausibel sein könnte.
3. Durch Hunger, Zerschießen der Unterkünfte, Schwächung, weil vom Krankenbett weg eingezogen, wurde ich schließlich in ein Militärhospital zur stationären Behandlung entlassen. Ich kam mit Vertrauen in einen solch qualifizierten Beruf wie Arzt in das Krankenhaus, und ich verließ es mit ziemlich entsetzter Distanz zu diesem Beruf. Die militärischen Befehlshaber des Hospitals hatten Anweisungen befolgt, daß selbst todkranke Menschen dann fronttauglich zu schreiben seien, wenn sie noch ein paar Wochen vor ihrem sicheren Zusammenbrechen für „Reich und Führer“ kämpfen könnten. Viele der Ärzte folgten dieser Aufforderung zum Töten.

Während des Jahres 1944 wurde in Luftangriffen unsere Wohnung dreimal vernichtet, wobei das zweite und dritte Mal schon nur noch statistisch Bedeutung hatten. Damals trauerte ich um meine (nicht sehr zahlreichen) verbrannten Bücher, aber von heute aus gesehen war die Zerstörung der gesamten Habe eine Hilfe zum Überleben: Wir mußten Köln verlassen und wurden für die Kölner Behörden unsichtbar. Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus gelang es durch mehrere Ortswechsel, meiner weiteren Verwendung in den Streitkräften zu entgehen. Wenn ein erkrankter Jugendlicher für den „Endsieg“ kämpfen sollte, lohne sich ein Kämpfen nicht! Wirkliche Todesgefahr bestand nur einmal noch, als wir vor unserer Unterkunft irgendwo im Lande die weiße Fahne hißten und dafür von SS-Soldaten scharf beschossen wurden.

Ab Ende 1944 begann die deutsche Gesellschaft als System zu zerfallen. Mit Kriegsende 1945 war sie reduziert auf Verwandtschaftszusammenhänge, lokale Gemeinden und Netzwerke von Bekannten. Das erwies sich zum Überleben in den jeweiligen Privatwelten als tragbar. Seither bin ich überzeugt, daß die Institutionen auf der mittleren Ebene der Gesellschaft Rückfallpositionen erlauben, wenn das Gesamtsystem blockiert ist. So muß man wohl auch jetzt einen Teil des Lebens in dem Rußland sehen, das aus der vormaligen zentralistischen Sowjetunion geworden ist.

Ein Schock waren für mich 1945 die Bilder aus den Vernichtungslagern im Osten des NS-Herrschaftsbereichs. In unserem Bekanntenkreis war über Konzentrationslager getuschelt worden, aber sie waren von Entlassenen, deren Aussagen uns über Tuschel-Ketten von Hörensagen weitergegeben wurden, als brutale Arbeitslager geschildert worden. Meine Eltern hatten mir mit Entsetzen von Prügeleien der Gestapo erzählt und von den Euthanasieprogrammen zur Vernichtung sogenannten unwürdigen Lebens. Wir glaubten den Gerüchten über Massenerschießungen im Osten. Jedes Flugblatt der Alliierten, dessen wir habhaft wurden, war eifrig gelesen und durchweg geglaubt worden. Seit 1941 konnten wir uns ein kleines Radio zum Abhören der BBC leisten; die Plakate, mit denen ein weiteres „Kopf ab“ für Hörer von „Feindsendungen“ amtlich verkündet wurde, konnten uns nicht abschrecken. Wir wußten, daß das NS-Regime verbrecherisch war und mit militärischen Mißerfolgen immer schlimmer wurde.

Durch nichts davon waren wir jedoch auf die Enthüllung vorbereitet, daß die Nazis einen Vernichtungsapparat für Menschengruppen wie Zeugen Jehovas, Zigeunern und vor allem Juden aufgebaut hatten. Über sechs Millionen kalten Blutes Ermordeter überstieg unsere Möglichkeit, einen solchen Massenmord zu verstehen. Der Schock machte es für uns gewiß, daß die Welt uns kollektiv haftbar machen werde. Entsprechend war die alliierte Besatzungspolitik zu Beginn eine (gemäßigtes) Racheregime. Dennoch fehlte mir zugleich jegliches Verständnis für die These der EKD von der Kollektivschuld des deutschen Volkes – es sei denn als Ablenkung von der Verstrickung großer Teile des evangelischen Establishments.

Wir waren wieder in einem Haus auf der gleichen (mittlerweile sehr lädierten) Prachtstraße wie früher untergekommen, dieses aber mit einer mittelständischen bis kleinbürgerlichen Bewohnerschaft. Entscheidend für den Glücksfall war der Umstand, daß ich das Dach des Hauses mit Pfannen wieder eindecken konnte. Mein Vater lebte dagegen in der Tradition deutscher Angestellter, daß ein Mensch mit weißem Kragen keine körperliche Arbeit verrichtet und auch kein handwerkliches Geschick haben darf. Daß solches Absetzen gegenüber handarbeitenden Mitmenschen töricht ist, lehrten mich die Zeitumstände. Mit Freunden glitt ich in das Schwarzmarktgeschäft als

kleiner Dealer für Nylonstrümpfe und Zigaretten, und wie bei kleinen Dealern allgemein reichte es im Schwarzmarkt, Güter fürs halbwegs erträgliche Überleben der Familie zu tauschen. So war ich dann mit etwa 17 Jahren aus Zeitumständen zum Ernährer der Familie geworden. Ohne Schwarzmarkt ging es nicht. Aber eine auf Dauer erträgliche Sozialordnung war das für mich nun auch nicht. Die Willkür und das Betrügen, die Schutzlosigkeit gegenüber der jederzeit möglichen Gewalt, die Abhängigkeit von Zufällen, all das ließ mich damals hoffen, eine bürgerliche Gesellschaft möge möglichst rasch wiedererstehen.

Bis zur Währungsreform kam aber diese bürgerliche Gesellschaft nicht rasch voran. Gewiß gab es jetzt wieder Schulen, und ich konnte in einem Sonderkurs für Kriegsteilnehmer in nur einem Jahr mit sehr gutem Ergebnis ein Abitur bestehen, das qualitativ auch nicht schlechter war als ein Abitur heute in Hessen – aber sicherlich sehr viel schlechter als das frühere Abitur deutscher Gymnasien. Es galt also, nach der Schule die Suche nach mehr Bildung fortzusetzen. Wie bei meinen späteren Kindern war ich traurig, daß mir die Schule neben nützlichen Fertigkeiten in Kulturtechniken eine umfassendere Bildung nicht geben konnte.

Die Währungsreform war für mein Verständnis von sozialem Leben eine weitere prägende Erfahrung. Von heute auf morgen verhielten sich Menschen völlig anders. Jetzt galt wieder im Wirtschaftsleben eine bürgerliche Moral; jetzt war der Schwarzmarkt etwas, was ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu meiden hatte. Es war nicht die bloße Tatsache eines Auswechselns von Verhaltensroutinen, die mich für eine sozialwissenschaftliche Sicht sensibilisierte. Vielmehr war es der Umstand, daß sowohl das Verhalten vor als auch nach der Währungsreform von den gleichen Personen mit innerlicher Überzeugung gelebt wurde. Hierzu sagt man heute in der Soziologie, daß Verhalten kontingent sei. Es war aber nicht nur der einzelne Verhaltensakt, der sich als abhängig vom jeweiligen sozialen Umfeld erwies, sondern die ganze Person. Und es war eben kein Opportunismus, der die Veränderung bewirkte, sondern die Fähigkeit, wie wir sie jetzt bei ehemaligen SED-Funktionären beobachten können. So spottete Bertolt Brecht: „Es geht auch anders, aber so geht es auch“. Oder in Umkehrung des Satzes von Luther: „Hier stehe ich, ich kann auch umgekehrt“. Sicherlich hat diese Anschauung für mich bedeutet, daß ich mir von einem Fach Psychologie keine zureichende Auskunft über menschliches Verhalten erhoffen konnte.

Noch eine bleibende Prägung ist in der Rückschau bis zu dem Wiedererstehen der bürgerlichen Gesellschaft auszumachen: eine Mischung aus Entsetzen und Furcht in mir, wenn ich Menschen begegne, deren Augen vor Idealismus leuchten. Bruchlose Überzeugungen, das Umgetriebenwerden durch Ideale, ließ Personen Handlungen als ge-

boten erscheinen, die ein nicht so Umgetriebener aus Gründen der Menschlichkeit nicht begangen hätte. Die wenigen idealistischen Nazis, denen ich in den Milieus begegnete, in denen ich lebte, waren mir gefährlicher als die viel größere Zahl der Opportunisten während der Zeit des Regimes.

Später schrieb ich nach dem Aufkommen der 68er in „Die Wieder-täufer der Wohlstandsgesellschaft“: „Diese Generation erinnert mich an die elementare Erfahrung, daß in der Moderne alle Verbrechen großen Stils von Menschen und Gruppen verübt wurden, die von sich behaupten konnten, der Inhalt ihrer Politik sei eine Weltanschauung, und die Intensität ihrer Gesinnung sei nicht anzuzweifeln. Der Gesinnungskriminelle der Politik ist der typische Brandstifter und Mörder großen Stils in diesem Jahrhundert. Selbst von Menschen mit unbezweifelbar lauterer Gesinnung, aber einer Alles-oder-nichts-Weltanschauung, kann man sich nur bekehren lassen oder ihnen widerstehen“.

2. Der Weg zur Soziologie

Auf dem Abiturzeugnis hieß es 1947, daß ich Journalist werden wollte. Eine Bewerbung zum Studium der Volkswirtschaftslehre blieb wegen Numerus Clausus zunächst erfolglos. Also lag es nahe, sich um eine journalistische Stelle zu bemühen, wobei ich unter Journalismus eine recherchierende Tätigkeit verstand, wie sie später in meisterhafter Weise von Peter von Zahn oder vom frühen Peter Scholl-Latour vorgeführt wurde. Sofort nach dem Abitur ließ ich mich in Volkshochschulkursen des damaligen Zeitungsredakteurs und späteren Intendanten der Deutschen Welle, Walter Steigner, in den praktischen Journalismus einführen.

Neben einigen Beiträgen zu Zeitungen gab es dann beim Nordwestdeutschen Rundfunk in der Kölner Redaktion „Westdeutsches Tagebuch“ Gelegenheit zur Mitarbeit. Das war einigermaßen vielversprechend, bis es zwei Nachrichten gab. Werner Höfer als Leiter der Redaktion eröffnete seinen beiden ihn hoffnungsvoll stimmenden Gehilfen Gerd Ruge und Erwin Scheuch, daß eine Festanstellung beim NWDR ein Demokratie-Training im britischen Wilton Park voraussetze; der NWDR stand ja noch unter britischer Kuratel. Und die Universität zu Köln teilte mir die Möglichkeit des Studienbeginns für Volkswirtschaftslehre mit. Gerd Ruge wählte Wilton Park; ich wählte die Universität zu Köln. Das war eine entscheidende Weichenstellung für den ganzen weiteren Lebensweg.

An der Universität zu Köln lehrte damals der Grand Seigneur der Sozialwissenschaften, Leopold von Wiese und Kaiserswaldau zugleich

Ideengeschichte der Nationalökonomie und Soziologie. Obwohl ich mich für den Studiengang Diplom-Volkswirt eingeschrieben hatte, faszinierte mich gerade diese Kombination verschiedener Sozialwissenschaften. Außerdem war die damalige Volkswirtschaftslehre nicht so modellhaft abstrakt wie früher einmal und inzwischen wieder. Wir rezipierten in Deutschland gerade John Maynard Keynes. Für den waren nicht nur im engeren Sinn ökonomische Fakten bestimmend für Entwicklungen, sondern deren Interpretation durch Menschen. Nach Keynes waren es nicht die hier und heute gegebenen Umstände, welche das Handeln bestimmten, sondern die Erwartungen. Solche Begriffe wie Propensity to save (Sparneigung) waren Konstrukte einer Ad-hoc-Psychologie und nicht ökonomische Bedingungen. Mit Keynes wurde bei allem Formelkram – wie den eigentlich nutzlosen Konstrukten Accelerator oder Multiplikator – die Volkswirtschaftslehre zu einer speziellen Sozialwissenschaft.

Gleichzeitig erzwang die Entwicklung in der Politik, mich genauer mit Marx auseinanderzusetzen. Aus der DDR gab es einen konzertierten Angriff auf deutsche Intellektuelle und deren Nachwuchs, sich dem Kommunismus anzuschließen, der die wahren Entwicklungsgesetze der Gesellschaft lehre und als Antifaschismus das moralische Deutschland repräsentiere. Gegenüber letzterem Anspruch ließ ich mich durch Kurt Schumacher belehren, daß die Kommunisten rot lackierte Faschisten seien – so sein Diktum. Auch wenn ich bis etwa 1968 von manchem als „Linker“ qualifiziert wurde, war ich immer und blieb ein entschiedener Antikommunist und Anti-Marxist.

Das Studium von Marx und insbesondere den ersten Band von „Das Kapital“ verstand ich nicht als Aufklärung über die Zukunft, sondern als eine historische Abrechnung mit dem Frühkapitalismus in der Verkleidung einer Modelltheorie. Dies trug ich im Seminar von Leopold von Wiese vor, und diese Deutung des vorgeblichen Hauptwerks von Karl Marx veranlaßte ihn, mich für das neue State Department Programm, später das Fulbright-Programm, vorzuschlagen. Ein an die Universität zu Köln abgestellter Oxford-Historiker unterstützte diesen Vorschlag, und so kam ich für das Semester 1949/50 als sogenannter Austauschstudent der ersten Serie von jungen Deutschen an die University of Connecticut.

Da mich Leopold von Wiese als Soziologe vorschlug, hatte mich der damalige Fachbereichs-Vorsitzende der Soziologie dieser Universität als Student seines Faches von der Liste ausgewählt, auf der deutsche Studenten für amerikanische Hochschulen zur freien Auswahl angeboten wurden. Das hatte eine paradoxe Folge. Das Department of Sociology der University of Connecticut hatte ein besonders starkes Programm in quantitativer Sozialforschung. Den größten Teil meines Aufenthaltes in den USA verbrachte ich mit dem Studium dieses Gebiets, das in der damaligen amerikanischen Soziologie im Vorder-

grund der Neuentwicklungen stand. Recherchieren entsprach ohnehin meinem Temperament, und nun erhielt ich zusätzlich standardisierte Werkzeuge für diese Neigung.

Chairman Barnet hatte aber eine anderweitige Überlegung, als er mich nach Connecticut einlud und mir die Möglichkeit gab, in nur einem Jahr den Bachelor of Arts in Soziologie abzulegen. Durch Talcott Parsons und Reinhard Bendix war ein amerikanisch umgedeuteter Max Weber in dieser Zeit 1949/50 in den USA als Theoretiker das bestimmende Thema. Aber er war nur zum Teil in Übersetzung zugänglich. Für Barnet mußte ich ein Jahr lang scheinbar das damals nur in deutscher Sprache vorliegende Werk über das antike Judentum auf Englisch vortragen. Seit dieser Zeit ist mein Interesse für die sozialgeschichtlichen und kulturhistorischen Schriften von Max Weber nie erloschen. Mit „Wirtschaft und Gesellschaft“ habe ich dagegen auch bis heute weniger anfangen können.

Das war eine persönlichkeitsprägende Zeit in den Vereinigten Staaten. Die Direktheit der Sozialbeziehungen, der pflegliche Umgang miteinander, die Offenheit amerikanischer Familien für Fremde – all dies hinterließ einen mich prägenden Eindruck. Seit dieser Zeit liebe ich einen großen Teil der Vereinigten Staaten, insbesondere Neuengland. Mein Zimmer im Studenten-Wohnheim teilte ich damals mit einem Graduate Studenten der Rattenpsychologie, und so erweiterte ich mein akademisches Interesse auf das Studium der Psychologie. Allerdings bedeutete das in erster Linie die Aufmerksamkeit für die mit quantitativen Methoden arbeitenden Psychologen. Und da diese in der Quantifizierung, insbesondere in der Übernahme von mathematischen Modellen der Statistik, weiter waren als die Soziologen, implizierte die Beschäftigung mit Psychologie auch eine Erweiterung des methodischen Wissens.

Das Studium in den Vereinigten Staaten konnte ich mit dem Bachelor of Arts und der Note „Auszeichnung“ abschließen. Das hatte zur Folge, daß ich eine Anstellung als Assistent der Soziologie an der Clark University in Massachusetts angeboten bekam, und das wiederum gab mir den Mut, 1950 eine amerikanische Mitstudentin zu heiraten. Der Anfang für den weiteren Lebensweg in den Vereinigten Staaten schien gesichert. Dann erhielt ich eines Morgens einen Musterrungsbescheid des amerikanischen Militärs, in dem mir mitgeteilt wurde, ich sei A 1 frontverwendungsfähig. Der Korea-Krieg war ausgebrochen. Es wurden Rekruten benötigt, und nach amerikanischem Recht war nicht die Staatsangehörigkeit bestimmend, sondern der Daueraufenthalt im Lande. Nun war ich damals und bin auch heute noch der Ansicht, daß ein Krieg pro Leben schon einer zuviel ist und entschied mich, in Übereinstimmung mit meiner damaligen amerikanischen Frau, dem Korea-Krieg auszuweichen und in das zu diesem Zeitpunkt noch zerbombten Deutschland zurückzukehren.

Die Fortsetzung des Studiums im heimatlichen Köln bereitete keine Schwierigkeiten, wohl aber die Finanzierung des Lebens. Soeben war im Alter von nur 55 Jahren mein Vater verstorben. Arbeitsjahre für die Rentenberechnung hatte es nicht viele gegeben: Selten hatten in meinem Kenntnisbereich die großen musischen Talente und die Überzeugungen so schlecht zum Beruf und zum Zustand der Gesellschaft gepaßt wie in seinem Fall. Nicht nur Handlungen, sondern auch Lebensläufe sind kontingent. So waren jetzt drei Menschen von mir finanziell abhängig, und ich war mittellos.

Zwei Umstände erlaubten Überleben und Weiterentwicklung zugleich. Inzwischen war in Köln durch Alva Myrdal das UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften entstanden. Für die erste große Untersuchung dieses Instituts, das Deutschen die empirische Sozialforschung lehren sollte, waren Stellen als wissenschaftliche Hilfskraft ausgewiesen, von denen ich eine erhalten konnte. Meine durch die USA vervollkommenen Englisch-Kenntnisse und die dortige Ausbildung in Methodologie waren wohl der entscheidende Wettbewerbsvorsprung. Die erste große Forschung dieses neuen UNESCO-Instituts waren Gemeindestudien im Siegkreis. Der Leiter des Instituts war damals Nels Anderson, der als Teil der Chicago-Schule interessante Fallstudien eher qualitativer Art vorgelegt hatte. Seine Monographie „The Hobo“ (ungefähr „Der Tramp“) gilt noch heute als Klassiker. Die Interviews in den Dörfern waren eine wesentliche Ergänzung in der Fähigkeit zum Faktensammeln durch einen jungen Mann, der damals einen etwas übergroßen Glauben an Erkenntnisgewinn durch mathematische Statistik hatte. Durch Anderson wurde ich ein sozialwissenschaftlicher Interviewer.

Zugleich gab es eine zweite Gelegenheit, die es für junge Menschen später nicht mehr gab. Das Büro der Deutschen Presseagentur in Köln war 1950 praktisch verwaist. Der Büroleiter Hange fungierte faktisch als Bonner Pressereferent für Adenauer. In den weitgehend verwaisten Büros gab es für eine Nachwuchskraft viel Gelegenheit, das Handwerk des Nachrichtenjournalismus zu erlernen. Angeleitet durch die Fernschreiber der Redaktion und weniger durch Redakteure blieb ich dann im Nebenberuf, aber mit Presseausweis, bis 1957 der Reporter für den Kölner Bereich der dpa.

Beides zusammen, das UNESCO-Institut für Sozialforschung und die dpa-Korrespondenz, ermöglichten ein nach damaligen Standards angenehmes Leben. Von da ab ging es mir endlich materiell nie mehr schlecht – kein Hunger mehr und kein Frieren. Das Studium wurde dadurch allerdings etwas beschwerlich. Bei einer 80-Stunden-Woche blieb aber immer noch Zeit als AStA-Funktionär und mehrmals wöchentlich für Sport. Dennoch konnte ich bei all dem bereits im Jahre 1953 das Examen des Diplom-Volkswirts mit „sehr gut“ abschließen. Die Klagen der Studenten ab der 68er Zeit über die Unmöglichkeit,

mit den Studieninhalten innerhalb der vorgesehenen Studienzeiten fertigzuwerden, habe ich daher niemals nachempfinden können.

Die Soziologie in Köln befand sich während meiner Studienzzeit in der Situation des vollkommenen Umbruchs. Leopold von Wiese verkörperte mit einer Ausnahme – seinem Interesse an Soziometrie – den „Mainstream“ der deutschen geisteswissenschaftlichen Soziologie. Allerdings wurde dabei Max Weber so ausgeblendet, daß ich in der Bibliothek des soziologischen Seminars „Wirtschaft und Gesellschaft“ nur in unaufgeschnittenen Exemplaren vorfand. Inzwischen war René König von Wiese als sein Nachfolger ausgesucht worden, was sich als hervorragende und zugleich irrtümliche Entscheidung erwies. Irrtümlich war die Annahme, daß aus der politischen Übereinstimmung des in der Schweiz lebenden Emigranten König mit der dortigen Freisinnigen Partei sich auch eine allgemeine ideologisch-emotionale Identität mit der Welt des liberalen Großbürgers von Wiese ergeben würde. Hervorragend war die Wahl, weil René König entschlossen war, die Soziologie des Westens in dem durch den NS-Staat zusätzlich deutscher gewordenen Deutschland zu verbreiten. Hierzu half das weltmännische Auftreten von René König sowie seine Gabe, glänzend zu formulieren und spannend vorzutragen. Von all den achtenswerten Eigenschaften Königs hat mich dessen Internationalität im Denken und Leben wohl am nachhaltigsten geprägt.

Der Außenwelt erschien König als Prophet der amerikanischen Soziologie – vor allem deshalb, weil er aus programmatischen Gründen die breite Einführung der empirischen Sozialforschung propagierte. Er selbst hatte keinen Bezug zu quantitativen Vorgehensweisen und verstand unter Empirie eher Feldstudien im Sinne der Ethnologie. Inhaltlich war er am stärksten geprägt durch Emile Durkheim. In der Auseinandersetzung mit der damals im Geistesleben bestimmenden Soziologie der „Frankfurter Schule“ erschien allerdings König als der Vertreter einer amerikanischen Sozialforschung. Und im heftigen und sehr persönlichen Streit mit dem zweiten damaligen Pol der Soziologie, Helmut Schelsky, betonte König die amerikanische Kritik an der geisteswissenschaftlichen Soziologie, so wie sie von Hans Freyer und seinen Schülern Schelsky und Arnold Gehlen vertreten wurde.

In dieser Aufbruchstimmung und der Trotzhaltung gegenüber der sonst in Deutschland anzutreffenden Soziologie nahm ich mir als Thema meiner Diplomarbeit etwas sehr Ehrgeiziges vor. In der Auseinandersetzung mit der Anwendung der Stichprobentheorie wurde ich überzeugt, daß der sogenannte sachliche Fehler bei der praktischen Anwendung mindestens so bedeutsam wäre wie die Standardabweichung aufgrund des Algorithmus für Wahrscheinlichkeitsstichproben. Ich konnte René König dafür gewinnen, daß ich nebeneinander die drei wichtigsten Stichprobenverfahren für Querschnitte der Kölner Bevölkerung verwendete: Adressenrandom, random walk und Quo-

tenverfahren. Die Interviewer und die Befragten ordnete ich einander zu aufgrund eines zentralen Verfahrens bei der Planung von Experimenten: dem lateinischen Quadrat. Als Thema wählte ich die Ansichten der Befragten über das, was sie mit ihren Antworten beim Empfänger zu bewirken meinten. „Ein Interview über das Interview“ hieß dann die zweibändige Zusammenfassung der Ergebnisse. Noch heute muß ich staunen, daß René König mir erlaubte, die meisten Ressourcen und einen Großteil aller Studenten für dieses Projekt zu verwenden. Die Kombination von Experimenten mit den statistischen Modellen und Methodenlehre des Interviews war dann für lange Zeit die Vorstellung, die man in der Sozialwissenschaft mit mir verband.

Ein Projekt mit 1.500 Fällen war mit der damals für uns in Universitäten verfügbaren Technik nicht auswertbar. Ich hatte aber Kontakt mit Umfrageforschern in hochschulfreien Instituten, und die wußten von Fachzählsortiermaschinen und einer IBM-Statistik 101 bei der Umfrage-Abteilung (dem „Reactions Analysis Staff“) der US-Militärregierung in Bonn (OMGUS). Tatsächlich gaben mir die US-Forscher Zugang zu diesen Maschinen, welche die wichtigsten Werkzeuge quantitativer Sozialforschung in der Zeit blieben, in der Lochkarten die Datenträger in der EDV waren. So durfte ich nach Dienstschluß völlig frei wieder einmal an Computern rechnen – für mich ein weiteres Erlebnis amerikanischer Flexibilität und Hilfsbereitschaft, die aus der Fähigkeit folgt, die Welt aus der Sicht des Kunden zu sehen und nicht – wie in Deutschland – aus der Organisation heraus nach einem lästigen Draußen.

René König bot mir nach dem Diplom eine Assistentenstelle an. Meine Nachfolgerin im UNESCO-Institut für Sozialforschung wurde übrigens die Kollegin, die heute den Namen Renate Mayntz trägt und als Kind einer großbürgerlichen Familie Berlins einen sehr anderen Stil der Sozialforschung repräsentierte. Mein Kollege an der Kölner Universität wurde Dietrich Rüschemeyer, der ein entschiedener Parsonianer war. In dieser ersten Assistentenzeit akzeptierte ich dann, ein Eklektiker zu sein. Meine Meister in der Theorie waren und blieben Max Weber, Talcott Parsons und Emile Durkheim – ungefähr in dieser Reihenfolge –, ich war ein empirischer Sozialforscher, der vorwiegend mit den Werkzeugen quantitativer Sozialpsychologie arbeitete, und ich interessierte mich dennoch besonders für Makrophänomene. Von René König übernahm ich ganz besonders dessen ethnologisches und historisches Wissen, das seine Kollegen in Deutschland weithin – bis heute – übersehen haben. Im Selbstverständnis wollte ich nicht Soziologie, sondern Sozialwissenschaften betreiben. Auch wenn Dietrich Rüschemeyer und ich in den weiteren Jahren in Deutschland als Missionare der Kölner Version amerikanischer Soziologie angesehen wurden, verstanden wir selbst uns nie als eine Schule in dem Sinn, daß die Jünger die Worte eines Meisters wiedergeben.

Wenngleich ich noch weiter journalistisch arbeitete, konnte ich mich jetzt endlich voll auf das Promotionsstudium konzentrieren. Hinzu kamen Auftragsarbeiten des „Forschungsinstituts für Soziologie“, dessen Leitung René König nach langem Widerstand seinem Vorgänger Leopold von Wiese und Kaiserswaldau abgetrotzt hatte. Hier festigte sich meine Überzeugung, daß die Anwendung von Inhalten und Techniken der Soziologie ein zusätzlicher Test der Güte von Forschung sein kann, zusätzlich zu den i.e.S. wissenschaftlichen Kriterien. Dabei blieb noch unentschieden, was der Schwerpunkt weiterer Arbeiten sein würde: die mathematische Statistik oder die Sozialwissenschaften.

Zwischenzeitlich gab es eine Unterbrechung der sonst normalen Entwicklung, die in der Profession unbekannt geblieben ist. Theodor W. Adorno und René König lehnten zwar die Art von Soziologie, die der jeweils andere lehrte, wechselseitig ab, waren aber damals doch nicht eigentlich verfeindet. Als Zeichen guten Willens wurde ich – wie früher Ritter ihre Pagen austauschten – für eine Tätigkeit bei Theodor W. Adorno beurlaubt. Dieser hieß mich als Anschauungsobjekt der Kölner Schule mit der Maßgabe willkommen, die Bibliothek des Frankfurter Instituts für Methodenlehre á jour zu bringen und Gesprächspartner zu eben jenem Thema zu sein. Adorno war ja nicht ein Verächter von empirischen Informationen, er sah in ihnen jedoch nur bloße Beschreibungen eines Zustandes hier und heute, von dem als Beschreibung keinerlei zwingende Folgerungen für das sozialwissenschaftliche Denken ausgehen sollten. Ich wiederum lernte Adorno als Künstler kennen, als Super-Ästhet, den wohl die Zeitumstände in die Soziologie verschlagen hatten. Nach einem Viertel Jahr konnte ich bei der Rückkehr nach Köln Bilanz ziehen: Der heimische Zugang zur Empirie stimulierte mich, geisteswissenschaftliche Haarspalterien und ästhetische Exkurse langweilten mich zu Tode.

Als Thema der Promotion hatte René König ein ihm an sich völlig fremdes Sujet akzeptiert: die Anwendung der Stichprobentheorie auf menschliche Bevölkerung. Das bedeutete für mich ein fast ausschließliches Eintauchen in amerikanische Diskussionen, obwohl die frühen Entwicklungen in diesem Bereich in Europa erfolgten, dort aber für die Sozialwissenschaften folgenlos blieben. Neben der weiteren Diskussion der bei der Anwendung auf menschliche Bevölkerung entstehenden Probleme und der daraus folgenden Fehler sachlicher Art interessierte mich auch die Unvollkommenheit der Theorie selbst. Bei der Entwicklung des Formelapparates wird so getan, als wolle man bei einer Population bekannter Zusammensetzung die Verhältnisse in einer erst zu ziehenden Stichprobe voraussagen. Tatsächlich aber geschieht das Umgekehrte: aus einer Stichprobe wird auf die Verhältnisse in einer Population geschlossen. Daß ich diese Lücke in der Theorie, den Bayes'schen Umkehrschluß, bei meinem Kenntnisstand in der

Mathematik nicht schließen konnte, war mir schon bald klar; die Lücke existiert übrigens bis heute. Die andere Lücke zu schließen, nämlich die meines Erachtens unschöne Art der Ableitung der zentralen Fehlerformeln, traute ich mir aber als Arbeitsaufgabe zu. Nach einiger Zeit ergab sich, daß mir ein indischer Statistiker eine Stelle in der Literatur zeigen konnte, wo dieses letztere Problem bereits vor etwa 30 Jahren in Indien gelöst worden war. Das geschah über Hilfskonstruktionen, die mir nie eingefallen wären. Für mich war damit entschieden, daß Statistik mein Handwerkzeug bleiben, meine eigene Arbeit aber die empirische Soziologie sein würde.

Mit dem „summa cum laude“ in der Promotion zum Dr. rer. pol. 1956 war für René König entschieden, daß ich mich als Nachwuchs für eine Universitätslaufbahn verstehen sollte. Wieder ergab sich dabei eine Verlockung als Konkurrenz – wie bereits 1948. In Brüssel war die Stelle eines dpa-Korrespondenten zu besetzen, und Brüssel war 1956 auf mehrfache Weise attraktiv. Verglichen mit Deutschland war Belgien ein Land, in dem Milch und Honig flossen, und die Position als Auslandskorrespondent gilt unter Journalisten als besonders erstrebenswert. In dem Überdenken des Angebots, das damit für mich notwendig wurde, entschied ich mich prinzipiell gegen eine vorwiegend journalistische Tätigkeit. Grund Nummer 1 war die Einsicht, daß Journalisten in der Wahl des Themas durch Zeitumstände und Kontext überwiegend fremdbestimmt sind. Grund Nummer 2 war die Erinnerung, daß man ein Thema niemals zu Ende behandeln konnte, sondern durchweg im Stadium des Halbwissens zum Übergehen auf die nächste Neuigkeit gezwungen war. Und wenn auch in der Wissenschaft vieles langweilige Pedanterie und nervende Routine ist, so erschien sie mir doch und erscheint sie mir immer noch als ein kaltes Abenteuer von großer Faszination.

3. Die Erfahrungen mit der Soziologie

Nach der Anstellung als einer der wissenschaftlichen Assistenten bei René König – die beiden anderen waren der bereits erwähnte Dietrich Rüschemeyer (heute Brown University, Rhode Island) und Dr. Peter Heintz als eine Art Oberassistent (später Zürich, verstorben) – wollte ich die wissenschaftliche Laufbahn versuchen. Ein „Versuch“ mußte es sein, da es nach einer späteren Habilitation aus damaliger Sicht kaum Chancen für eine Berufung als Professor gab. Die Zahl der vermutlichen Mitbewerber betrug jedenfalls ein Vielfaches der durch Emeritierung freiwerdenden Stellen. Aber da gab es ja für mich auch noch als zweisprachiger Sozialwissenschaftler die Möglichkeit einer

Karriere in einem englischsprachigen Land. Dafür mußte jetzt fleißig publiziert werden.

Meine beiden ersten Aufsätze in einer wissenschaftlichen Zeitschrift wurden 1955 veröffentlicht. Jetzt folgten rasch viele weitere Veröffentlichungen in Deutsch und auch in Englisch. Es wurde Kongresse besucht, wobei die für mich langfristig wichtigsten die Weltkongresse für Soziologie 1956 in Amsterdam und 1959 in Mailand sowie Kongresse der UNESCO und der ESOMAR waren. Ich habe seither alle Weltkongresse für Soziologie der International Sociological Association besucht und konnte so einen breiten internationalen Bekanntenkreis aufbauen – breiter als das Netzwerk meiner Bekannten in Deutschland. Thematisch streuten die Arbeiten über verschiedene Bereiche der Methodenlehre, behandelten aber auch schon inhaltliche Themen wie Jugendsoziologie, Familienforschung, Freizeitsoziologie, Soziologie der Erfindung und Soziologie der Wissenschaft. Mit dieser thematischen Streuung reagierte ich eher auf die besondere Situation der Soziologie in Deutschland als auf die internationale Entwicklung. Bei den wenigen Lehrstühlen in Deutschland war es nicht tunlich, sich auf Weniges zu spezialisieren, weil ja ein späterer Lehrstuhlinhaber als der eventuell einzige Vertreter seines Faches oder bestenfalls der Vertreter eines Parallellehrstuhls in der Lehre eine breite Palette von Themen abdecken mußte.

Schon mit der Anstellung nach dem Diplom wurden mir von René König Lehrfunktionen zugewiesen. Zunächst in Übungen und später auch in Proseminaren war ich dann in Köln zuständig für die Methodenausbildung. In dieser Funktion erinnern sich viele ehemalige Studenten an mich, und das hat sicherlich dazu beigetragen, daß ich lange als reiner Methodenspezialist galt, obwohl ich doch vielfältige inhaltliche Themen bearbeitete.

Besonders wichtig erscheint in der Rückschau der Versuch in Köln, durch eine Serie von Lehrbüchern das Wissen in den Methoden der empirischen Forschung zu verbreiten und dabei gleichzeitig eine gewisse Standardisierung zu bewirken. In Gesprächen mit der Rockefeller-Foundation waren König Mittel bewilligt worden, um anstelle einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1952 eine Serie „Praktische Sozialforschung“ herauszugeben. Die Ausführung der Arbeiten erledigten wir als Assistenten. Insgesamt erschienen zwei Bände, in denen wir auch auf dem Titelblatt angeführt wurden: „Das Interview“ sowie „Beobachtung und Experiment“. Die Bände enthielten ein selbst verfaßtes Glossar, mit dem versucht wurde, eine Einheitlichkeit im Verständnis von Begriffen in der empirischen Forschung zu bewirken. Die Aufsätze selber waren Übersetzungen aus dem Englischen, wobei die Orientierung an solchen Hochschulen wie Columbia University, University of Michigan und University of Chicago bestimmend war. Ich selbst erlitt meinen ersten großen Schock über Umgangsformen

auch in den Hochschulen, als ich 1956 eine Übersicht über Jugendforschung in Deutschland in der Kölner Zeitschrift veröffentlichte. Darin hatte ich den damals führenden Jugendforscher Helmut Schelsky eher im nebenher bescheinigt, daß in seinen Veröffentlichungen der Geist der Jugendbewegung einschließlich deren Weiterführung im Jugendverständnis des NS-Staates weiter lebe. René König war über diese Qualifizierung sehr erfreut, Helmut Schelsky erwartungsgemäß nicht. Nicht erwartungsgemäß war für mich ein vielseitiges einzeilig getipptes Schreiben von Schelsky, mit dem er bei König meine sofortige Entlassung anmahnte – was ich nie gewußt hätte, hätte nicht König mir dieses Schreiben zum Lesen gegeben. Dies war auch der Beginn des Höhepunktes eines Streites in dem Dreieck Adorno/Horkheimer – René König – Helmut Schelsky, an dem Ende der fünfziger Jahre um Haaresbreite die Deutsche Gesellschaft für Soziologie zerbrochen wäre.

Da kam ein Angebot der Rockefeller Foundation, etwas über ein Jahr lang als Fellow an führenden amerikanischen Universitäten zu lernen. Das führte 1958/59 zu jeweils mehrmonatigen Aufenthalten an der Columbia University, der University of Michigan in Ann Arbor, der University of Chicago und der University of California in Berkeley – mit Abstechern nach Yale, Harvard, Princeton und Stanford. Nie mehr in meinem Leben habe ich so Vielfältiges in relativ kurzer Zeit lernen dürfen. Ich erinnere mich an faszinierende Seminare, die Paul F. Lazarsfeld und Robert K. Merton gemeinsam abhielten, an bewegende Gespräche mit Leslie Kisch und Robert Cannel – um nur einige Begegnungen zu erwähnen.

Während meines Aufenthaltes in Michigan kam mir die Idee, eine Habilitationsschrift über die Probleme des Messens in Theorie und Praxis für sozialwissenschaftliche Sachverhalte zu versuchen. Insbesondere in der Skalierung gab es in den Vereinigten Staaten, vor allem in der Sozialpsychologie, damals eine sehr rasche Entwicklung, die bei uns noch überhaupt nicht rezipiert wurde. Mit Skalierung und Faktorenanalysen wurden abhängige Variablen auf vielfachere Weise abbildbar, insbesondere auch Eigenschaften, die nicht direkt erfaßt werden konnten, sondern über Hilfswerte inferiert werden mußten. Großes Vorbild bei dieser Entwicklung war die Intelligenzmessung, die ja auch nur indirekt erfolgen kann und die Kombination einer Mehrzahl von Meßgrößen erfordert. Ich hielt die Absicht bis zu meiner Rückkehr vor René König geheim, weil er die Tendenz hatte, uns als Assistenten sehr zu belasten. Damit ist nicht gemeint, daß er seine Mitarbeiter für eigene Zwecke arbeiten ließ – wie das in deutschen Universitäten beim Ordinarienprinzip weit verbreitet war -, gemeint ist hier die Vielzahl der Projekte für das Institut, die König einfielen oder ihm von einem weltweiten Bekanntenkreis nahegebracht wurden.

Nach Köln zurückgekehrt, betrachtete ich mich als ein in Methodenfragen nun völlig ausgebildeter Soziologe – was mit Ausnahme

einer zu geringen Aufmerksamkeit für qualitative Verfahren wohl auch zutraf. In den Auseinandersetzungen mit den sich in deutscher Tradition als geisteswissenschaftlich verstehenden Soziologen der meisten anderen Universitäten im Bundesgebiet fanden wir uns in Köln aber in wissenschaftstheoretischen Fragen zu wenig gebildet. Zufällig spürten auch Assistenten anderer Wissensgebiete der WiSo-Fakultät dieses Defizit und bildeten in den Jahren 1959 bis 1961 einen kleinen Arbeitskreis. Der geistige Kopf war in den meisten Fragen Hans Albert, der uns die Gedanken von Karl Popper näherbrachte. Das wurde ergänzt durch eigene Studien der Schriften des Wiener Kreises, insbesondere der Wahrheitstafeln von Wittgenstein. Und da wir nun einmal schon beisammen waren, um uns gegenseitig zu bilden, weil es bei den Hochschullehrern für diese Problemstellungen keine Anlaufpunkte gab, holten wir auch Assistenten der Mathematik, um uns in solchen Gebieten wie Matrix Algebra und Zahlentheorie über Themen zu unterrichten, zu denen damals an deutschen Gymnasien geschwiegen wurde.

Unter uns entwickelte sich eine Aufbruchstimmung, und wir schwärmten aus in die Seminare der verschiedenen Fächer der WiSo-Fakultät, um die Kunde von der richtigen Wissenschaftslehre als „Philosophy of Science“ zu verbreiten. Besonders auf einige der führenden Professoren der Volkswirtschaftslehre müssen wir als Assistentenschar unausstehlich gewirkt haben, wenn wir deren Ausführungen mit solchen Vokabeln wie „Tautologie“ oder „logische Erschleichung“ unterbrachen. Diese Großordinarien hatten aber zum Teil doch soviel Offenheit und Bereitschaft, das eigene Denken zu überprüfen, daß mir bei der späteren Habilitation aus unseren ruppigen Diskussionsbeiträgen keine Nachteile in Erinnerung sind.

Inhaltlich widmete ich mich der sozialen Schichtung, wobei ich eine Skala zur Messung des sozialen Ranges entwickelte. Aus neun Variablen, welche die wichtigsten in anderen Skalen benützten Indikatoren berücksichtigen, filterte ich dann mit Verfahren der Item Analysis – also einem von Psychologen entwickelten Vorgehen – drei Meßgrößen heraus: Prestige des Berufs, Höhe der formalen Bildung und Größe des Familiennettoeinkommens. Diese drei Variablen ergaben sich auch aufgrund des vorwissenschaftlichen Modells, das diesem Versuch der Skalierung von Schicht zugrunde lag: das gegenseitige Erkunden in der Situation der Halbdistanz etwa eines Gespräches in einem Eisenbahnabteil, was über Wahrnehmungen und Mitteilungen kategorialer Art ja keine für die Person im anspruchsvollen Sinn dieses Begriffs zureichenden Informationen ergibt. Mit der Skala sollten also kategoriale Zuordnungen und nicht Wertungen interpersoneller Art zwischen gut bekannten Akteuren zahlenmäßig widerspiegelt werden. Darüber gibt es auch Aufsätze in englischer und deutscher Sprache, die ich heute nicht mehr gern anschau, weil ich die dort ver-

wendete Darstellung teilweise als Imponiersprache eines nach Anerkennung strebenden Nachwuchswissenschaftlers werte. Aber wichtiger als dies ist die Erfahrung mit der öffentlichen Reaktion auf diese Skalen: Sie wurden in Schulbüchern der Oberstufen höherer Schulen als Teil des Sozialkundeunterrichts aufgenommen. Dabei entfiel jedes Wenn und Aber, jede Begründung, warum so und nicht anders vorgegangen wurde. Übrig blieb die nackte Anweisung, wie Punktwerte zuzuteilen sind. Für mich war das ein Lehrstück über die Verfremdung, die sozialwissenschaftlichen Aussagen widerfährt, wenn sie zu einer gegebenen Zeit zum allgemeinen Orientierungswissen werden.

Inzwischen war die Habilitation über das Skalierungsverfahren abgeschlossen. Die von heute aus gesehen wichtigste Perspektive dieser Darstellung war die vergleichende Betrachtung der verschiedenen Skalierungsverfahren hinsichtlich ihrer Eignung, isomorphe Werte für die auszudrückende Eigenschaft in der Realität zu liefern. Das mußte zur Erörterung über Meßniveaus führen, was in der damaligen deutschen Statistik als Voraussetzung für Indikationen und Kontraindikationen der verschiedenen statistischen Maßzahlen noch kein Thema war. Konnte ich mich noch als Pionier fühlen, so wurde mir bald durch eine Neuberufung die Grenzen des Wissens aufgezeigt. Der große österreichische Statistiker Pfanzagl, der zu den vier bisher vorwiegend in der amerikanischen psychologischen Literatur unterschiedenen Meßniveaus noch ein eigenes hinzugefunden hatte, kam ausgerechnet nach Köln. Es kostete mich einige Monate Verzögerung, sein Meßniveau „ordered metric scale“ (das liegt zwischen Intervallmessung und Ratiomessung) ausreichend in der Habilitationsschrift zu berücksichtigen.

Die Habilitationsschrift über das Skalierungsverfahren in der Soziologie verfaßte ich weitestgehend „geheim“. In der Zusammenarbeit mit René König hatte ich erfahren, daß er außerordentlich hilfreich Nachwuchs förderte, aber in der letzten Phase, in der Mitarbeiter mit ihrer eigenen unabhängigen wissenschaftlichen Laufbahn beginnen, zur Blockade neigte. Die eigentliche Dienstzeit als Assistent mußte ich somit anderen Themen widmen.

Die für meine Entwicklung als Empiriker wichtigste Untersuchung ist als „Wahlstudie“ 1961 ein bedeutender Abschnitt in der Entwicklung der empirischen Forschung in der Bundesrepublik geworden. Es war nicht die erste Untersuchung von Bundestagswahlen, aber die mit Abstand ehrgeizigste, die dann stilbildend wirkte. Seither ist jede Wahl zum Bundestag in Deutschland durch eine Wahlstudie dokumentiert, wobei sich diese alle auf die Wahlstudie 1961 beziehen.

Ursprünglich wurde diese Untersuchung als Projekt dreier Institutionen konzipiert. Dr. Gerhard Baumert vom DIVO-Institut (die frühere Umfrageabteilung von OMGUS), Rudolf Wildenmann vom Forschungsinstitut für politische Wissenschaft und ich selbst für das For-

schungsinstitut für Soziologie verabredeten Erhebungen, „die zum Anlaß einer Bundestagswahl die Interrelation der Elemente eines politischen Systems aufzeigen wollte(n)“. Die Untersuchung hatte folgende Teile:

- (1) Umfragen (Repräsentativbefragungen im Bundesgebiet unmittelbar vor dem eigentlichen Wahlkampf, am Vorabend der Bundestagswahl selbst und im Anschluß an die Bildung einer neuen Bundesregierung im November 1961); Repräsentativbefragung in Nordrhein-Westfalen, um die Reaktion auf die Bildung einer neuen Bundesregierung zu erfassen, sowie Paneluntersuchungen in vier Bezirken,
- (2) Befragungen von Politikern und Vertretern von Interessengruppen,
- (3) Quantitative Inhaltsanalysen von Zeitungen und Fernsehsendungen,
- (4) Beobachtungsstudien im Stil des englischen Instituts Mass Observation.

Nach dem frühen Tod von Dr. Baumert war es Rudolf Wildenmann und mir dennoch möglich, eine größere Zahl von Mitarbeitern für das Projekt zu gewinnen, die dann in der Folgezeit die Wahlforschung in Deutschland als eigenen Forschungsgegenstand etablieren konnten (Max Kaase, Klaus Allerbeck, Hans-Dieter Klingemann). Die Finanzierung dieser vielfältigen Erhebungen erwies sich als mindestens ebenso schwierig wie die empirische Umsetzung des Forschungsplanes, und wieder einmal mußte die Finanzierung eines Kernstücks, hier der bundesweiten Umfragen, an der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft vorbei erfolgen.

Das Projekt war so ambitiös wie keine nationale Wahlforschung vorher und seitdem, für eine halbwegs vollständige Auswertung zu komplex für uns. Zudem machten nach Abschluß der Datensammlung die beiden Leiter Wildenmann und ich akademische Karrieren, welche den Gang der Arbeiten beeinträchtigten. Bis heute ist der größere Teil der gesammelten Informationen, die im Zentralarchiv zur Sekundäranalyse aufbereitet werden konnten, nicht analysiert. Unbearbeitet blieb insbesondere die zentrale Zielsetzung der Wahlstudie 1961, die Elemente des politischen Systems aufeinander zu beziehen. Für meine eigene Entwicklung hatte dennoch mein Aufsatz: „Die Sichtbarkeit politischer Einstellungen im alltäglichen Verhalten“ bleibende Bedeutung.

Die Wahlstudie 1961 hat aber für die deutsche Soziologie noch eine andere als nur literarische Relevanz. Für die Bundestagswahl 1961 hatten die Leiter zweier in der Publizistik besonders beachteter Umfrageinstitute, Elisabeth Noelle-Neumann und Karl-Georg von Stackelberg, verabredet, am Wahlabend bei laufenden Fernsehkameras vor

Bekanntgabe der Wahlergebnisse ihre letzten Prognosen zu veröffentlichen. Beide Institute stimmten in den letzten Wochen des Wahlkampfes in ihren Veröffentlichungen darin überein, daß es am Wahltag zu einem Kopf-an-Kopf-Rennen kommen würde. Um so größer war die Überraschung, als dann am Wahlabend Frau Noelle-Neumann ihren beim Notar hinterlegten Umschlag öffnete, in dem zutreffenderweise ein klarer Sieg der Koalition CDU/CSU und FDP vorausgesagt wurde. Das gab einen publizistischen Sturm. Hatte Frau Noelle-Neumann Zahlen manipuliert, statt Umfrageergebnissen ihrer Intuition vertraut? „Der Spiegel“ hielt mir telefonisch die Aussage von Frau Noelle-Neumann vor, mit ihrer richtigen Prognose zeige sich, daß das von ihr bevorzugte Quota-Verfahren den Stichproben anderer Art überlegen wäre. Meine Spontan-Reaktion: „Wenn Frau Noelle das sagt, zerreiße ich sie in der Luft“. Ohne Rückfrage wurde dies mit Bild vom „Spiegel“ in einer Nachbetrachtung zur Wahl an herausragender Stelle veröffentlicht. Das hatte nun zwei Folgen: einmal eine erbitterte und langwährende Feindschaft von Elisabeth Noelle-Neumann mir gegenüber, und zum zweiten einen Beschluß des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, dem Streit methodisch auf den Grund zu gehen. Ich wurde von der DGS beauftragt, eine Sektion für Methodologie einzurichten – als zweiter Sektion neben der etwas älteren industriesoziologischen. Bis heute ist die Methodensektion eine der wichtigsten Abteilungen der DGS geblieben. Sie hat wesentlich beigetragen zu der Art, wie die Methodenausbildung in unserem Fach institutionalisiert wurde.

Parallel zu dem Wettbewerb der Prognosen zwischen Noelle-Neumann und Stackelberg im Ersten Deutschen Fernsehen hatte ein zweites Fernsehprogramm Rudolf Wildenmann und mich zur Live-Kommentierung des Wahlabends eingeladen. Als wir in aller Unbefangenheit sozialwissenschaftliche Selbstverständlichkeiten aussprachen, wie die Unterschiede in der Wahlbeteiligung katholischer Kirchgänger im Vergleich zu evangelischen Nicht-Kirchgängern, fühlte sich der Leiter der Sendung provoziert: Mit solchen Aussagen würde nicht nur das Wahlgeheimnis verletzt, sondern auch die Wahlentscheidung des einzelnen als Gruppenkonformität banalisiert. Das war geballte deutsche Tradition der Geistigkeit, nämlich das „Wesen“ einer freien Wahl gegen die schlichte Beobachtung des realen Wahlvorgangs zu setzen und dem letzteren die Unwesentlichkeit zu bescheinigen. An dieser Auseinandersetzung wurde mir wieder deutlich, wie sehr eine empirische Soziologie sich als Gegner der deutschen Tradition der Geistigkeit, insbesondere aber der an Hegel anknüpfenden Wesentlichkeitsvorstellungen, verstehen muß. So wenigstens bis heute mein Selbstverständnis.

In der Folge blieben allerdings Wildenmann und ich Kommentatoren an Wahlabenden des Deutschen Fernsehens, bis unser Erklärungs-

niveau zum Gegenstand journalistischen Wissens wurde. In dieser Hinsicht wurde empirische Soziologie dann tatsächlich heute Teil des alltäglichen Selbstverständnisses in der Gesellschaft.

Der größte Teil unserer Energie als Mitarbeiter von René König richtete sich allerdings auf Schriften, die das Verständnis des Faches standardisieren sollten. Neben der unvollendeten Reihe „Praktische Sozialforschung“ mit den Bänden „Interview“ und „Beobachtung“ war hier das von René König herausgegebene Fischer-Lexikon zentral. René König ließ in diesem Fischer-Lexikon eine Reihe von „Jungtürken“ der Soziologie zu Wort kommen, die als Flak-Helfer-Generation heute die Altvorderen des Faches sind. Dazu gehören Karl-Martin Bolte, Rainer Lepsius, Dietrich Rüschemeyer und auch ich mit meinem Beitrag „Methoden“. An den rasch folgenden weiteren Auflagen arbeitete wieder eine Vielzahl von Nachwuchssoziologen mit, so daß dieses Fischer-Lexikon zum Sammelplatz für eine sich „westlich“ verstehende Soziologie wurde.

Als Publikation war langfristig gewichtiger eine darauf folgende Veröffentlichung: „Das Handbuch der empirischen Sozialforschung“. Die Vorgeschichte des Handbuches ist etwas konfus. Der Enke-Verlag hatte mit Heinz Maus (Marburg) ein Einverständnis über die Herausgabe eines solchen Handbuches erzielt. Dieser war einsichtig genug zu erkennen, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war. René König übernahm von ihm den Vertrag, wußte dann aber auch nicht so recht, wie er diese Absicht umsetzen sollte und beauftragte Dietrich Rüschemeyer, Peter Heintz und mich mit dem Entwurf eines Plans. In vielen Gesprächen, die wir meist in einem Universitätscafé abhielten, entstand dann der Plan für das grundlegende Werk. Mein eigener Beitrag zum Gesamtprojekt bestand vor allem im Verweis auf das „Handbook of Social Psychology“ als Vorbild für die Auflösung des Gesamtauftrages in Einzelbeiträgen. Für das schließliche Handbuch konnte ich die Kapitel „Entwicklungsrichtungen bei der Analyse sozialwissenschaftlicher Daten“, „Das Interview“, „Die Auswahlverfahren“, „Skalierungsverfahren“ sowie „Soziologie der Freizeit“ beitragen. Nach meiner Einschätzung ist bis heute das Handbuch die beste Übersicht über eine sich empirisch verstehende Soziologie in welcher Sprache auch immer geblieben.

4. Der Weg zum Kölner Professor

Als junger Privatdozent des Sommers 1961 war ich inzwischen in Deutschland in erster Linie als Methodenspezialist bekannt geworden, zunehmend aber auch inhaltlich als Soziologe der sozialen Schichtung, von Freizeit und Konsum sowie der Soziologie des Wählens. Ich hatte mich jedoch auch mit solchen Themen wie Soziologie der Massenkommunikation beschäftigt, aber das wurde weniger beachtet. Um so überraschter war ich, als im Herbst 1961 einer der Nestoren der Sozialpsychologie, Gordon Allport, bei mir anfragte, ob ich einer Einladung als Hochschullehrer an die Harvard Universität folgen würde. Dort war völlig unerwartet einer der Großen der empirischen Sozialforschung, Samuel Stouffer, verstorben, und es erschien dem Kollegium in Cambridge, daß ich dessen Arbeitsbereiche übernehmen könnte: Umfrageforschung, öffentliche Meinung, Massenkommunikation, darüber hinaus quantitative Analyseverfahren in der Methodenlehre der Sozialforschung. Ich sagte mit Begeisterung zu, da ich mich in Deutschland nicht so völlig wohl fühlte und als 33jähriger die Chance einer baldigen Berufung für gering hielt. Vor allem gab es kaum eine schmückendere Berufung als die an die Harvard Universität. Die Meinung meiner damaligen amerikanischen Frau bewirkte ein Übriges, so daß ich alle Habe in eine große Holzkiste packen ließ (sie war kleiner, als ich vorher meinte) und mein Beamtenstatut aufgab. Formell war ich nun mit Frau und zwei kleinen Söhnen Einwanderer in die Vereinigten Staaten mit der berühmten „Green Card“ als Arbeitserlaubnis.

Das Department of Social Relations, in das ich jetzt eintrat, stand vor einem Umbruch, nach Jahren, wo diese Abteilung die zumindest für Amerika aufregendste Stätte der Soziologie war. Neben Samuel Stouffer war auch kurz zuvor der Kulturanthropologe Clyde Kluckhohn verstorben. Beide hatten durch ihre Persönlichkeit und ihre gekonnte Pflege von privater Geselligkeit dieses einzigartige Gebilde Social Relations zusammengehalten. Der Motor zur Gründung des Departments war Talcott Parsons, der durch Zusammenführung verschiedener Disziplinen die Einheit der Sozialwissenschaften herstellen wollte. Hierfür konnte er verschiedene, große Gelehrte gewinnen, aber die „klassischen“ Abteilungen für Disziplinen widersetzten sich dem Wunsch, in dem neuen Bereich aufzugehen. Langfristig war besonders wichtig, daß sowohl die politische Wissenschaft wie auch die Psychologie eigene Departements beibehielten. Der Sogwirkung auf die Social Relations konnte nur solange widerstanden werden, wie diese durch kreative Weiterentwicklungen die zentrifugalen Kräfte neutralisierten.

Faszinierend war für den Nachwuchssoziologen, mit welcher Offenheit bekannte Gelehrte Unterschiede in ihren Auffassungen mit-

einander diskutierten. Besonders instruktiv war für mich die Dauerdiskussion zwischen George Homans und Talcott Parsons. Homans vertrat eine radikale Reduktion der Soziologie auf die Ergebnisse der Rattenpsychologie; das aktuelle Äquivalent zu dieser Denktradition ist Rational Choice in seiner ursprünglichen Fassung. Daneben und damit unverbunden gab es einen anderen George Homans, der ein so vorzügliches Englisch schreiben konnte wie Robert K. Merton und blendende Essays über Sozialgeschichte vorlegte. Selbstverständlich gab es in der Hauptsache keine Einigungsmöglichkeit mit Talcott Parsons, den ich jetzt aber sehr viel besser verstehen lernte. Die Hauptschwierigkeiten für den Zugang zu seinen Überlegungen war sein Ungeschick in der Wahl von Worten. Auch von Parsons gibt es übrigens eine in Deutschland wenig bekannte Seite: die Soziologie von Fallstudien, die er in sehr lesbaren Essays vorstellte.

Es gab genügend Partner für eigene Diskussionen – im Gegensatz zu deutschen Fakultäten. Robert Bales versuchte mit seiner Interaction Process Analysis gleichbleibende Elemente zum Ablauf von Gruppenprozessen zu identifizieren. Der große Frederik Mosteller zeigte mir die Grenzen meines Verständnisses von mathematischer Statistik. Arthur Couch versuchte eine automatische Sprachübersetzung auszubauen zu einem Computersystem, mit dem normales Englisch in sozialwissenschaftliche Begriffe überführt werden könnten – den General Inquirer. Das griffen Philipp Stone und ich als Möglichkeit auf, um automatische Retrieval-Systeme (Suchsysteme) für Datenbanken zu entwickeln.

Für mich wurde besonders wichtig die Gelegenheit, ein Seminar für Hochschullehrer über die Probleme und Erträge des internationalen Vergleichs in den Sozialwissenschaften organisieren zu können. Beeindruckend war für mich, mit welcher Sorgfalt damals selbst berühmte Kollegen ihren Auftritt vorbereiteten. Ich erinnere mich noch an einen Vortrag des berühmten Ethnologen John W. M. Whiting über die Erklärung der Länge des Postpartem Sex Tabus, wo er die Bedeutung der Kontrolle von Drittfaktoren gerade bei Erklärungen auf der Grundlage internationaler Vergleiche aufzeigte. Irgendwelche Rangunterschiede in der Sorgfalt waren dieser Subkultur fremd.

Harvard war selbstverständlich eine exzellente Adresse, um außerhalb dieser Universität zu wirken. Ich hatte mich nun in Köln für Datenarchive engagiert und nahm in Amerika den Kontakt zum größten und ältesten der sozialwissenschaftlichen Datenarchive auf: dem Roper-Center in Williamstown auf. Dort lernte ich vor allem, daß es nicht in erster Linie auf den Umfang der Bestände ankommt, sondern auf die interne Organisation, die Prüfung der eingehenden Daten und deren Dokumentation. Diese Erkenntnisse, wie auch der Austausch mit Arthur Couch und Philipp Stone, ermöglichten es mir später als Direktor des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung in Köln, einen Modernisierungskurs im Sinne der Informatik zu steuern.

Eine intellektuelle Entdeckung für mich war die Erforschung gemeindlicher Machtstrukturen, die damals in den USA Konjunktur hatten. Sie waren zugleich ein empirisch besonders tragfähiger Zugang zur Elite-Forschung. Gemeinsam mit Ronald L. Nuttall untersuchten wir Entscheidungsprozesse im Gebiet von Groß-Boston mit besonderer Beachtung der Entscheidungen am Ort der Harvard Universität, Cambridge, Massachusetts. Dort wurde unter anderem versucht, den Weiterbau einer Autobahn, die inzwischen von der Spitze Floridas bis nach Kanada führt, zu unterbinden.

Wegen meines Interesses an gemeindlichen Machtstrukturen und an Stadtentwicklung wurde ich von der Handelskammer von Hartford, der Hauptstadt von Connecticut, zur Beratung eingeladen. Man wollte nach Wegen suchen, wie die Widerstände gegen eine Zusammenarbeit im Gemeindeverband von Groß-Hartford zu überwinden waren. Dies führte zu weiteren analogen Einladungen für eine Analyse gemeindlicher Machtstrukturen – wie beispielsweise für den Kreis Cap May in New Jersey. Wäre ich in Amerika geblieben, hätte ich wahrscheinlich Gemeinde- und Eliteforschung zu meinen längerfristigen Arbeitsgebieten gemacht.

Hinzu kamen Aufforderungen für Expertisen. So berichtete ich der Rockefeller-Foundation über den Zustand der Umfrageforschung in den USA. In mehreren Berichten informierte ich den International Social Science Council über die Entwicklung eines internationalen Netzes von Datenarchiven.

Harvard war damals der Schwerpunkt eines Kultes um die synthetische Droge LSD. Der Psychologe Tom Leary hatte diese Droge unter Studenten verbreitet, und ich selbst hatte unter meinen Schülern Ergebnisse dieses leichtsinnigen Umgangs mit einer Substanz erfahren können, deren Dosiswirkung unbekannt ist. Ich mußte miterleben, wie einer der begabtesten Studenten, denen ich in Harvard begegnete, unter der Wirkung dieser Drogen als Persönlichkeit und als möglicher zukünftiger Wissenschaftler ruiniert wurde. Diese Auseinandersetzung half mir sehr bei späteren Kontroversen um Drogenpolitik in Deutschland.

Noch eine letzte wichtige Begegnung ist mir präsent: die mit Henry Kissinger. Der war 1962 ziemlich niedergeschlagen und ohne Einfluß. Da unternahm er es, einen Sammelband über Deutschland zu konzipieren, zu dem ich das Kapitel „Continuity and Change in German Social Structure“ beitrug. Die Manuskripte wurden alle abgeliefert, aber der Band erschien nie; denn inzwischen machte Kissinger Karriere als Berater des Präsidentschaftskandidaten Rockefeller und später als Außenminister unter Präsident Nixon. Ein Band über Deutschland mit sehr dezidierten Ansichten, etwa denen von Karl Kaiser zur Ostpolitik, erschien plötzlich störend.

Boston gefiel uns persönlich sehr, das Kulturangebot war exzellent, es gab viel Gelegenheit für Sport; allerdings hat Boston leider

auch ein sehr belastendes Klima. Inzwischen war der älteste Sohn mit gutem Erfolg eingeschult. Wir waren ja nach Amerika gekommen als Einwanderer und waren jetzt auf der Suche nach einem passenden Eigenheim, um dauerhaft Wurzeln zu schlagen. Da kamen zwei Einladungen aus Deutschland, um die ich mich nicht bemüht hatte: ein Ruf auf einen Lehrstuhl für Soziologie in Berlin und zeitgleich ein Ruf auf einen neu geschaffenen Lehrstuhl in Köln. Selbstverständlich war es für mich besonders beachtenswert, daß der Ruf von René König aus Köln kam, wo ich die Universität gut kannte und mich als gebürtiger Kölner in der Stadt sehr wohl führte.

Zu diesem Zeitpunkt war ich gewiß, daß ich als Soziologe in erster Linie international vergleichend tätig sein wollte. Aus der Entfernung faszinierte mich Europa im Zusammenwachsen zu einem neuartigen Gebilde: weder Bundesstaat noch Staatenbund. Für vergleichende Sozialforschung war Deutschland inzwischen ein besserer Standort als die USA. Und sehr glücklich war ich über die Entwicklung in meinem privaten Bereich auch nicht, wo die Toleranz für meine Faszination mit empirischer Forschung auf Kosten gesellschaftlicher Aktivitäten abgenommen hatte. Schließlich hatte ich noch eine Mutter und eine ganze Reihe Verwandter im Rheinland. Es war eine Gemengelage an Gefühlen und Begründungen, die nach vielem Hin und Her schließlich doch dazu führte, daß wir zurückkamen nach Deutschland, daß ich 1965 ein Ordinariat in Köln übernahm und zugleich eine Gastprofessur in Berlin. Materiell waren die Bedingungen in Berlin besser als die in Köln. Aber dann wußte ich, daß ich eben doch mehr Rheinländer bin. So gründete ich das Institut für vergleichende Sozialforschung in Köln, übernahm die Direktorenstelle des neugeschaffenen Zentralarchivs und verstand mich von jetzt ab als heimisch am richtigen Platz.

5. Rückblick

Es bleiben noch einige wenige, aber doch wichtige Erfahrungen nachzutragen, die sich nicht sehr gut in den chronologischen Aufbau einer Lebensbeschreibung einfügen ließen. Da muß ich zunächst auf meine Herkunftsfamilie verweisen, wo insbesondere meine Mutter eine starke emotionale Abstützung bewirken konnte, wenn immer der Druck auf uns besonders unangenehm wurde. Sie war auch später eine große Hilfe im Alltag meiner neu gegründeten Familie.

Sehr hilfreich war in meinem Leben auch der Sport. Das bedeutete zunächst Fußball in dem damals renommierten VFL 99 Köln. Weil ich Fußball spielte, tolerierten Mitschüler Schulleiß und geistige Interessen. Es darf nicht unterschätzt werden, welcher sozialer Druck sonst

von dem Bündnis der Mittelmäßigkeit ausgeht, das in jeder größeren Menschenversammlung und erst recht in Institutionen besteht – seien das nun Schulklassen, Firmen oder auch Hochschulfakultäten. Gerade unter jungen Menschen aber wird sportlichen Erfolgen mit Respekt begegnet, der Toleranzräume begründet. Während meiner Schulzeit wurde ich auch noch gefördert durch den Ruf, einige Geschicklichkeit als Straßenschläger zu haben. Das Wort kann leicht irrtümlich suggerieren, daß ich Streit suchte. Das Gegenteil ist der Fall; denn ich versuche mein Leben lang Streit meist durch Nachgeben auszuweichen. Allerdings muß ich zugeben, daß ich am Ende dieser Möglichkeit bei der Art des Austragens von Streitereien zur Unnachgiebigkeit neige. Ich weiß heute noch nicht, ob dieses Nebeneinander von äußerster Verbindlichkeit und punktuell großer Unnachgiebigkeit mir in meinem wissenschaftlichen Werdegang im Wege stand oder nicht. Aber eine solche Disposition kann man sich ja auch nur bedingt aussuchen.

Über Jahrzehnte meines Lebens hinweg habe ich „jobben“ müssen – zusätzlich zu den kontinuierlichen Tätigkeiten, über die ich bereits berichtete. Dazu gehörten in Deutschland mehrmonatige Tätigkeiten als Postfacharbeiter, als Nachwächter und als Bürokrat im Finanzamt. In den USA war ich neben dem Studium auch noch Lagerist und Kellner in einem gepflegten Restaurant. Die vielfältigen Bekanntschaften, die unterschiedlichen Erfahrungen mit zwischenmenschlichen Beziehungen in den ganz verschiedenen Milieus dieser Jobs haben mir als vorwissenschaftliche Erfahrung in meinen wissenschaftlichen Arbeiten genutzt. Nie stand ich etwa in der Gefahr, die These von der Vermassung ernstzunehmen oder viel später die gegensätzliche modische These von dem Auseinanderfallen der Gesellschaft in lauter Individuen. Ich bin sicher, daß ein eindruckreiches Leben außerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin eine Voraussetzung für fruchtbare Fragestellungen in der Disziplin selber ist. Das wissenschaftliche Handwerkszeug kann ja auch perfekt beherrscht werden, ohne daß daraus inhaltlich etwas Interessantes für das Fach oder eine allgemeine intellektuelle Öffentlichkeit folgen würde.

Schließlich muß ich bekennen, daß ich mich nie entscheiden konnte, entweder nur Wissenschaftler oder nur ein Teil der öffentlichen Diskussion zu sein. Einer Entscheidung nur für die Wissenschaft steht nicht zuletzt auch mein Engagement in politischen Fragen entgegen, das bis weit in die frühe Jugend zurückreicht. Gegen eine vorwiegende Betätigung im politischen Bereich aber wirken die Motive, die mich für die Wissenschaft als kaltes Abenteuer begeisterten. Daß aber beides sich gegenseitig nicht verderben muß, dafür ist Max Weber das große Vorbild.

Renate Mayntz

Mein Weg zur Soziologie: Rekonstruktion eines kontingenten Karrierepfades

Zur Soziologie kam ich erst auf Umwegen. Dennoch war es die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und des Zusammenbruchs des nationalsozialistischen Regimes, die sich in dieser Fachwahl auswirkte.

Ich wuchs bürgerlich und, solange der Krieg es erlaubte, wohlbehütet auf. Mein Vater, beinamputiert seit dem Ersten Weltkrieg, war Professor an der Technischen Universität Berlin und ein angesehener Fachmann für Verbrennungskraftmaschinen. Wir hatten ein Auto, solange ich zurückdenken kann, und immer mindestens ein Hausmädchen. Der Bekanntenkreis der Eltern bestand vor allem aus Fachkollegen meines Vaters; wenn über Politik gesprochen wurde, wurden die Kinder aus dem Zimmer geschickt. Fragen, die sich technisch und naturwissenschaftlich beantworten ließen, beantwortete mein Vater dagegen gern und ausführlich, und ich fragte viel; wäre ich ein Sohn gewesen, wäre ich leicht wie mein Bruder Ingenieur geworden. In diesem Herkunftsmilieu fehlte alles, was einen nach verbreitetem Verständnis zur Soziologie hätte führen können: Statusunsicherheit, Randgruppenexistenz oder ein Kulturschock z.B. als Folge von Migration. Tatsächlich meinte viele Jahre später Nels Anderson einmal kritisch zu mir, als ich einem seiner Argumente nicht gleich folgen konnte: „that's the disadvantage of *not* coming out of the gutter“.

Meine Eltern waren verschiedener Meinung, ob ich später einmal studieren und zu diesem Zweck, so wie ich gern wollte, das Abitur machen sollte. Nähen und kochen zu können schien meiner Mutter die beste Vorbereitung auf eine spätere Heirat, das normale Frauenschicksal, das sie sich für mich wünschte. Mein Vater, liebevoller Patriarch der er war, unterstützte dagegen meine schulischen Ambitionen. Unter den Bedingungen des Krieges – ich war 10 Jahre alt, als er begann – war deren Realisierung allerdings mit häufigen Schulwechseln und Unterbrechungen verbunden. Nachdem im Sommer 1943 in Berlin alle Schulen geschlossen wurden, ging ich nacheinander in Posen, Bad Doberan, Augsburg und Weilheim am Lech zur Schule und

wurde dazwischen mehrfach monatelang nur privat unterrichtet. Als ich, 1946 im versiegelten Zug¹ mit Mutter und Bruder von Bayern nach Berlin zurückgekehrt, dort dennoch schon 1947 das Abitur machte, besaß ich eine fragmentierte, lückenhafte und wenig nachhaltige Schulbildung, deren Defizite ich erst während des Studiums, und auch dann nur teilweise, ausgleichen konnte.

Die für meine spätere Studienfachwahl ausschlaggebenden Erfahrungen der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit waren Angst, Ohnmacht und ein existentieller Orientierungsverlust. Da waren die Bombennächte in Berlin, der Blindgänger, dem ich 1943 bei einem Luftangriff an der Küste Mecklenburgs mein Leben verdankte, die Flucht quer durch Deutschland vor der herannahenden Sowjetarmee, die Tiefflieger, das Verstecken vor marodierenden Soldaten und der zermürbende Hunger, die zusammen das Gefühl hilflosen Ausgeliefertseins an willkürliche Gewalt erzeugten. Und da waren die Enthüllungen über die NS-Greuel, mit denen ich gewissermaßen ohne Vorwarnung nach Kriegsende konfrontiert wurde und auf die ich nicht einfach mit moralischer Entrüstung, sondern mit einer zutiefst schockierten Verständnislosigkeit und der mich von da an nicht mehr loslassenden Frage „Wie ist Derartiges nur möglich?“ reagierte. Noch mehr als alle Gewalt des Krieges widerlegte die organisierte Grausamkeit der Judenvernichtung das (normativ durchgesetzte) Bild der Welt, das ich mir im Ergebnis einer behüteten bürgerlichen Kindheit unausgesprochen gemacht hatte. Der Schock war um so größer, als nichts mich auf solche Enthüllungen vorbereitet hatte. Altersgründe allein können das nicht erklären; auch das angedeutete Sozialisationsmilieu und die Tatsache, daß niemand in meinem politikfernen und durchweg „arischen“ Umfeld unmittelbar von den Verfolgungen berührt war, trugen dazu bei. Mein Vater, selber nicht in der NSDAP, schrieb mir verständnisvoll Entschuldigungen für die Heimabende des Jungmädels, die mir schon deshalb zuwider waren, weil ich dort auf Mädchen aus einer anderen sozialen Schicht stieß, die von dem Kind aus dem Villenviertel nichts wissen wollten. Das Lyzeum, das ich bis zur Evakuierung in Berlin besuchte, war eine der wenigen übriggebliebenen Privatschulen gewesen, bis es diesen Status am Ende ebenfalls verlor. Entging ich so einerseits der direkten nationalsozialistischen Indoktrinierung, dann gab es andererseits niemanden, der mich frühzeitig zu einer kritischen Distanzierung vom NS-Regime brachte. So war ich 1945, als ich die ersten Fotos aus den Konzentrationslagern sah, in politischer Hinsicht naiver, als ich es mit inzwischen 16 Jahren hätte sein müssen.

Die Frage „wie ist sowas möglich?“ führte mich nicht direkt zur Soziologie. Zuerst suchte ich nach einer Erklärung, die beim Einzel-

1 Es handelte sich um einen Rücktransport von Evakuierten; reguläre Züge gingen zu der Zeit noch nicht.

menschen ansetzt, und schrieb mich, während ich noch die letzte Klasse der Oberschule besuchte, an einem renommierten psychotherapeutischen Ausbildungsinstitut ein. Freud, Jung und Schultz-Hencke boten jedoch keine mich überzeugenden Antworten; sie handelten, so schien mir, mehr mit beliebigen Interpretationen als mit wissenschaftlich überprüfbaren Erklärungen. Diese suchte ich als nächstes im Bereich von physiologischen Vorgängen und hier speziell der Endokrinologie. Die Lehrbücher, die ein befreundeter Medizinstudent mir lieh, brachten mich auf die Idee, nach dem Abitur Medizin zu studieren, um später in die biomedizinische Forschung zu gehen; Ärztin werden wollte ich nie. Diese deutliche Präferenz für Forschung anstatt Praxis verweist auf einen Wesenszug, den meine Eltern bereits an der Drei- und Vierjährigen bemerkten, als sie in einem kleinen Heft Begebenheiten festhielten, bei denen ich sie durch ungewöhnlich genaue Beschreibungen von Beobachtetem überraschte. Insofern war wohl auch meine Reaktion auf die mich moralisch schockierenden politischen Ereignisse, nämlich nach Erklärungen zu suchen anstatt nach Möglichkeiten des Eingreifens, von tiefer angelegten Persönlichkeitsmerkmalen geprägt. Auf derselben Linie liegt es, daß ich später bei allem Interesse an politischen Fragen niemals eine politische Laufbahn in Betracht zog.

Der Plan, Medizin zu studieren, ließ sich nicht verwirklichen: mein Zulassungsgesuch wurde von der Berliner Humboldt-Universität (die Freie Universität existierte noch nicht) abgelehnt, wobei sowohl meine mäßige Abiturnote wie auch die Tatsache eine Rolle spielte, daß Kriegsheimkehrer und Arbeiter- und Bauernkinder mit Vorrang zum Studium zugelassen wurden. Meine Enttäuschung war groß, und Sprachschule, Schauspielunterricht und erste Versuche als Schriftstellerin konnten die Lücke nicht füllen. Als Ausweg bot es sich an, den angezielten Forschungsbereich auf dem Weg über ein Chemiestudium mit Schwerpunkt Biochemie zu erreichen, und so begann ich in Vorbereitung zur Immatrikulation an der Technischen Universität dort ein langweiliges Praktikum, während dessen ich vor allem Äther zu destillieren hatte; den Geruch kenne ich heute noch. Kurz darauf bot sich mir die Gelegenheit, mit Hilfe eines Stipendiums des in der Nähe Bostons gelegenen Wellesley College in den USA zu studieren; daß ich von der Möglichkeit erfuhr, mich um dieses Stipendium zu bewerben, das die Unterbringung und Verpflegung im College, aber keinen Pfennig Taschengeld einschloß, verdankte ich meiner schon Anfang der 30er Jahre aus beruflichen Gründen nach Amerika emigrierten Patentante. Ich wählte Chemie als mein Hauptfach und wurde – die Blockade Berlins hatte begonnen – im Frühherbst 1948 mit einem der „Rosinenbomber“, die die Stadt versorgten, ausgeflogen, um mich von Bremen zusammen mit zahlreichen Soldatenbräuten auf einem umgebauten Truppentransporter nach New York einschiffen zu können.

Der zweijährige Aufenthalt in den USA war, neben den Kriegs- und Nachkriegserfahrungen, wahrscheinlich der zweite wichtige Faktor, der meinen Weg zur Soziologie bestimmte. Die Existenz dieser Disziplin war mir nicht unbekannt, als ich nach Wellesley kam, obwohl ich nicht mehr weiß, wann und wie ich mit dem Fach (das man damals in Berlin noch nicht studieren konnte) in Berührung kam; ich glaube mich aber zu erinnern, daß ich schon etwas von Max Weber gelesen hatte. Wellesley ist ein Liberal Arts College, an dem man neben seinem Hauptfach Kurse aus einem breiten Angebot teils obligatorischer, teils wählbarer Nebenfächer belegt. Ich wählte unter anderem einen Kurs in Soziologie. Dieses Fach wurde in Wellesley von einer jungen Frau gelehrt, die ich sehr anregend fand, deren Namen ich jedoch vergessen habe und die mir später in der Profession auch nicht wieder begegnet ist. Die soziologische Art zu denken, die die Aufmerksamkeit auf soziale statt auf psychische oder gar physische Ursachen menschlichen Verhaltens legt, eröffnete nicht nur einen neuen Weg zur Beantwortung der Frage „wie ist sowas möglich?“; sie bot zugleich – und das machte mich jetzt besonders dafür empfänglich – die Möglichkeit, den Kulturschock analytisch zu bewältigen, den der Wechsel vom Berlin der Blockadezeit an eines der prestigevollsten amerikanischen Mädchencolleges bedeutete. In gewisser Weise wurde die Soziologie damals für mich zum intellektuellen Schlüssel für das Verständnis meiner Umwelt, meiner Herkunft und meiner selbst.

Mit diesem meinem Selbst, und hier nicht zuletzt mit meiner nationalen Identität hatte ich zu jener Zeit große Probleme. Zwar identifizierte ich mich stark mit meiner Heimatstadt Berlin, doch daß ich Deutsche war verschwieg ich aus Scham, aus diesem Land zu kommen, am liebsten. In den zwei Jahren in Amerika hatte ich keinerlei Kontakt mit Deutschen, sprach nie deutsch und träumte bald auch auf englisch. Als man mich (in West Virginia) zum ersten Mal für eine Amerikanerin (der Ostküste) hielt, wurde mir heiß vor Freude; als ich bei der Rückkehr nach Deutschland, von Paris kommend, die Zollpolizei an der Grenze deutsch sprechen hörte, brach ich unvermittelt in Tränen aus und wollte am liebsten umkehren. Hier liegt ohne Zweifel ein wichtiger Grund auch dafür, daß ich mich später stark an der amerikanischen Soziologie orientierte.

In Wellesley war das Denken in den Kategorien der Soziologie für mich so mühelos, daß ich in diesem Fach von Anfang an ohne größeren Aufwand beste Noten bekam, während ich mich mit meinem Hauptfach redlich (aber am Ende ebenfalls erfolgreich) ablagen mußte. Trotzdem zog ich einen Fachwechsel niemals in Erwägung. Nicht nur interessierte mich vor allem die Biochemie inzwischen auch unabhängig von der Ausgangsfrage, die mich zu ihr geführt hatte; gerade weil der Lernaufwand größer war, nahm ich sie als Wissenschaft auch ernster als die Soziologie. Hinzu kam ein pragmatisches Motiv: Che-

mie schien mir ein unpolitisches Fach, in dem man notfalls auch unter einem kommunistischen Regime würde arbeiten können, und diese Notwendigkeit sah ich damals für den Fall voraus, daß ich nach Berlin zurückkehren und die Stadt ihren Status als westliche Insel verlieren würde. Und zurückkehren wollte ich, als ich nach zwei Jahren meinen B.A. (und das Angebot einer Fellowship zum Studium der Chemie an einer amerikanischen Universität) hatte, und zwar nicht obwohl, sondern gerade weil die politische Bedrohung durch den inzwischen ausgebrochenen Koreakrieg größer geworden war. Wenn Berlin besetzt werden sollte, dann wollte ich nicht als einzige meiner Familie sicher in den USA sein: Zu solchen Aufwallungen von Opfermut ist man als Einundzwanzigjährige noch fähig.

So fand ich mich im Herbst 1950 wieder in Berlin und als Studentin der Chemie an der Technischen Universität, an der mein Vater damals gerade zum Rektor gewählt worden war. Die Berliner Wirklichkeit war aus der Nähe weniger bedrohlich, dafür aber so aufregend, daß es mir zunehmend schwerer wurde, meine Gedanken bei der Chemie zu behalten und die Energie aufzubringen, die nötig war, um auch die mathematischen Hürden der physikalischen Chemie zu meistern. Ich engagierte mich in der europäischen Jugendbewegung und bei Auseinandersetzungen mit kommunistischen Jugendgruppen und vermißte das breite Interessenspektrum, das der amerikanische Studienplan mir eröffnet hatte. Ehe das Wintersemester zuende war, entschied ich mich zum Fachwechsel und nahm im Frühjahr 1951 an der (inzwischen gegründeten) Freien Universität das Studium der Soziologie auf.

Der Entschluß war spontan und überraschte mich selbst, da ihm keine längeren Überlegungen und Abwägungen vorausgingen. Eines Abends, ich war im Theater gewesen, wo es einen der damals häufigen Theaterskandale gegeben hatte, blieb ich auf dem dunklen Nachhauseweg vom S-Bahnhof Wannsee unvermittelt auf der Straße stehen und teilte mir gewissermaßen selber mit, daß ich am nächsten Tag das Chemiestudium beenden und mit Soziologie beginnen würde. Mein Vater, dem ich das am nächsten Morgen sagte, fand zwar, ich würde damit einen zukunftsträchtigen gegen einen brotlosen Beruf eintauschen, aber wenn ich sicher sei, daß ich dieses wolle, dann würde er mir keine Hindernisse in den Weg legen. So wenig ich meine Entscheidung auch vorher durchdacht hatte, ich habe sie hinterher niemals in Frage gestellt – vielleicht, weil sie sich mir subjektiv gar nicht als bewußte Wahl, sondern als plötzliche Einsicht präsentierte.

Einen Diplomstudiengang Soziologie gab es zu jener Zeit an der Freien Universität noch nicht. Ich schrieb mich an der philosophischen Fakultät ein und wählte als Nebenfächer Psychologie (aus Interesse) und Publizistik (aus rein pragmatischen Überlegungen). In der nur wenig durch Studienregelungen eingengten damaligen Situation erreichte ich es, mir für den amerikanischen B.A. vier Fachsemester an-

erkennen zu lassen. Dadurch wurde es mir möglich, bereits im Frühjahr 1953 zur Promotion zugelassen zu werden, woran mir viel lag, weil mein geschätzter Lehrer und Doktorvater Otto Stammer danach für ein Jahr ins Ausland gehen sollte und meine Promotion, sollte ich sie nicht vorher geschafft haben, sich sonst entsprechend verzögern würde. Ich aber war darauf versessen, so schnell wie möglich fertig zu werden und beruflich auf eigenen Füßen zu stehen.

Von den Hochschullehrern, die damals an der Freien Universität Soziologie lehrten, hat mich Otto Stammer am meisten angezogen und am stärksten beeinflußt. Stammer war grundsätzlich Empiriker und fußte theoretisch auf Max Weber. Unter allen wählbaren Dozenten sagte er mir sowohl wegen seiner Art zu denken wie wegen seines bevorzugten Themas, der politischen Soziologie, am meisten zu. Hans-Joachim Lieber, der damals gerade als Privatdozent an der FU zu lehren begann, war eher geisteswissenschaftlich orientiert und vermittelte Kenntnisse des Marxismus (bei besonderer Betonung der Werke des jungen Marx) und der Wissenssoziologie. Ich selber orientierte mich unter den deutschen Klassikern vor allem an Max Weber, im übrigen jedoch eher an der zeitgenössischen amerikanischen Soziologie. Eine systematische Methodenausbildung gab es, soweit ich mich erinnere, nur im Fach Psychologie. Die kurze Zeit meines Studiums an der FU – ich promovierte im Frühjahr 1953, d.h. am Ende des vierten dort verbrachten Semesters – ließ nicht viel Spielraum für ein umherschendes Lernen. So waren auch meine fachlichen Kenntnisse, als ich die Universität verließ, sicher viel begrenzter, als sie heute ein Diplomsoziologie, geschweige denn ein frisch promovierter Soziologe besitzt.

Die Tatsache, daß die Freie Universität eine politisch motivierte Neugründung war, prägte die Studienatmosphäre, ohne daß mir dies mangels Vergleichsmöglichkeiten mit anderen deutschen Universitäten sehr bewußt geworden wäre. Zu den Besonderheiten gehörte eine dezidiert antikommunistische Frontstellung, vor allem aber das Fehlen einer (NS-)Vergangenheit, die es nun zu bewältigen gelolten hätte. Otto Stammer hatte als Sozialdemokrat gar zu denjenigen gehört, denen zur Hitlerzeit eine akademische Tätigkeit unmöglich war; er war, wie er gern erzählte, in der Industrie untergetaucht. Von alter Ordinarienherrlichkeit war an der FU relativ wenig zu spüren; die Reformbereitschaft war sicher von Anfang an größer als an den alten Universitäten Westdeutschlands. Ich habe mich allerdings damals für die Institution FU, für Hochschul- oder Studentenpolitik nicht interessiert; die Universität war für mich nichts weiter als ein Ort zum Lernen, den ich so bald als irgend möglich verlassen wollte, um mit dem „wirklichen“ Leben zu beginnen.

Mein vorwissenschaftliches Erkenntnisinteresse war während der Studienzeit zunehmend ins Halbbewußte abgesunken und zeigte sich vor allem indirekt in dem selektiven Interesse für bestimmte Themen

und Fragestellungen. Diese bezogen sich inzwischen nicht nur auf das nationalsozialistische Regime und seine Taten, sondern auch auf die (damals populär so genannten) kommunistischen Diktaturen, die aus Berliner Perspektive besonders bedrohlich schienen. Darüber hinaus interessierten mich die in diesen Systemen historisch manifest gewordenen, allgemeineren Konstellationen und Mechanismen. So interessierte mich sowohl die Totalitarismusforschung wie die Sozialpsychologie, die Erklärungen dafür anbietet, daß Menschen sich anpassen, zu Mittätern werden oder andere Menschen als Ungeziefer wahrnehmen, das es auszurotten gilt. Und immer wieder war es Max Weber, der mir mit seinen Kategorien der Macht, des Charisma und der Gesinnungsethik bei der Suche nach Erklärungen half. Wiewohl von Anfang an ein überzeugter Anhänger der Werturteilsfreiheit, hatten diese Weberschen Kategorien für mich deutliche Wertakzente. Die Werturteilsfreiheit bejahte ich gewissermaßen als Norm kognitiver Hygiene, nicht obwohl, sondern gerade weil mir bewußt war, daß bereits das notwendig selektive Erkenntnisinteresse faktisch Wertungen impliziert. Die – nicht selten gesinnungsethisch motivierte – willkürliche Machtausübung und die Ohnmacht der ihr Unterworfenen war damals und später diejenige Konstellation, die mich auch in der Literatur etwa bei Brecht, Dürrenmatt (Besuch der alten Dame) oder Golding (Lord of the Flies) auf besondere Weise emotional berührte – mit jener Mischung aus Grauen und Faszination, die ein blutiger Unfall bei manchem Zuschauer erzeugt. Meine Ablehnung jeder Art von Gesinnungsethik, auch der religiös fundierten, fand ihr positives Gegenstück in einer Identifikation mit Webers Wertpluralismus, der den Verzicht auf die Wärme des bedingungslosen Glaubens bedeutete. Dieselbe Grundhaltung, die die Nüchternheit über das Pathos stellt, hat mich auch für Theodor Geiger eingenommen, dessen Werk ich später in den USA bekannt zu machen versuchte.²

Das hier skizzierte Leitmotiv vieler meiner Interessen war weniger bewußter Entscheidungsgrund als ein von mir erst nachträglich erkanntes Grundmuster. Das vorwissenschaftliche Erkenntnisinteresse hat auch keineswegs alle meine Entscheidungen während des Studiums beeinflußt. So habe ich mein Dissertationsthema³ aus rein pragmatischen Überlegungen gewählt: Ich stellte mir zu jener Zeit vor, am ehesten in der Industrie eine Stelle als Sozialforscher finden zu können, und wollte meine Qualifikation für die dort meiner Erwartung nach gestellten Aufgaben demonstrieren. Daß ich forschen und unter

2 Vgl. Renate Mayntz (Hrsg.), Theodor Geiger: On Social Order and Mass Society. Selected Papers. Chicago: University of Chicago Press 1969.

3 Die Arbeit wurde erst fünf Jahre nach der Promotion veröffentlicht; vgl. Renate Mayntz, Die soziale Organisation des Industriebetriebes, Stuttgart: Enke 1958.

keinen Umständen lehren wollte, stand für mich außer Frage. Obwohl ich gern lernte und früher auch ausgesprochen gern zur Schule gegangen war, fand ich die Vorstellung, selber zu lehren, höchst unattraktiv; ich habe auch nie eine Assistententätigkeit ausgeübt oder angestrebt.

Unabhängig von dem speziellen Thema kamen schon in meiner Dissertation zwei auch für meine späteren Arbeiten kennzeichnende Wahlen zum Ausdruck: der auf empirisch fundierte Erklärung beobachtbarer Tatbestände zielende Ansatz und die Bevorzugung einer bestimmten Analyseebene, die Ebene strukturierter sozialer Gebilde im Mesobereich zwischen Individuum und Gesamtgesellschaft. Weder das eine noch das andere läßt sich zwingend aus den mich inhaltlich interessierenden Problemen ableiten. Woher mein Interesse für strukturierte Sozialgebilde kommt, kann ich nicht sagen. Der empirisch-analytische Ansatz aber entsprach meinem naturwissenschaftlich beeinflussten Wissenschaftsverständnis, das mit einer starken Abneigung gegen jede Art metaphysischer Deutung einherging, die mit dem Anspruch objektiver Erkenntnis auftrat. Hier wirkte sich nicht nur meine mit den Erfahrungen der Hitlerzeit zusammenhängende Allergie gegen den Glaubensanspruch von Ideologien aus, sondern auch meine spontane Neigung zur Konstruktion von Kausalerklärungen. Ich hätte insofern leicht überzeugter Popperianer werden können, wäre der Neopositivismus mir nicht als sowohl in kognitiver wie auch in ontologischer Hinsicht unzulässig vereinfachend erschienen.⁴

In der Organisationssoziologie unterscheidet man zwischen Eintrittsmotiven und den Motiven, die das spätere Verhalten des Mitglieds bestimmen. Das gilt ganz ähnlich für Berufswahl und späteres Verhalten im Beruf. Nachdem ich bereits kurz nach der Promotion eine Stelle in der Sozialforschung gefunden hatte, stehen die von mir in den nächsten Jahren bearbeiteten Themen in keinem erkennbaren Zusammenhang mehr mit dem ursprünglich anstoßgebenden, vorwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse. Anders als erwartet trat ich nicht in einen Industriebetrieb ein, sondern wurde, noch ehe ich mich anderwärts beworben hatte, vom Kölner UNESCO-Institut für Sozialwissenschaften als zusätzlicher Mitarbeiter für eine bereits laufende Gemeindestudie eingestellt – ein glücklicher Zufall, denn damals gab es kaum Möglichkeiten der Sozialforschung außerhalb der Hochschulen. In Köln war ich auf dem Weg in den nach der soeben erfolgten Promotion dringend nötigen Erholungsurlaub auf gut Glück vorbeigefahren, um mich für alle Fälle vorzustellen, ohne schon aktiv auf Stellensuche zu sein. Einstellungsbedingung war, daß ich sofort begann

4 Vgl. Renate Mayntz, Über den begrenzten Nutzen methodologischer Regeln in der Sozialforschung. In: Wolfgang Bonß, Heinz Hartmann (Hrsg.), Entzauberte Wissenschaft. Soziale Welt Sonderband 3, 1985: 65-76.

und zur „Feldarbeit“ in die untersuchte Landgemeinde ausrückte, wo ich vor allem die ländlichen Parteien, Vereine und Kirchenorganisation untersuchte. Die Studie wurde 1954 publiziert.⁵

Die daran anschließende Untersuchung der sozialen Schichtung in der Stadt Euskirchen entsprang ebenfalls nicht meiner eigenen Wahl. Die nebenbei verfaßte kleine Schrift über die moderne Familie⁶ wurde vom Verlag angeregt; obwohl das Thema mich nicht interessierte, schmeichelte mir die Anfrage. Es sollte mein einziger Ausflug in den Bereich „weiblicher“ Themen bleiben. Das erste nach der Dissertation wieder selbstgewählte größere Vorhaben, die Untersuchung eines CDU-Kreisverbandes in Berlin,⁷ weist dann den Weg zu dem, was lange Zeit mein zentrales Arbeitsgebiet bleiben sollte – nicht Parteiensoziologie, sondern, allgemeiner, Organisationssoziologie. Etwa von diesem Zeitpunkt an wurde die Soziologie für mich zu einem professionell zu handhabenden kognitiven Instrument – ein intellektuelles Handwerk gewissermaßen, das es nach allen Regeln der Kunst auszuüben galt, und nicht mehr primär ein Mittel zur Befriedigung eines persönlichen Wissensbedürfnisses. In diesem Sinne habe ich später öfters mir von außen angesonnene Themen bearbeitet, ohne mich damit persönlich besonders zu identifizieren. Grundsätzlich geändert hat sich das dann jedoch, als ich begann, das Forschungsprogramm für das von mir aufzubauende Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung zu entwickeln.

Daß ich das Kölner UNESCO-Institut nach wenigen Jahren verließ, hatte rein private Gründe: ich folgte meinem (ersten) Mann nach Berlin. Die Parteistudie wurde von der DFG finanziert. Schon ehe ich nach Berlin umzog, hatte mich Otto Stammer, mit dem ich weicher Verbindung hielt, schließlich überredet, mich zu habitulieren. Überzeugt hat mich am Ende sein von mir inzwischen als realistisch erkanntes Argument, daß die Chance, anspruchsvolle Sozialforschung zu treiben, an den Hochschulen immer noch am größten sei – zumal bei aus privaten Gründen eingeschränkter Mobilität. Die mit einer Habilitation verbundene Lehrverpflichtung akzeptierte ich als Preis dafür. Als Habilitationsschrift reichte ich das Manuskript der abgeschlossenen Euskirchenstudie ein.⁸

Meine Habilitation im Jahr 1957 fiel zeitlich mit der Scheidung meiner ersten Ehe zusammen. Als Privatdozent hätte ich damals außer den Hörgeldern nichts verdient. So beantragte und erhielt ich

5 Gerhard Wurzbacher (unter Mitarbeit von Renate Pflaum), *Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung*. Stuttgart: Enke 1954.

6 Renate Mayntz, *Die moderne Familie*. Stuttgart: Enke 1955.

7 Vgl. Renate Mayntz, *Parteigruppen in der Großstadt*. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag 1959.

8 Vgl. Renate Mayntz, *Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde*. Stuttgart: Enke 1958.

ein einjähriges Stipendium der Rockefeller Foundation zum Studium der Organisationssoziologie in den USA, wohin ich 1958 aufbrach. Als Studienorte hatte ich New York (Columbia University), Ann Arbor (University of Michigan) und Berkeley (University of California) gewählt. In New York lernte ich Robert K. Merton und die junge Mannschaft im Bureau of Applied Social Research kennen, in Ann Arbor beeindruckte mich Morris Janowitz, und in Berkeley waren es Reinhard Bendix, Erving Goffman, Philip Selznick und Martin Trow. Danach kehrte ich an die Columbia University zurück, um dort ein weiteres Jahr als Visiting Assistant Professor zu bleiben; man gab mir das Zimmer von Paul Lazarsfeld, der ein *sabbatical* hatte. Neben jüngeren Soziologen wie Amitai Etzioni und Immanuel Wallerstein gehörte auch Daniel Bell zu den New Yorker Kollegen; durch ihn kam ich in Kontakt mit dem legendären „Upper Westside Kibbutz“, einem Zirkel von Intellektuellen, zu dem eine Deutsche sonst keinen Zutritt gehabt hätte.

Für meine berufliche Sozialisation waren diese zwei Jahre in Amerika entscheidend; ich lernte viel in methodischer und theoretischer Hinsicht und wurde Teil einer überlokalen *professional community*, die mich als Mitglied akzeptierte und in der ich mich zu Hause fühlte. Als ich diesmal nach Berlin zurückkehrte, wo Otto Stammer inzwischen an der FU eine bezahlte Stelle, eine sogenannte Diätendozentur für mich besorgt hatte, geschah es nicht freiwillig, sondern weil die Art meines Visums es verlangte. Ich plante ein gemeinsames Vorhaben mit Robert K. Merton und wollte so bald wie möglich nach New York zurückkehren. Daß es anders kam und ich vielmehr in Berlin eine normale deutsche Professorenlaufbahn begann, hat wieder private Gründe in Gestalt des Malers Hann Trier, den ich schließlich 1962 heiratete.

Meine primäre professionelle Bezugsgruppe blieben zunächst die amerikanischen Kollegen. In der deutschen Soziologie fehlten mir Freunde aus gemeinsamer Studienzeit und Assistententätigkeit. Kennzeichnend erscheint mir für diese milde Form empfundener Isolierung, daß ich mich zwar lebhaft an die ersten *internationalen* Soziologentage der ISA erinnere, die ich besuchte, aber nicht an die ersten deutschen Soziologentage – obwohl ich nachweislich daran teilnahm, Referate hielt und auch eine Amtsperiode lang dem Vorstand der DGS angehörte. Nach einigen Jahren allerdings sollte sich diese US-Orientierung fast in ihr Gegenteil, einen mehr empfundenen als intellektuell begründeten Euro-Zentrismus verkehren. Auf jeden Fall kam ich am Ende doch noch subjektiv da an, wo ich lebte – sowohl in der deutschen Soziologie wie in der Bundesrepublik Deutschland.

Daß ich als Frau einer akademischen Minderheit angehörte, mit der man in Deutschland weniger normal umzugehen verstand als in den USA, mag zu dem angedeuteten Gefühl der Fremdheit beigetra-

gen haben, ohne mir damals sehr bewußt gewesen zu sein. Offene Diskriminierung habe ich selten, und dann eher indirekt erlebt, etwa indem mir in den frühen 60er Jahren jemand erzählte, daß sein Vorschlag, mich auf eine Berufungsliste zu setzen, am Veto eines wichtigen Kollegen gescheitert sei, der gemeint habe, „Eine Frau – nur über meine Leiche!“. Trotz entsprechend pessimistischer Prognosen einiger Kollegen erhielt ich knapp fünf Jahre nach meiner Rückkehr aus den USA den ersten Ruf auf ein Ordinariat (in Mainz), der es der FU ermöglichte, mich nun ihrerseits als Ordinaria zu berufen. Gestört hat mich an meinem weiblichen Minderheitenstatus vor allem, daß ich aus der zwischen männlichen Kollegen herrschenden Kameraderie ausgeschlossen blieb; manchmal kam ich mir im männlichen Kollegenkreis wie ein Zirkuspfred vor, auf dessen Kunststücke man stolz ist.

Aber das gehört kaum noch zu dieser Geschichte, ebenso wenig wie meine Erfahrungen mit der (in Berlin besonders früh und heftig sich manifestierenden) Studentenbewegung. Mein eingefleischtes Mißtrauen gegenüber jeder Art von Gesinnungsethikern und meine tief-sitzende Ablehnung jeder Form von Gewaltanwendung gegenüber Wehrlosen haben mich die Studentenbewegung nicht als hoffnungsvollen Aufbruch, sondern als Enttäuschung erleben lassen, Enttäuschung vor allem darüber, daß es mir offensichtlich nicht gelungen war, „meinen“ Studenten die Ideale der Skepsis und der nüchternen Analyse einzuimpfen. Mein sozialwissenschaftliches *Denken* hat sich durch die Studentenbewegung ebenso wenig verändert, wie es von der Tatsache beeinflusst wurde, daß ich eine Frau bin.

Wenn ich heute meinen Weg zur Soziologie rückblickend betrachtete, dann wirkt er im Vergleich zu den beruflichen Lebensläufen der jetzt zu Professuren gelangenden jungen Kollegen einerseits unwahrscheinlicher, zugleich aber auch in höherem Maße von einer inneren Notwendigkeit bestimmt. Ähnliches habe ich immer wieder bei Sozialwissenschaftlern meines Geburtsjahrgangs (plus/minus ein bis maximal zwei Jahre) gespürt – eine Art innerer Verwandtschaft jenseits aller Unterschiede der „Schulen“, denen wir zugeordnet werden. Die Chance, diesen Generationseffekt sichtbar werden zu lassen, hat mich am Ende bewogen, an diesem Band mitzuwirken.



Sigrid Paul

Wegstrecken zwischen Leipzig und Salzburg

Leipziger Jahre

Als ich im September 1929 in Leipzig geboren wurde, hatte mein Vater endlich eine Stelle als Oberlehrer für Musik an einer Oberrealschule erhalten. Er war der Sohn eines durch die Inflation verarmten sächsischen Taschentuchfabrikanten und einer niederschlesischen Handwerkerstochter. Seinem innigen Wunsch, sich ausschließlich der Musik widmen zu dürfen, standen Sicherungsbestreben der Eltern, Teilnahme am ersten Weltkrieg und schließlich Heirat wie Familiengründung entgegen. Sein Studium am Leipziger Konservatorium hatte er durch Gelegenheitsarbeiten größtenteils selbst finanziert. – Meine frühe Kindheit war daher, besonders in den Abendstunden, von Klaviermusik begleitet. Des Nachts saß der Vater an seinen Unterrichtsvorbereitungen, oder war er mit seiner Briefmarkensammlung beschäftigt. Wir zwei Kinder erlebten ihn als fürsorglichen, alle äußeren Familienangelegenheiten gewissenhaft regelnden, gelegentlich mit uns scherzenden und spielenden, aber sich weitgehend in seiner eigenen Welt isolierenden Vater, der unsere Erziehung im wesentlichen und mit dem Ausdruck des Dankes seiner Frau überließ. – Mitte der dreißiger Jahre änderte sich der Tagesrhythmus unserer Familie allmählich, denn mein Vater, der nicht nur der NSDAP, sondern auch der SA beigetreten war, mußte abends immer häufiger zum Dienst erscheinen, an Sportveranstaltungen und vor Kriegsausbruch des öfteren an Übungen als Reserveoffizier teilnehmen. Außerdem wurde er als Kreisfachwart für höhere Schulen verpflichtet, leitete einen Schulchor und betreute Referendare. Kurz: mir bot sich kaum Gelegenheit, ihn vor seinem Tode in der Ukraine 1941, wenn auch nur mit dem Begriffsvermögen eines Schulkindes, in seinen Anschauungen und Motiven kennenzulernen, zumal wir keinen einzigen Urlaub zusammen verbrachten. Den Großvater und die Tante, bei denen er in den Ferien – gerne bergwandernd – weilte, besuchte ich nur einmal im Jahre 1937, erinnere mich aber daran, wie alles zu verstummen hatte, wenn die Nachrichten aus dem Volksempfänger ertönten oder wenn gar „der Führer“ sprach.

Meine Mutter und ihre Familie waren von weitaus umfassenderer Bedeutung für meine Entwicklung. Sie war in Kiel geboren und aufgewachsen, eine „Holsteinerin“, wie sie noch heute sagt. Wohl stammten ihre mütterlichen Vorfahren, Bauern und Arbeiter, aus der deutsch-dänischen Grenzregion, ihr Vater aber war ein preußischer „Kolonialzögling“, Sohn eines polnisch-national und erzkatholisch gesinnten Großbauern aus der „Provinz Posen“, ehrgeiziger Dorfschüler, ausbildender Unteroffizier, später Beamter an der Landesversicherungsanstalt, trotz vorgeschrittenen Alters freiwilliger Kriegsteilnehmer als Zahlmeister. Noch kurz vor seinem Tode im Jahre 1936 fragte er: „Ob Hitler es wohl schafft?“ Im September 1939 reisten seine vier Söhne nach Polen, um den gefährdeten Verwandten, mit denen mein Großvater kaum noch Kontakt gepflegt hatte, wenn irgend möglich zu helfen. – Unter den sechs Kindern waren gegensätzliche politische Richtungen vertreten: zwei Söhne verblieben nach Kriegsteilnahme deutsch-national; einer von ihnen schloß sich als ehemaliger Polizist, obwohl bereits vom Tode gezeichnet, der SS an; die beiden anderen waren Sozialisten, so daß der jüngste 1933 Hals über Kopf nach Holland fliehen mußte. 1934 kehrte er zurück, unterhielt eine Buchhandlung und wurde während seiner Ausbildung zum Bibliothekar in Leipzig zu meinem Mentor und Freund. Aus französischer Kriegsgefangenschaft entlassen, ließ er sich – seine Familie war in der „Ostzone“ geblieben – in der späteren DDR nieder und betreute angehende Bibliothekare im Fernstudium. Seine mich schon früh zu kritischem Lesen und später zu politischer Wachsamkeit anleitenden Briefe begleiteten mich bis zu seinem Tode 1975. – Die Schwester meiner Mutter, Ärztin auf zweitem Bildungsweg, hatte einen hoch- und vielseitig begabten Moralphilosophen und Juristen geheiratet, einen Schweizer, Demokrat katholisch-sozialer Prägung, als Handwerkersohn ebenfalls ein „self-made man“. 1941 wurde er wegen „Schwarzhörens“ ausländischer Sender denunziert und zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Nicht einmal seine zu der Zeit in der Schweiz weilenden Söhne, geschweige denn ich selbst, erfuhren davon. Vor- und nachher nahm er kein Blatt vor den Mund, erhielt niemals eine permanente Anstellung in Kiel und verließ Deutschland noch kurz vor Kriegsende. Aus seinem Mund hörte ich 1944 Unglaubliches über die NS-Zuchtanstalten „Lebensborn“ und vor deren öffentlicher Bekanntgabe von der Invasion der Alliierten in der Normandie am 6. Juni.

Wahrscheinlich hatte das heftige Aufeinanderprallen der Meinungen im Elternhaus bei meiner Mutter einen ausgeprägten Widerwillen gegenüber allem Politischen bedingt. Soweit ich mich erinnern kann, kommentierte sie politische Ereignisse, auch den SA-Dienst ihres Mannes, niemals auf einer anderen Ebene als der unsere Familie persönlich betreffenden. Als Porträtzeichnerin und Rezitatorin nahm sie unentwegt den einzelnen Menschen aufs Korn, seine äußere Gestalt,

seine innere Struktur, seine Herkunft, sein Verhalten und die diesem zugrunde liegenden Werte. „Rasse“ als Typisierungskategorie gehörte dazu, deren vermeintlich angeborenen, psycho-physischen, aber keineswegs einer fixen Wertskala zugeordneten Charakteristika. Das uns Kindern vermittelte Judenbild war zwiespältig: da war einerseits die oft in Erinnerung gerufene Arztfamilie, Jugendfreunde meiner Mutter, deren Gastfreundschaft, Taktgefühl und Wärme ich früh nachempfinden lernte; andererseits trat uns in der Öffentlichkeit das auch zu Hause nicht widersprochene Stereotyp des geschäftstüchtigen, in akademischen und anderen Bereichen „Vetternwirtschaft“ betreibenden, auf „Rassereinheit“ bedachten und als „Freimaurer“ getarnten Juden massiv entgegen.

Meine Eltern hatten sich als „Wandervogel“ kennengelernt und sich dann „in der Fremde“ niedergelassen. (In Kiel fühlte ich mich eher beheimatet als in Leipzig, und ich lernte niemals sächsisch sprechen.) Sie sympathisierten mit der Mazdaznan-Bewegung und deren Grundsatz: „Mit wie wenig ist es mir möglich, gesund und glücklich zu leben?“ sowie deren Streben nach einer friedlichen Welt durch individuelle Selbsterziehung.¹ Als Vegetarier wurden wir Kinder belächelt und geneckt. Die antiautoritäre, durch eingehende Gespräche vollzogene Erziehung zu religiös, aber nicht konfessionell verankerter Selbstverantwortung, die frühe, von Ehrfurcht getragene sexuelle Aufklärung, die häufigen Aufenthalte im Freien, Beobachtung und Haltung von Tieren, u.a. auch Schlangen, besonders durch meinen Bruder, all dies im Verein mit dem vorher Gesagten, bedingte ein Gefühl des Anders-Seins, des nur am Rande jedweder Gruppe Dazugehörigen.

Den Erzählungen und Lesungen meiner Mutter lauschend und mit den Nachbarskindern auf Straße und Hof spielend, verbrachte ich unbekümmert meine frühe Kindheit. Als ich noch nicht zur Schule ging, wünschte ich mir eine „SA-Mann“-Puppe wie die Kinder heute eine „Barbie“. Zur Adventszeit bastelte ich Christbaumschmuck in der NS-Kinderschar, und auf dem Spielplatz des Schrebergarten-Vereins betreute uns die Frau eines SA-Mannes. Der NS-Staat mit seinem Kopf und Garanten der Sicherheit, Adolf Hitler, bildete den als selbstverständlich hingenommenen Rahmen, der „Hitlergruß“ war subjektiv von gleicher Bedeutung wie später das „Grüß Gott!“ Lachend sagten wir „Haitla!“ und amüsierten uns später köstlich über die „NS-Witze“.

1 Die Mazdaznan-Bewegung geht laut Behauptung ihres Gründers Hanish auf eine uralte, von Zarathustra verkündete persische Offenbarung zurück. Sie verheißt bei entsprechender Selbstzucht physisch und psychisch höchstentwickeltes Menschentum. Träger dieser auf die Errichtung eines Friedensreiches abzielenden Bewegung sollte die „arische Rasse“, allerdings unter Ein-schluß der Semiten, sein. Vgl. Brockhaus Enzyklopädie, 19. Aufl. Bd. 14, 1991. – Meine Eltern nahmen wegen des sektiererischen Gehabes der Mazdaznan-Vertreter Abstand von einer Mitgliedschaft.

Zwei Situationen verblieben mir stets im Gedächtnis: eines späten Nachmittags saß ich auf dem Schoß einer Nachbarin und wartete mit ihr voller Spannung auf eine im Radio übertragene Rede Hitlers vor einer großen Menschenmenge; und zu einem anderen, wohl früheren Zeitpunkt sahen wir vom Fenster aus, wie der uns gut vertraute Tabak- und Papierwarenhändler auf der anderen Straßenseite von einer Schar von Männern angegriffen wurde und ihnen mit einer Pistole drohte. Auch er war SA-Mann.

Als ich selber lesen konnte, erhielt ich, ich weiß nicht mehr, von wem und zu welchem Anlaß, Fritz Mettenleiters für die Jugend geschriebenes Rassenkundebuch „Alaf sig arna“², das sich noch in meinem Besitz befindet, an dessen damalige Lektüre ich mich aber nicht erinnern kann. Tief tauchte ich in die Welt anderer Bücher ein: Werner Siebolds Reh-Roman „Troll“, Thompson Setons Tiergeschichten, „Heidi“, „Tom Sawyer und Huckleberry Finn“, „Onkel Toms Hütte“, Coopers „Lederstrumpf“, Fritz Steubens Indianerbücher und unter vielen anderen besonders Marie Hamsuns „Langerudkinder“. Andere Länder und deren Bevölkerung rückten auf diese Weise in meinen Gesichtskreis.

Zu Ostern 1939 kam ich nach nur drei Volksschuljahren – mein Vater hatte mit mir gearbeitet, damit ich eine Klasse überspringen konnte – in die höhere Schule. (Deutlich erinnere ich mich an die Aufnahmeprüfung: Eine spätere Klassenkameradin fiel in Ohnmacht; es war die jüngste Tochter Carl Goerdelers, dessen Bedeutung ich erst ab dem 20. Juli 1944 schrittweise zu begreifen begann.) Ich wollte nun auch wie die Klassenkameradinnen ein „buntdeutsches Mädchen“ werden. Ich schwärmte meine junge Führerin an, brachte ihr Blumen und tat ihr kleine Gefallen. Zwei bis drei Jahre lang marschierte ich mit, erfreute mich am Rhythmus der HJ-Lieder, fingerte dabei in der Rocktasche nach Süßigkeiten und nahm die Liedtexte mechanisch, ohne darüber nachzudenken, in mich auf. Unter „Rotfront“ z.B. konnte ich mir nichts vorstellen. Die Heimabende waren langweilig. Es wurde getuschelt, gekichert und gespöttelt über die ekstatischen Berichte von Delegierten, die sich in Berchtsgaden in die ach, so schönen blauen Augen des „Führers“ verliebt hatten. Sport, Spiel und beginnendes Interesse am anderen Geschlecht hatten viel größeres Gewicht als „politische Schulungen“. Wenn sie denn stattgefunden haben sollten, was wahrscheinlich ist, so hinterließen sie keinen mir bewußten Eindruck. – Als ich das BDM-Alter erreicht hatte, blieb ich einfach vom Dienst weg, mußte aber dann doch den wiederholten Aufforderungen Folge leisten, so daß ich einige Male, innerlich von

2 Fritz Mettenleiter: Alaf sig arna, Alles Heil dem Artbewußten. Jugendbuch für Rassen- und Vererbungslehre, Ahnen- und Bevölkerungskunde in Erlebnissen. Stuttgart: Loewes Verlag Ferdinand Carl o.J.

den anderen Mädchen distanziert, in dem muffigen Gruppenraum saß. Die Bombardierung Leipzigs machte diesen Treffen dann ein Ende.

Das Kriegsgeschehen war für uns Kinder zunächst ein aufregendes Abenteuer. Fotos von Kriegshelden wurden wie solche von Filmschauspielern getauscht. Fliegeralarm warf uns zwar nachts aus den Betten, aber noch blieben wir von Angriffen verschont. Es machte Spaß, dem Vater, wenn er aus Frankreich auf Urlaub kam, die Stiefel auszuziehen, und wehmütig winkten wir dem wieder abfahrenden Zug hinterher, bis ich eines Tages die Mutter erstarrt vorfand, mit einem Brief in der Hand: „Sehr geehrte gnädige Frau! Ich habe die traurige Pflicht ... für Führer und Vaterland ... bei Kalybowka ...“ Mein Vater war im August 1941 im Osten gefallen. Meine Mutter rang um einen persönlich gehaltenen, den Verstorbenen in seinen individuellen Qualitäten würdigenden Text, konnte aber nicht umhin, dem Zwang zur Stereotypie, wenn auch minimal, Genüge zu tun. Sie schloß mit den Worten: „Wir wollen versuchen, uns zu seinem tapferen Standpunkt durchzuringen: Der Einzelne gilt nichts, das Volk alles!“. Fremde drückten ihr in überraschenden Kondolenzschreiben ihre Hochachtung aus. – Sie bewies Zivilcourage. Schon 1937 hatte sie sich, nachdem mein Bruder anlässlich der „Pimpfenprobe“ krank geschlagen worden war, bei einem für die HJ zuständigen Arzt beschwert. Im Kriege bemitleidete sie gegenüber den Nachbarn die Mütter gefallener „Feinde“ und äußerte sich entsetzt über die Leiden der Bevölkerung von Coventry nach den deutschen Luftangriffen. Sie sang mit mir englische Lieder vor den Fenstern von Kriegsgefangenen, steckte den hungernden Russen auf dunkler Straße heimlich Brotmarken zu und fragte sich wiederholt, wie es wohl ihren vor 1933 nach Palästina ausgewanderten Freundinnen gehen möge. – Etwa um die Zeit, als ich meinen Vater verlor, muß es gewesen sein: eine alte Frau mit dem „Judenstern“ wurde von der Straßenbahn, in der ich saß, zurückgestoßen, fiel zu Boden und torkelte zu Fuß weiter. Ich fühle noch meine Betroffenheit, denn wie konnte man alte Leute so behandeln? – Und ein Schild am Eingang zu dem von uns frequentierten Freibad fiel mir beim Warten an der Kasse immer wieder auf: „Hunde und Juden nicht zugelassen“. Diese Worte arbeiteten in mir. Ich, die ich wortwörtliche Formulierungen nicht gut behalten kann, vergaß sie niemals. – Den Begriff „Konzentrationslager“ hörte ich zum ersten Mal in dem Film „Ohm Krüger“. Und Afrika sowie die deutsche Kolonialzeit rückten näher in dem Buch „Wann kommen die Deutschen endlich wieder?“ und dem „Südafrikanischen Lederstrumpf“ von B. Voigt. – Aber meine Mutter erzählte uns auch von Hans Paasche, dem Kriegsdienstverweigerer, und seiner Zivilisationskritik in dem „Lukanga Mukara“.³

3 Vgl. „Auf der Flucht“ erschossen. Schriften und Beiträge von und über Hans Paasche. Hg. Helmut Donat unter Mitwirkung von Wilfried Knauer. Bremen/Zeven 1981 (Schriftenreihe Das Andere Deutschland, Nr. 1) sowie: Die

1943 begannen die Luftangriffe auf Leipzig. 1944 suchten wir verzweifelt nach meinem bei der Flak verwundeten Bruder und im Februar 1945 nach dem Rekruten, der nach den Angriffen auf Dresden Tag und Nacht Leichen hatte bergen müssen, bevor er „an die Front“ kam.

Die Schulen, in Leipzig und Kiel, hatten mir nicht viel bedeutet. Ab Ende 1942 nahm etwas anderes meine Aufmerksamkeit total in Anspruch: das Theater! Mehrmals wöchentlich saß ich auf dem „Olymp“, studierte Rollen ein, hatte nur eine fixe Idee im Kopf: ich mußte Schauspielerin werden. Dem von mir brennend verehrten, später in München tätigen Peter Lühr ist es zu verdanken, daß ich doch nicht von der Schule abging und 1947 das Abitur machte. Ich habe es ihm im Laufe der Jahre wiederholt ausgedrückt. – Aber ich ging auch mit Verwundeten spazieren, korrespondierte mit Frontsoldaten, führte Gespräche mit den Vorgesetzten meines Bruders, traf mich heimlich mit englischen Kriegsgefangenen, um mit ihnen zugunsten russischer Gefangener Brot gegen Kostbarkeiten aus Heimat-Paketen zu tauschen, zitterte im Luftschutzkeller, räumte Schutt in der verwüsteten Wohnung und half alleinstehenden alten Leuten um die Weihnachtszeit.

Im Frühjahr 1945 überfiel uns eine schnürende Angst. Die Sowjetarmee näherte sich im Osten, die „Schwarzen“ der US Army im Westen. Wo sollten wir Frauen uns verstecken? Doch eines sonnigen Apriltages stand ein „weißer“ Amerikaner vor mir, das Gewehr im Anschlag. Der Krieg war aus – für uns. Wir krochen aus dem Keller ... Was kam zuerst? Ich weiß es nicht mehr. Die Nachricht vom Selbstmord Hitlers? „Der Führer“ war tot. Ein Abgrund schien sich unter uns aufzutun. Haltlos fielen wir ins Ungewisse. – Oder war es die Wandzeitung? Unglaubliche, lähmende Bilder. Kaum noch als Menschen erkennbare Lebende und Berge von grauenhaft entstellten Toten. Texte über die KZs, die wir von uns weisen wollten und denen wir dennoch glaubten. Wir, meine Mutter und ich, konnten nicht mehr atmen, nicht sprechen, nicht weinen, nicht essen. Dies Trauma sitzt in jeder meiner Fibern, unauslöschlich, verlangt nach sanfter, liebevoller, wortloser Wiedergutmachung, falls und wo immer möglich.

War es zu dieser Zeit oder später? Sie wuchsen heran, wurden deutlicher, die Fragen: Warum hatten wir in der Volksschule eine promovierte Lehrerin gehabt? Wo war das alte Wiener jüdische Ehepaar geblieben, mit dem mein Bruder sich angefreundet hatte und das meine Mutter – zum Entsetzen der Nachbarn – zum Kaffee einlud?

Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland. Geschildert in Briefen Lukanga Mukaras an den König von Ruoma von Kitara. Gesammelt von Hans Paasche, (postum) Hamburg 1921. Neuauflage Berlin 1980.

Was war aus dem Reformhausbesitzer geworden, an dessen Tür einmal das blaue Schild „arisch“ hing und am nächsten Tage nicht mehr? Und aus dem allen Bewohnern des Viertels bekannten liebenswürdigen, schwachsinnigen Heinz, der gestikulierend durch die Straßen zog? Und der „schwarze“ große Junge, der von der Jugend bewunderte gute Schwimmer? Niemand hatte sie mehr gesehen. War es am Tage nach der „Kristallnacht“, als wir an einer Bretterwand vorbeigingen und ich erfuhr, da sei „ein Kaufhaus abgebrannt“? Und wer war das Mädchen mit dunklem Haar und silbernem Scheitel, das in unsere Klasse kam und bald darauf verschwand? Vor allem aber: Was hatte meinen Vater in die SA gelockt, was tat er da, und wie stand er zu seinem Tun? Antworten auf diese und weitere Fragen bleiben Vermutungen.

Im Juni 1945 kehrte die Angst wieder. Die Russen sollten Sachsen besetzen. Mit gefälschten Papieren floh ich allein nach Kiel, wurde dort von einem britischen Militärposten ohne Ausweis erwischt, eingesperrt und über meine politische Einstellung verhört. Ich freundete mich mit Besatzungssoldaten an und kehrte im Herbst 1945 über die „grüne Grenze“ nach Leipzig zurück. (Inzwischen hatten uns zwei Hiobsbotschaften erreicht: Die Schwester meines Vaters war bei der Besetzung des Klosters, in dessen Pflegeheim sie betreut wurde, von den Russen erschossen worden. Und in Danzig hatte sich der Bruder meines Großvaters Paul, Inhaber einer Musikalienhandlung und Konzertagentur, verheiratet mit einer „Halbjüdin“, unser „Erbonkel“, mit seiner Frau das Leben genommen.) Unsere Lage war zwar nicht mehr unmittelbar gefährlich, aber katastrophal. Hunger, Kälte, Bedrängnis durch einquartierte Flüchtlinge, vielfach neue (Hilfs-)Lehrer, Unterricht ohne Schulbücher, überraschende Taschenrazzien nach „Hakenkreuz“-Literatur, Abiturvorbereitung in Wolldecke gehüllt, um den Ofen sitzend, den jede Schülerin mitzuspeisen hatte, neue Dichternamen, Geschichtskennntnisse nur bis ins 19. Jahrhundert hinein, die Klassen durcheinandergewürfelt, Russisch als Pflichtfach, philosophische Propädeutik und Deutsch zusätzlich heimlich bei einem geschätzten, abgesetzten Lehrer, für die Kinder Intellektueller keine Aussicht auf ein Studium, sondern die Drohung, im Bergwerk eingesetzt zu werden.

Meine Theaterleidenschaft war einer intensiven Beschäftigung mit religiösen Fragen gewichen. Schnell wuchs ich (durch Vermittlung einer schlesischen Klassenkameradin) in die kleine jugendbewegte katholische Gemeinde hinein – es war mein erster Kontakt mit einer Kirche –, nahm an bis heute nachwirkenden Exerzitionen teil und wurde zu Weihnachten 1947 in einem feierlichen Akt getauft. Als Gruppenleiterin machte ich die ersten pädagogischen Erfahrungen. Der Probst und spätere Bischof von Meißen, Otto Spülbeck, angeblich ein ehemaliger Physiker, hielt uns Vorträge einerseits über spiritistische Phänomene,

andererseits über sein Buch „Der Christ und das Weltbild der modernen Naturwissenschaft“⁴. Dort und zu Hause diskutierten wir über Gandhis Gedankengut und die Frage, ob er als Nichtchrist Gnade vor Gott finden würde.

Um mich über Wasser zu halten, besuchte ich im Winter 1947/48 die Fremdsprachenschule und betrieb u.a. „memory training“ anhand von Artikeln aus dem „Reader's Digest“. Nach bestandener Übersetzerprüfung rettete mich ein katholischer Arzt, indem er mich als Bürogehilfin anstellte. Dort erlebte ich das durch Hunger und mangelnde Hygiene geschaffene Elend vieler Patienten. Einen tiefen Eindruck machte der Vortrag meines Chefs über die rätselhaften Vorgänge in Konnersreuth.

In dieser Zeit stand mir eine teils jüdische Familie mit Rat und großherziger Tat zur Seite. Die Frauen waren in Theresienstadt gewesen, sprachen aber nicht viel darüber. Bei einem der Männer hörte ich die erste Vorlesung – in Betriebswirtschaft! – Hilfe erfuhren wir auch überraschenderweise von seiten polnischer Verwandter, die uns nach eigenem Leidensweg Lebensmittel überbringen ließen.

Seit Anfang 1947 hatte ich eine Einladung nach Schweden in der Tasche. Im Sommer 1938 hatten wir im Zuge nach Kiel ein Stockholmer Ehepaar kennengelernt, das uns Kinder zu sich einlud. Aus diesem Besuch konnte aber damals nichts werden. 1946 nahmen wir erneut Kontakt mit diesen Schweden auf, nun ganz konkret um Lebensmittel bittend, deren Eingang paradiesische Freuden bei uns auslöste. Dann wurde auch die Einladung wiederholt. Meine vielfältigen Bemühungen um eine Ausreisegenehmigung in Berlin-Karlshorst – Tage und Nächte vor der sowjetischen Militärverwaltung Schlange stehend – und auf Umwegen über Westdeutschland – im Flüchtlingslager: da unmündig und allein, keine Zuzugsgenehmigung – waren zwar lehrreich, aber erfolglos. An der „grünen Grenze“ bei Hof wurde ich von russischen Soldaten eingesperrt. Vor Angst bebend, diskutierete ich, das Neue Testament in der Hand, eine Nacht hindurch mit dem Vorgesetzten über Christentum versus „aufgeklärtem“ Marxismus, während seine Untergebenen mich, wohl halb im Scherz, in ihr angrenzendes Schlafzimmer zu locken versuchten.

4 Otto Spülbeck: Der Christ und das Weltbild der modernen Naturwissenschaft. Berlin 1948.

Schweden – das gelobte Land

Im Dezember 1948 fand ich endlich ein Schlupfloch via West-Berlin.⁵ Reise, Ankunft, erste Tage in Stockholm gruben ein unausrottbar positives Vorurteil in mich ein. Niemals wieder habe ich einen Kontrast so stark verspürt: hier Wärme und Licht, dort rauhe Kälte; hier taktvoller Umgangston, dort Einsatz spitzer Ellenbogen; hier Gesprächskultur, dort Kampf ums Wort; hier ritualisierte Tisch- und Anredesitten, dort gefrorene Kartoffeln um den Küchenherd; hier warmes Bad, feine Toiletteartikel und Kleidung, dort von Tonseife ergraute, abgetragene Wäsche; hier Selbst-, dort Fremdbestimmung. – Mein Besuchsvisum und das mir von der britischen Verwaltung in Berlin ausgestellte „Military Travel Document“ waren von begrenzter Gültigkeit. Nach Leipzig wollte ich keinesfalls zurück. Ich mußte bleiben, auch um meiner in extreme Not geratenen, in Stuttgart gelandeten Familie zu helfen. Die einzige Lösung war, ich mußte mich als „Gastarbeiterin“ in einem Haushalt verpflichten. So kochte und putzte ich, wusch, windelte, spielte, stopfte, fütterte, bügelte, nähte, kaufte ich ein, zwölf Stunden am Tag auf die Minute, jeden zweiten Sonntag frei. Der geringe Lohn wurde in Paketinhalte umgesetzt. Die freien Stunden verbrachte ich mit deren Verzollung, in der katholischen Gemeinde, dann häufiger unter „frisksportare“, Mitgliedern einer Vereinigung mit mir vertrautem Motto: Vegetarismus, Naturverbundenheit, indische Atemlehre. Bei deren Sitzungen lernte ich demokratische Versammlungsregeln kennen. Eine französische Studentin machte mich mit dem „Internationalen Zivildienst“ und dessen Arbeitslagern bekannt, aber auch mit Uppsala-Studenten. Einer von ihnen verwies mich an Ulrich Herz, einen Leipziger Emigranten, Dozent in Uppsala. „Uli“ beriet mich wegen eventueller Studienmöglichkeiten, ein anderer Student verschaffte mir für den Herbst binnen kurzem ein Zimmer und eine Stelle in einem kleinen vegetarischen Restaurant. – Im Sommer arbeitete ich als Stubenmädchen in einem traumhaft schön gelegenen Gästehaus des „Frisksportar“-Verbandes, leerte Nachttöpfe, putzte und diskutierte über lebensphilosophische Fragen mit Lehrern und Arbeitern, Journalisten und Gärtnern, Geschäftsleuten, amerikanischen wie holländisch-jüdischen Studenten, und ich war erstaunt über die freundliche Anteilnahme einer Familie Rothschild. Ich tanzte die hellen Nächte hindurch oder schlief in einem Zelt – Stensund, für mich bis heute Inbegriff einer verzaubernden Landschaft.

Ende August 1949 zog ich zur kritischen Verwunderung meiner Stockholmer Freunde nach Uppsala, wurde auf Befürwortung des

5 Glücklicherweise verfüge ich über ausführliche Tagebuchbriefe an meine Familie aus den Jahren 1948–1962 sowie 1965.

hilfreichen Studenten in eine der elf traditionellen Landsmannschaften aufgenommen (Vorbedingung für die Immatrikulation), stellte einen Antrag „an den König“ – den ich mir durchaus als persönlich genehmigenden vorstellte – auf Nostrifizierung meines Abiturzeugnisses, meldete mich zunächst als außerordentliche Hörerin und hatte zu Ende des Semesters die Erlaubnis zur Ablegung des „filosofie kandidat“-Examens in der Tasche. – Doch was sollte ich studieren? Alles interessierte mich. Die altehrwürdige Universität (stets in Opposition zu der zweiten des Landes in Lund) mit damals nur etwa 4000 Studenten bot mehr, als ich je geahnt hatte. Mein Wissensdrang kannte keine Grenzen, doch von Universitätsstruktur, Studiensystem, Examensanforderungen, geschweige denn wissenschaftlichen Richtungen und Leistungen der dort Lehrenden wußte ich so gut wie nichts. Flüchtig erwog ich ein Medizinstudium, aber dazu mußte man finanziell gesichert sein, und Stipendien gab es nur für offiziell als Flüchtlinge anerkannte Ausländer. Rasch sprang ich ins lauwarme Wasser. Ich wählte Anglistik und Russisch, denn hier konnte ich an Vorkenntnisse anknüpfen und wenigstens im Englischen den Vorlesungen folgen. Um Weihnachten hatte ich einige Prüfungen in amerikanischer Sprache und Literatur abgelegt, den anglistischen Hauptteil konnte ich erst viel später abschließen. (Bemerken muß ich, daß in Schweden üblicherweise ein Fach nach dem anderen studiert wurde, die Teilprüfungsnoten von den Studenten selbst anvisiert und nach Erfüllung entsprechender, normierter Leistungserwartungen vergeben wurden. Je nach Gesamtnoten-Niveau waren für den „fil. kand.“, der einem deutschen Diplom entspricht, zwei oder drei Studienfächer erforderlich.)

Das erste Studienjahr war von größter Bedeutung für meine Entwicklung. Institute, Bibliotheken, Professoren sah ich nur in größter Eile stundenweise, persönlichen Kontakt mit Lehrpersonal und Kommilitonen hatte ich kaum. In den knapp bemessenen freien Stunden las ich amerikanische und englische Literatur, Phonetik, Grammatik, bereitete mich auf Proseminare vor und versuchte, die auf schwedisch gehaltenen Vorlesungen zur Literaturgeschichte des Nestors Liljestrand zu verstehen. – Den größten Raum in meinem Dasein nahmen jedoch zwischenmenschliche Beziehungen und intensives Nachdenken über meinen Werthorizont und mein Verhalten – und meine Arbeit in dem Restaurant ein. Dort – wie an den anderen, in Uppsala üblichen Mittagstischen – herrschte eine familiäre Atmosphäre. Zwischen Karottenschaben, Servieren, Geschirrspülen entspannen sich Gespräche mit Gästen und Kollegen. Studenten, Arbeiter, Angestellte, Künstler, angehende Wissenschaftler aller Fakultäten waren vertreten. Hochmut, herablassende Haltung von seiten der „schon Gelehrten“ verspürte ich hier – im Gegensatz zur Situation innerhalb des universitären Rahmens – nicht, wohl eine gewisse Reserve gegenüber der Studienanfängerin, aber auch Bereitwilligkeit, über Karriere- und Be-

rufsmöglichkeiten Auskunft zu geben. Einer der besonders hilfreichen Jungakademiker, Soziologe und Psychologe, erläuterte mir methodenkritisch den „Kinsey-Report“, aber einen näheren Einblick in diese beiden Fachgebiete gewann ich nicht. Daß Torgny Segerstedt erst kürzlich die erste Soziologieprofessur Schwedens erhalten hatte, entging mir. Soziologische und psychologische Betrachtungsweisen erschienen mir als zwei wichtige unter anderen, die den Menschen als Erkenntnisobjekt einzukreisen versuchen.

Eines Abends nahm mich ein junger Jude scharf ins Kreuzverhör, er auf der einen Seite des Buffets, ich auf der anderen. Seine Aggressivität traf mich tief. – Im Diskussionszirkel des „Internationalen Arbeitslagers“, an dem ich so oft wie möglich teilnahm, wurde über Frieden stiftende Aktivitäten gesprochen, über Völkerverständigung, die Auswirkungen von Ideologien, Krieg und sozialer Ungerechtigkeit. Indien und Israel waren in greifbarer Nähe. Einige hatten in einem Kibbutz, andere in amerikanischen Slums oder auch in kriegsgeschädigten Ländern Europas gearbeitet. Die Treffen fanden im Hause einer jüdischen Exilantin aus Lübeck statt. Ich lauschte aufmerksam auf ihre und die Worte anderer Emigranten, z.B. aus Polen, litt aber unter ihrer kühlen Zurückhaltung, bis mir die Gastgeberin eines Tages spontan erklärte, sie könne einfach mit einer Deutschen nicht unbefangenen reden. Ich möge das verstehen und nicht in sie dringen. (Viel später lernte ich auch ihren Vater, einen Rechtsanwalt, kennen, und seine herzliche Umarmung bei der ersten Begegnung öffnete das Tor zu einer innigen, bis zum Tode der beiden währenden Freundschaft.)

Von Anfang an stellte ich mir vor, ich könne in verschiedenen Ländern deren Bewohner, Sprache, Lebens- und Denkweise studieren. Meinen Unterhalt wüßte ich mir schon durch körperliche Arbeit zu verdienen. Der Unterschied zwischen Schweden, Deutschen, Dänen, Balten (von denen es viele in Uppsala gab), Menschen verschiedener Bildungsschicht und regionaler Herkunft – Süd-/Nord-Schweden, Stadt/Land – beschäftigte mich unentwegt. Ich stellte systematische Beobachtungen an, reflektierte über die Grundnatur des Menschen, über „Anlage und Umwelt“, eigentlich über Sozialisationsfragen, ohne diesen Ausdruck zu kennen. Ich wollte reisen, lernen und meine Erfahrungen als Lehrerin an die Jugend weitergeben. Auf Worte wie „Heimat“ und „Vaterland“ reagierte ich empfindlich. Ich brauchte das Gemeinte nicht. – Von dieser Zeit an wog ich auch immer wieder die Möglichkeiten gegeneinander ab, ob ich heiraten und eine Familie gründen oder mich völlig meinen Studien widmen sollte. Diese, mich später noch öfter an Scheidewege führende Frage, löste ich aber letztlich zugunsten der zweiten Alternative und blieb bis heute ledig.

Ich befand mich in einer gehobenen Stimmung. Entscheidungsfreiheit, Sammlung, Bedürfnislosigkeit, das wären Leitbegriffe zur Charakterisierung dieser Lebensphase. Meine Armut – oft hatte ich

nur ein paar Öre in der Tasche – machte mir nichts aus. Aber die Situation von Mutter und Bruder belastete mich. Im Frühsommer 1950 fuhr ich per Anhalter (wie oft in den kommenden Jahren) mit einer Dänin aus dem I.A.L.Kreis südwärts. In ihrer Heimatstadt Haderslev bat sie mich, in der Öffentlichkeit nicht deutsch zu sprechen, um Ärgernisse zu vermeiden, und ein Besuchsvisum für Dänemark wurde mir, der Deutschen, ohne Begründung verweigert. In Stuttgart angekommen, auch eine Studienmöglichkeit in Deutschland erwägend, fand ich schnell eine Stelle bei der US Army und einem mir sehr gewogenen jüdischen Chef, lernte perfekte Büroorganisation und die Lage von West- versus Ostdeutschen, „displaced persons“ aus Baltikum und Tschechoslowakei, ehemaligen Kriegsgefangenen, jüdischen Remigranten sowie die unterschwelligen Spannungen zwischen den verschiedenen Gruppen kennen.

Unsere Finanzlage blieb prekär. Ein Studium in Deutschland erwies sich als unmöglich. Ich mußte und wollte nach Schweden zurück, auch mit dem Ziel, meine Familie – und sei es auf Zeit – dorthin zu holen. Ende des Jahres war ich wieder in Uppsala, fand ein billiges Dachstübchen bei einer warmherzigen Arbeiterfamilie und eine Ganztagsstellung im Haushalt eines Notars, versorgte das Ehepaar und ihren dreijährigen Sohn. Dieser gastfreundlichen, intellektuell wachen, lesehungrigen und sprachbegabten Familie gedenke ich in herzlicher Freundschaft. Unsere oft hitzigen Diskussionen über Literatur und Politik, Ehe und Erziehung, nationale Stereotypen u.a.m. wurden tagtäglich weitergesponnen. Wann immer es die Zeit erlaubte, durfte ich tagsüber meinen Studien nachgehen, legte noch weitere Teilprüfungen in Englisch ab, sorgte aber dann hauptsächlich für meine auf Besuch in Uppsala weilende, erkrankte Mutter.

Ende 1951 mit ihr nach Stuttgart zurückgekehrt, erneut in dem amerikanischen Militär-Baubüro tätig, sah ich kaum noch eine Möglichkeit, meinen Studienplänen wie gleichzeitig meinen familiären Verpflichtungen gerecht zu werden. Doch kam Unterstützung von unerwarteter Seite. Wir drei, Mutter, Bruder und ich, nahmen aktiv an einem im Amerika-Haus abgehaltenen Seminar zum Thema „The Negro in the USA“ teil und freundeten uns mit dem Leiter, einem „schwarzen“ Soziologen der Universität Chicago, an. Er drang darauf, daß ich mein Studium fortsetzen solle. Er wolle die Mitfinanzierung übernehmen. Zu der Zeit war ich in der Armee-Bibliothek tätig, lernte die Lesegewohnheiten mehr oder weniger gebildeter Soldaten kennen, ließ mich von einem „schwarzen“ Sergeanten in die Prinzipien der Freimaurer einweihen, ging zu „square-dance“-Veranstaltungen und erwogte erneut, ob ich nicht die Bibliothekslaufbahn einschlagen solle.

Ermutigt und inspiriert durch das Seminar kehrte ich im Herbst 1952 nach Uppsala zurück. Mein Reisegeld hatte gerade noch zu einem Umweg über Paris gereicht. Die von dem amerikanischen Sozio-

logen zugesagte Unterstützung aber traf nicht ein. Wieder mußte ich mir eine Arbeit suchen. Einer meiner Professoren ermöglichte mir, gegen ein geringes Entgelt im Gästezimmer des Anglistischen Instituts zu wohnen. Dadurch hatte ich, auch nachts, freien Zugang zur Bibliothek, und ich pflegte familiären Umgang mit zwei dort wohnenden Gastprofessoren-Familien. Der Amerikaner, ein würdevoller, kritischer Shakespeare- und „Frontier“-Literatur-Forscher, lud mich an seine Universität und in sein Haus ein. Der Ire, ein humorvoller, lebenslustiger, ebenfalls hochgelehrter Volkskundler, nahm mich zu Gesprächen mit seinen schwedischen Kollegen mit, so daß ich sozusagen durch die Hintertür mit Vertretern der in der Regel sich gegenüber Studenten abkapselnden Professorenschaft bekannt wurde. Mit beiden Familien blieb ich, soweit die Mitglieder noch am Leben sind, bis heute freundschaftlich verbunden.

Während dieses Studienjahres arbeitete ich als Stunden-Putzfrau in verschiedenen Familien und machte dort – wie auch in einer Hotelküche – nützliche Erfahrungen: einmal mußte ich neben meinem Arbeitgeber, einem Professor der Theologie, der mir dazu eigenhändig die Schürze abnahm, die ihm zgedachten Ehrungen von seiten seiner Institutsgemeinschaft entgegennehmen; ein anderes Mal wurde ich von einer Oberstwitwe streng angewiesen, nur den Dienstboteneingang zu benutzen, und mit ihrem Gast, einem China-Rückkehrer, konnte ich nur auf der Straße sprechen. Aber in meiner Eigenschaft als Putzfrau fand ich auch meine spätere Busenfreundin, eine Zahnarzt-frau, deren damals kleine Söhne wie zu den meinigen wurden.

Im Sommer 1953 kam die Wende. Mein Englisch-Studium hatte ich nun abgeschlossen, Russisch aufgegeben und mit Germanistik begonnen. Da ergab sich die Chance, in der Auslandsabteilung der Universitätsbuchhandlung zu arbeiten. Ich lernte ausländische Verlage und deren Programme kennen, kam mit verschiedenen Fachvertretern, Studenten bis Professoren, ins Gespräch, konnte mir einige Bücher anschaffen, ließ mich vom Landeshauptmann zu meinen Lebensumständen befragen und erhielt von ihm ein kleines Privatstipendium.

Am Germanistischen Institut bevorzugte man noch schweizerische Lektoren. Einer von ihnen schuf eine enthusiasmierte Lehrer-Hörer-Gemeinschaft, die sich u.a. auch außerhalb der Universität intensiv mit Hesses „Glasperlenspiel“ und dessen Interpretationsvarianten herumschlug. Professoren und Dozenten hielten auch hier Frontal-Vorlesungen. Sprachgeschichte bildete den Schwerpunkt und erforderte minutiöse Examensvorbereitungen. Die deutsche Grammatik aus schwedischer Sicht erwies sich für uns Muttersprachler als Stolperstein. Ich schlief mit dem Buch unter dem Kopfkissen. Außerdem mußten wir einen Kursus in „Holländisch“ absolvieren, als Kompensation für die von den Schweden erst zu erringende Sprachkompetenz. Und hier wurde mir eine neue Wunde zugefügt: Die Lektorin

ließ nicht nach, offen ihre Ressentiments gegen die Deutschen zu zeigen. Ich hatte Gefallen an niederländischen Sprachen und Literaturen gefunden, hielt aber der dauernden Kritik nicht stand und brach während der Prüfung in Tränen aus. Daß die Kollektivschuld der Deutschen auf mich geladen wurde, verletzte mich zutiefst. Noch steht das mir mit einer entschuldigenden Widmung der Lektorin zugesandte Buch in meinem Regal. Mit der Zeit gelang es mir, ihre Gefühle nachzuempfinden.

Angeregt durch die deutsche Sprachgeschichte belegte ich auch Sanskrit und vergleichende indoeuropäische Sprachforschung. Ich wohnte in einem Abbruchhaus direkt gegenüber der Universität, und des Abends klopfte manchmal der Professor mahnend an meine Tür, ob ich nicht (oft als einzige) zur Lehrveranstaltung käme. Aber ich hatte den Eindruck, als verachte er mich. Ich konnte ja kein Griechisch, und mein Latein ließ auch zu wünschen übrig. Was wollte ich dann in dem Fach? (Später, als ich Doktorandin der Ethnologie war und an Vorbesprechungen zur Gründung eines „Skandinavischen Forschungsrates für Anthropologie“⁶ teilnahm, fuhr er mir scharf über den Mund, als ich die Frage wagte, ob sich ein Sprachwandel nicht auch endogen vollziehen könne.) Auf der Straße aber grüßte er mich mit einem Bückling wie bei Hofe.

Stipendienjahr in den USA

Im September 1954 war es so weit. Mein Germanistik-Studium hatte ich abgeschlossen, und ich konnte die Einladung des amerikanischen Gastprofessors, den ich 1952 kennengelernt hatte, an seine Universität in Ohio annehmen. Schon in Rhöndorf während des aspektenreichen Vorbereitungsseminars unter Leitung des klugen und spritzigen späteren Generalsekretärs der Humboldt-Stiftung, Heinrich Pfeiffer, fühlte ich mich imaginär nach Amerika versetzt und begann, Europa mit den Augen einer Fremden zu betrachten. Politische, wirtschaftliche, soziale Konstellationen wurden analysiert, verglichen, diskutiert. Als Fulbright-Stipendiat sollte man Repräsentant seines Landes (aber welchen? Ich gehörte zur deutschen Quote), aber auch empfänglich für amerikanische Institutionen sein. Auf der von Genua nach New York schwimmenden „Independence“ glich unsere soziale Verfassung der eines Interregnums. Normen galten nicht mehr, Vertraulichkeiten wurden Wildfremden geoffenbart (wie übrigens auch im Zuge der

6 Vgl. Åke Hultkrantz: The Aims of Anthropology: A Scandinavian Point of View, in: *Current Anthropology* 9:4, October 1968:289–310.

Autostop-Reisen), die Klassenschranken zwischen Professoren und Studenten physisch – sie reisten erster Klasse, wir ganz unten – und psychisch überschritten, die Gespräche drehten sich um alle möglichen Fachfragen, Gehirnoperationen bis altgriechische Grammatik. Ob „schwarzer“ Deckreiniger oder Anthropologie-Doktorand als Schatzmeister, von allen gab es etwas zu lernen. Europa wurde immer kleiner, älter, starrer. Voller Spannung betraten wir amerikanischen Boden, und als erster an mir vollzogener Eingliederungsritus wurden mir die Lippen angemalt, damit ich „anständig“ vor die Leute treten könne. Das Studienjahr an der Ohio Wesleyan University in dem kleinen Städtchen Delaware war vollgepackt mit Aufforderungen, Anstößen, zwingenden Impulsen zur Neuorientierung. Der kameradschaftliche Umgang mit manchen der Professoren, besonders dem der Philosophie, der zum Mitdenken und Mitreden stimulierende Unterricht in kleinen Gruppen, das Gebot, sich mitten im Semester über den erreichten Fortschritt Rechenschaft abzulegen, die enorme Leistungsfähigkeit amerikanischer Studenten, die Gestaltung der zur Teilnahme verpflichtenden „chapel“-Stunden in Form von Vorträgen manch illustrierter Persönlichkeiten (z.B. Trygve Lie), „debates“ (z.B. „Soll Rot-China Mitglied in der UNO werden?“), Konzerten, auch mitunter Ansprachen von Geistlichen, die vielfältigen Campus-Aktivitäten in Eigenregie der Studenten, z.B. in eigener Radiostation und Presse, der außeruniversitären studentischen Einsatz in Betreuung von Kranken und Notleidenden, die gut organisierte Bibliothek (an der wir armen Studenten uns ein Taschengeld verdienen konnten), die Möglichkeit, verschieden interpretierende Professoren zu einem Streitgespräch zu veranlassen, nicht zuletzt die vielen rauschenden Bälle und der dazugehörige soziale Zwang zu „dates“, Mitgliedschaft in oder Ausschluß von bestimmten Clubs mit ihren regelrechten Initiationsriten, die Einbindung der Stadtbevölkerung in Belange besonders auch der ausländischen Hörer – all dies und mehr formte mich und mein persönliches „Amerikabild“. Und der Bürgersinn der Studenten – „Warum gehst du über den Rasen trotz Verbotsschild? Soll er nicht alle erfreuen?“ –, die demokratischen Wahlen schon im Kindergarten, die offenen Türen der Wohnräume – „Hast du etwas zu verbergen?“ –, das Mitleid mit derjenigen, die allein sein wollte, die andersartige Auffassung von „Natur“ – technisierte Farm statt Wald und Seen –, die Auseinandersetzungen über den Begriff „Individualismus“, die Verschmelzung von Politik und Religion; Beobachtungen und Erlebnisse dieser wie anderer Thematik waren Gegenstand der Gespräche innerhalb unserer multikulturellen Studentengesellschaft. Etwa zwanzig verschiedene Nationen waren an der OWU vertreten: Japaner, Koreaner und Chinesen, Lateinamerikaner, Inder, Europäer und Afrikaner unterschiedlicher Regionen. Wir Ausländer mußten Vorträge halten, in Clubs, Kirchen („Was bedeutet das Christentum für mich und mein

Volk?“), in Privathäusern. Ich lernte, frei zu sprechen und auf Gegenargumente einzugehen. Auf einer Studienreise nach Washington und New York besuchten wir Senat und Repräsentantenhaus, sahen McCarthy und hörten die Klage einer jungen Mutter an, führten Gespräche mit Chefredakteuren führender Zeitungen, wandelten durch das Pentagon, betrachteten die nationalen Gedenkstätten, um danach wie schon zuvor auf die Frage antworten zu können: Welchen Eindruck habt ihr von den USA im Vergleich mit eurem Land?

Zwei Begegnungen im Besonderen gaben meinem Leben eine neue Wende: Ich befreundete mich mit einem Kikuyu-Studenten der Soziologie und Politologie, lebte mich aufgrund seiner Erzählungen und schriftlichen Arbeiten⁷ sowie der Teilnahme an Treffen junger Kenianer in die für sie belastende Situation während des „Mau-Mau-Aufstandes“ ein und wurde durch Kenyattas sozial-anthropologische – bei B. Malinowski verfaßte – Monographie „Facing Mount Kenya“ auf die Ethnologie aufmerksam. – Und ich wurde in den Bannkreis von Lynn Rohrbaugh gezogen, eines Quäkers, dessen Lebensaufgabe darin bestand, Menschen verschiedener Sprachen durch gemeinsames Singen und Spielen einander näher zu bringen. Mit ihm und seinen Getreuen fuhr ich über Land, um Farmern und ihren Familien das afro-asiatische „Mankala“-Spiel beizubringen. Rohrbaugh gehörte zu denen, die meine Freundschaft mit „Schwarzen“ guthießen. Andere rückten von mir ab, rieten zur Vorsicht, warnten, eines nachts könne ein Ziegelstein durch mein Fenster sausen. In einem Café wurden wir, Karimi und ich, trotz Anwesenheit eines Professors, von einem LKW-Chauffeur physisch bedroht und aus dem Lokal getrieben. Der währenddessen schweigende Lehrer erklärte mir am nächsten Tage auf dem Campus, alle verstünden ja nicht, daß ein afrikanischer Gast nicht gleich einheimischen „Schwarzen“ sei. Wir sollten unseren Kaffee lieber im Studentenlokal einnehmen. – Aber auch die US „Schwarzen“ besuchte ich in einem ärmlichen Gemeindesaal mit Holzofen, sprach mit ungläubig-erstaunten Alten. Und ich fuhr nach Chicago, um in einem Schwarzenviertel die Familie des Soziologen aufzusuchen, der mich 1952 animiert hatte, zu meinen Studien zurückzukehren. Ich wurde wie eine alte Freundin aufgenommen.

Meine philologischen (sogar die Anfangsgründe des Altgriechischen gehörten dazu), philosophischen (eindrucksvoll ein Seminar

7 Samuel Kamakiru Karimi: The Lyttelton Plan for the Reorganization of the Government of Kenya. In: Papers and Proceedings of the First Conference of the East African Student Union (U.S.A.), Chicago September 9–12, 1955; ders.: Conservative and Liberal Tendencies among Five Contemporary African Leaders in Kenya. MS Ideology and Social Process Seminar, Ohio Wesleyan University, 1956, 42pp.; ders.: Survey of Anthropological Literature on the Bantu of Kenya. MS Sociology. Individual Study and Research Paper, Ohio Wesleyan University, 1956, 55 pp.

über Hegel und Marx), vergleichend religionswissenschaftlichen und kulturanthropologischen (Indien unter allen Aspekten, vermittelt durch einen indischen Gastprofessor) Studien brauchte ich als „special student“ nicht etwa mit einem Examen abschließen. So wie von der Fulbright-Kommission vorgesehen, hatte ich die US-Gesellschaft und ihre grundlegenden kulturellen Werte wahrgenommen, erlebt und ständig mit vorher Bekanntem verglichen. – Als ich im Mai 1955, diesmal auf der „Constitution“, wieder auf Europa zusegelte, war ich fest entschlossen, diesen für mich historisch gewordenen Kontinent und dessen Traditionen kritisch zu betrachten. Auf der Rückreise durch Italien blieb ich mit amerikanischen Kunststudenten vor den berühmten Gemälden stehen und fragte mich: „Bedeutet dir dieses Bild etwas?“ Nicht immer war die Antwort positiv.

Wieder in Uppsala

Nach Uppsala und an meine Buchhandlung zurückgekehrt, wollte ich nun bald das „Kandidatenexamen“ ablegen. Dazu brauchte ich ein drittes Fach. Mein Interesse an Afrika, Kolonialpolitik, Denken und Handeln außereuropäischer Menschen war nun deutlich in den Vordergrund gerückt. Pädagogik als Alternative verwarf ich bald zugunsten der Ethnologie. Etwa zu dieser Zeit sprach mich der wegen der Skurrilität seiner Gesamtpersönlichkeit allorts belächelte und wegen seiner unbekümmerten Schädelmessungen an Diesem und Jenem stadtbekannte Dozent der Physischen Anthropologie Bertil Lundman in der Buchhandlung an und bat mich um Korrektur seiner deutschsprachigen Rezensionen. Wenige Jahre später wurde Lundman plötzlich in einem Leitartikel der „Dagens Nyheter“ wegen seines „rassistischen“ Lehrplans so heftig angegriffen, daß sich der König persönlich einschaltete und den Universitätsrektor Torgny Segerstedt anwies, für eine Überprüfung und Revision des Studienprogramms in diesem Fach zu sorgen, was in der Folge auch geschah. – Kurz danach bedrängte Lundman mich und meine Mutter, sein neuestes, in seinen Äußerungen vorsichtigeres Buch⁸ ins Deutsche zu übertragen. Obwohl ich dem Versuch, die Menschheit nach „rassistischen“ Gesichtspunkten einzuteilen, nichts abgewinnen konnte, interessierten mich doch die Ausführungen über Wanderbewegungen der Ethnien wie vor allem deren Gliederung nach Sprachen. Wir machten uns also an die Arbeit. Als das Buch aber dann im Druck vorlag, wimmelte es von

8 Bertil Lundman: Stammeskunde der Völker (Ethnogenie). Eine Übersicht. Übersetzt von Sigrid und Annemarie Paul, durchgesehen vom Verfasser. Uppsala 1961.

sprachlichen und technischen Fehlern, denn der Autor hatte die fertige Übersetzung nochmals umgearbeitet, ohne uns den Text zur Korrektur vorzulegen.

„Allmän och jämförande etnografi“ (der Begriff „etnologi“ bezeichnete die skandinavische Volkskunde) war damals ein „Orchideenfach“. Es gab weder Professur noch Institut. Die Universitätsbibliothek barg alle Schätze. Der Senior unter den Dozenten, Sture Lagercrantz, hatte zu der Zeit nur eine „Hilfslehrer“-Stelle inne, obwohl er zum Examinator bestellt worden und das Haupt des kleinen Lehrkörpers war. Lagercrantz ist Afrikanist, aber innerhalb seiner Spezialgebiete Experte auch in der heimatlichen Volkskunde. Ursprünglich am Werk des Berliners Bernhard Ankermann orientiert, hielt er sich als historischer Ethnologe weitgehend an die Charakterisierung afrikanischer Kulturprovinzen durch den damaligen Münchner Ordinarius Hermann Baumann. Der Wiener Kultur- bzw. Ethnohistoriker Walter Hirschberg stand ihm nahe. Lagercrantz' Lehrer Gerhard Lindblom hatte wohl Feldforschung betrieben, sein Schüler aber betrat m.W. nie afrikanischen Boden. Dennoch gehört er zu den Bestinformierten hinsichtlich der traditionellen afrikanischen Kulturlandschaft. Das Sammeln, Vergleichen, Zuordnen, Kartographieren von einzelnen Elementen der materiellen wie sozialen und Ideenkulturen auf der Suche nach historischen Pfaden – dokumentiert in zahlreichen Publikationen – verstellte ihm nicht etwa die Sicht auf den denkenden, deutenden und handelnden Menschen. Die in volkstümlicher Sprache gehaltenen Vorlesungen legten davon Zeugnis ab. – Nur einer der Dozenten konnte aus eigener Anschauung über (Ost-)Afrika berichten. Lehrveranstaltungen zu Methodenfragen, geschweige denn zur Feldforschung, gab es damals noch nicht; Seminare wurden erst zu Ende meiner Studienzeit eingeführt. Auch Theoriengeschichte der Ethnologie, Gesamtdarstellungen einzelner Kulturen u.v.m. gehörten eher ins Lese- als ins Unterrichtsprogramm. Dies betraf auch die britische Sozialanthropologie, die als Teilfach der Soziologie eigens von einem Dozenten am Soziologischen Institut betreut wurde. Hatte man diese Fächerkombination nicht gewählt, so hörte man wenig davon, es sei denn in den Vorlesungen des Ozeanisten. Die theoretischen Aspekte der amerikanischen Kulturanthropologie wurden nicht behandelt. – Afrikanische Sprachen hätte man privat von einem der Missionare lernen können, die ihre in Afrika erworbenen Kenntnisse unter Leitung von Lagercrantz zu Publikationen verarbeiteten. – Literaturfragen konnten während der den Vorlesungen folgenden Kaffeestunden gestellt werden. Ernsthafte wissenschaftliche Diskussionen waren nicht üblich, eher feuchtfröhliche Zusammenkünfte im Hause der Dozentenfamilien. Von Studenten und Doktoranden wurde selbständiges Arbeiten, umfassendes Lesen in allen relevanten Fremdsprachen erwartet. Fakten und Belege waren gefragt, nur keine unbegründeten

Spekulationen. – Die Themenwahl für Diplom- oder Doktorarbeit war freigestellt, jegliche Art der Bearbeitung zulässig, wenn nur genau in der Originalsprache zitiert, Quellen richtig angegeben und Schlußfolgerungen überprüfbar dargestellt wurden.

1957 hatte ich die Nebenfach-, 1958 die Hauptfachprüfung abgelegt, damit den Grad des „Kandidaten“ erreicht, und nun steuerte ich auf den dem deutschen Doktorat entsprechenden „Licentiat“ zu. Als Bereich hatte ich mir, angeregt durch den Quäker in Ohio, afrikanische Spiele gewählt, ein bis dahin noch nicht bzgl. des ganzen Kontinents beackertes Feld. Die Thematik verlangte nicht nur Durchsicht der Bibliotheken, sondern auch der Museumsbestände. So fuhr ich – oft per Anhalter – nach Kopenhagen, Basel, Neuchâtel, München, Frankfurt und über Hamburg zurück. 1959 wühlte ich drei Monate lang in den verstaubten Archiven des Musée de l'Homme in Paris, erarbeitete mir in der Küche meiner Vermieter eine rumpelige Dachkammer in der Nähe des „Etoile“, kaufte mein Gemüse in „les halles“ ein und lernte französische Denk- und Verhaltensweisen – auch auf einem Bauernhof im Süden des Landes – kennen und schätzen. – Als ich im Frühjahr 1962 vor versammelter Institutsgemeinschaft meine Dissertation verteidigte, hob Lagercrantz lobend die „soziologischen Gesichtspunkte“ hervor.

Kurz nach meiner Rückkehr aus den USA – ich wohnte inzwischen in der nagelneuen „Studentenstadt“ – hatte ich begonnen, an der Volkshochschule zu unterrichten, hielt Therapiekurse in der Nervenheilanstalt ab, half dann ungarischen Flüchtlingsstudenten mittels Englisch-Unterricht auf die Beine, nahm an Lehrerfortbildungskursen in Schweden und Norwegen teil, übernahm Vertretungen an höheren Schulen, „exerzierte“ mit versetzungsgefährdeten Schülern in den Sommerferien, fertigte verschiedene Übersetzungen an und bekam einige Lehraufträge für Deutsch an der Universität. Meine Geldtasche war nun niemals ganz leer, obwohl ich ein Doktorandenstipendium erst nach meiner Einbürgerung während des letzten Uppsala-Jahres genießen konnte.

Parallel zu meinen ethnologischen Studien bewegte ich mich durch einen anderen Eingang ins Innere afrikanischer Problematik. Per Korrespondenz und Studium spezieller Zeitschriften wie „grauer“ Literatur verfolgte ich die Geschehnisse in Ostafrika. Aus den USA ließ ich mir etliche Exemplare der Anklageschrift des späteren Erziehungsministers Mbiyu Koinange „The People of Kenya Speak for Themselves“ (1955)⁹ kommen und verteilte sie in Schweden. Um den Jahreswechsel 1955/56 wagte ich es sogar, mich in eine, im Anschluß an einen rassistischen Vortrag sich entspinnde Presse-Debatte ein-

9 Mbiyu Koinange: The People of Kenya Speak for Themselves. Detroit: Kenya Publication Fund 1955.

zuschalten. Einige Artikel zur „Richtigstellung“ der kulturellen und kolonialhistorischen Hintergründe der „Mau-Mau-Bewegung“ wurden somit zu meinen ersten Publikationen¹⁰. Mit Herzklopfen opponierte ich auch anlässlich einer öffentlichen Diskussion gegen den Ordinarius für Missionsgeschichte und späteren Bischof in Bukoba, Bengt Sundkler, und fand zu meiner Überraschung ein offenes Ohr. Sommer- und Winterwochen verbrachte ich in London im Kikuyu-Kreise, im Hause des bereits genannten, im Exil lebenden Koinange, lernte bereits bekannte oder später prominente Politiker wie z.B. Tom Mboya kennen und verspürte auf dem Wege der Identifikation mit meinen kenianischen Freunden bei gemeinsamen Versuchen, ihre Alltagsprobleme zu lösen, den mehr oder weniger camouflierten britischen Rassismus an der eigenen Seele. – In Uppsala hatte ich dazu beigetragen, einen Kenianer aus seiner bedrängten Situation im Kreise der MRA (=Moral Rearmament Movement) zu befreien; er wurde der erste „schwarze“ Student am Ort. Zusammen mit ihm, indonesischen, indischen, koreanischen und skandinavischen Studenten nahm ich im Mai 1958 an einem vom Weltjugendrat organisierten Seminar zu Erziehungsfragen in „unterentwickelten“ Regionen teil, bei dem u.a. die Frage diskutiert wurde, ob eine Synthese zwischen „okzidental“ und „orientalischen“ Geisteshaltungen möglich sei.

Um die Wende zu den sechziger Jahren trat die Notwendigkeit, Entwicklungshilfe kulturanthropologisch zu verankern, allmählich ins Bewußtsein auch der schwedischen Öffentlichkeit. Wir Ethnologen empfanden uns als Experten, die zur Mitarbeit aufgefordert werden sollten. Es ging nun nicht mehr an, die Ethnologie als exotisches Fach, ohne Institut, ohne Professur zu behandeln. Wir Doktoranden unterstützten eine Petition im Reichstag. Dazu kam die Kongo-Krise und Dag Hammarskjölds tragischer, die schwedische Bevölkerung wie ein Erdbeben erschütternder Tod. Lagercrantz bekam seine Professur und hielt seine Antrittsvorlesung in der voll besetzten Aula über die für das politische Geschehen im ehemaligen Belgischen Kongo zentrale, mythologisierte Figur Simon Kimbangu. Die Hörerzahlen schnellten empor. Nicht nur ein Ethnologisches Institut kam zustande, sondern auch das später gewaltig expandierende Skandinavische Afrika-Institut wurde ins Leben gerufen. Lagercrantz hoffte, mich dort unterbringen zu können, aber dazu war die Zeit noch nicht reif, und ich brannte vor Eifer, so bald wie möglich einen praktischen Einsatz zugunsten der leicht mißverstandenen und übervorteilten „Dritten Welt“ zu leisten, wenn möglich, im Rahmen der UNO.

Einen ohne mein Wissen von Lagercrantz beantragten Lehrauftrag lehnte ich ab. Auch ein bereits gewährtes belgisches Stipendium

10 Bakgrund i Kenya, in: Upsala Nya Tidning, November 1955; Mera om problemen i Kenya, in: Västgöta Demokraten, 30. Januar 1956.

schlug ich aus, und das ebenfalls zugesagte Humboldt-Stipendium durfte ich mir für später aufheben. Denn ich hatte mich als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der neu gegründeten „Forschungsstelle für Entwicklungshilfe-Erziehungshilfe“ (später: Sozialpsychologische Forschungsstelle für Entwicklungsplanung) an der Universität des Saarlandes beworben und erhielt einen einjährigen Vertrag. Nach Ablauf dieser Frist wollte ich nach Uppsala zurückkehren und mittels eines Habilitationsstipendiums weiterforschen. Aber es kam anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Entwicklungsländerforschung in Saarbrücken

Am 2.1.1963 nahm ich meine Tätigkeit in Saarbrücken auf. Als ich im Oktober des Vorjahres zu einem Bewerbungsgespräch dort gewesen war, hatte mich der Leiter der Forschungsstelle Ernst E. Boesch (auch Ordinarius für Psychologie) darauf vorbereitet, daß Kenntnisse in der amerikanischen Kulturanthropologie, besonders der „Kultur-und-Persönlichkeits“-Forschung, von mir erwartet würden. Außerdem hätte ich mich mit dem ihm von seiner Arbeit her vertrauten Thailand zu befassen. In beiden Bereichen hatte ich mich in der kurzen Zeitspanne notdürftig orientiert, nun aber galt es standzuhalten. In den Mitarbeiterbesprechungen, die Boesch oft als Seminare gestaltete, wurde ich erstmals mit sozialwissenschaftlichen Forschungsansätzen und empirischen Methoden konfrontiert. Sozialisationsfragen aus kulturpsychologischer Sicht standen im Mittelpunkt der gründlichen, systematischen Erwägungen. Mehrere Stolpersteine lagen mir dabei im Wege: Durch den langen Auslandsaufenthalt war ich im deutschen Sprachgebrauch ziemlich unsicher geworden; ganz im Gegensatz zu den in Schweden häufigen „understatements“ wurde hier erwartet, daß man seine Kenntnisse und Überlegungen wortreich und selbstsicher in die Diskussion einbrachte; des öfteren machte ich die (von den Feministinnen später häufig angeprangerte) Erfahrung, daß tastend vorgebrachte Gedanken einer Frau überhört, aber kurz danach von einem männlichen Kollegen in überzeugenderer Formulierung entwickelt und als Ausgangspunkt für weitere Erörterungen akzeptiert wurden; als „historischer Ethnologin“ kam mir zunächst die Rolle einer „Hilfswissenschaftlerin“ zu. Zu Beginn unserer interdisziplinären Arbeit stand noch zur Debatte, ob und wie die so nötige Grundlagenforschung geleistet werden könne. Und ich fertigte – als Diskussionsgrundlage und für mich als Einstieg in die Sozialpsychologie – eine Literaturstudie über das indische Community Development Pro-

gramm¹¹ an. Dann aber überrollten uns die Aufträge von seiten des Bonner Ministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit. Zunächst arbeitete ich allein, dann im Team, an Fragen der Alphabetisierung in Ländern der Dritten Welt¹². Dann kam ein Projekt auf mich zu, das unerwarteterweise ziemlich genau meinen bisherigen Orientierungsschwerpunkten entsprach, nämlich eine Bestandsaufnahme und Bewertung des kenianischen Erziehungswesen. Wie es mir dabei erging, habe ich sehr viel später in einer Veröffentlichung darstellen können, auf die ich – als Ergänzung dieses Textes – verweisen möchte¹³.

Ich war nun schon – mit verlängertem Vertrag – mehr als drei Jahre an der Forschungsstelle tätig gewesen, und mir war klar geworden, daß eine direkte Umsetzung ethnologischen Wissens zugunsten der Lebenslage der „Beforschten“ nicht realisierbar war, zumal die wirklich Betroffenen nicht als Projektpartner einbezogen wurden bzw. aufgrund der innenpolitischen Situation ihrer Heimatländer nicht einbezogen werden konnten. Hochgradig frustriert, wenn auch wissenschaftstheoretisch geschulter, suchte ich nach Auswegen.

Aus einem Kurzaufenthalt in Addis Abeba auf der Rückreise von Kenia ergab sich Mitte 1966 ein Angebot, als „associate professor“ an das dortige Soziologische Institut zu kommen. Dies mußte ich aber aus familiären Gründen (ich lebte inzwischen wieder mit meiner kranken Mutter zusammen) ablehnen. Eben aus diesen Gründen sah ich mich auch genötigt, im deutschsprachigen Raum zu bleiben und auf eine Rückkehr in meine schwedische Wahlheimat zu verzichten. Überdies war in Uppsala das einzige, für Ethnologen vorgesehene Habilitationsstipendium bei jeder meiner Anfragen schon vergeben. Habilitieren aber wollte ich mich, die Frage war nur: wo? In Saarbrücken gab es dazu keine Möglichkeit, und als vom Ausland Kommende stand ich auch keinem deutschen Professor besonders nahe.

So besann ich mich zunächst auf das mir ehemals zugesagte Humboldt-Stipendium, ließ mich von der saarländischen Universität beurlauben und fuhr nach Hamburg, auch in der vagen Hoffnung, vielleicht dort nach Ablauf der Stipendienzeit als Habilitandin ange-

11 Gemeindeentwicklung in Indien. Zur Kontinuität eines Problems. Salzburg 1981 (Manuskript Saarbrücken 1963).

12 Mit Ernst E. Boesch, Bernward Joerges und Hans-Jürgen Koebnick: Das Problem der Alphabetisierung in Entwicklungsländern unter besonderer Berücksichtigung des Weltprogramms der UNESCO. Stuttgart 1965 (Wissenschaftliche Schriftenreihe des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Bd. 2); s. auch u.a. Sigrid Paul: Reflexionen zum Analphabetismus und dessen Bekämpfung. In: Schriftenreihe des Instituts für internationale Solidarität der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bd. 5, Mainz 1969:69–86.

13 Team-Arbeit und standardisierte Interviews. Erziehungsforschung in Kisii/Kenya. In: Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden, hg. von Hans Fischer. Berlin 1985:91–118.

nommen zu werden. Mein dortiger Betreuer aber erkrankte plötzlich schwer und wechselte nach seiner Genesung nach Göttingen über, wo keine Aussicht auf eine feste Verankerung im Institut bestand. Während des Hamburger Jahres 1966/67 überarbeitete ich diverse Kapitel meiner Dissertation, denn ich mußte ja auch endlich eigenständige Publikationen¹⁴ vorweisen können, und ich verfaßte¹⁵ eine Monographie zu afrikanischen Puppen (auf der Basis meiner Materialsammlung während der Doktorandenjahre). Soweit es meine Zeit erlaubte, nahm ich auch Einblick in die afrikanische Sprachwissenschaft, besonders die Bantuistik.

Nach Saarbrücken zurückgekehrt, trat der Deutsche Volkshochschulverband mit der Bitte an mich heran, als Lehrkraft an einem Auswahlseminar in Nord-Somalia mitzuwirken. Seltsamerweise war es dort, im Frühsommer 1968, daß ich zum ersten Mal – außer über Fragen der Alphabetisierung und des „community development“ – in Soziologie und Anthropologie unterrichtete, übrigens fast ohne Hilfsmittel, in der Halbwüste Hargeisa und mit aufgeschlossenen jungen Lehrern als Schüler. Der äußerst stimulierende und lehrreiche Aufenthalt dort¹⁶ wurde allerdings überschattet durch die uns von Fremden häufig gestellte Frage, ob Hitler denn wirklich tot wäre. Ihm wäre es doch zu verdanken, daß so viele Juden umgebracht worden seien(!)

Noch bevor ich nach Somalia ausreiste, hatte ich Gespräche mit dem damals noch in Saarbrücken tätigen, aber schon nach Salzburg berufenen Mohammed Rassem geführt. Er hatte mir angeboten, mich in meinen Habilitationsplänen zu unterstützen, falls ich ihm beim Aufbau des ersten soziologischen Instituts an einer geisteswissenschaftlichen Fakultät Österreichs behilflich sein und eine gewisse wirtschaftliche Durststrecke in Kauf nehmen wolle. Noch von Hargeisa aus sagte ich zu, und so kam ich im Februar 1969 nach Salzburg, in ein mir bis dahin völlig unbekanntes Land.

14 u.a. Afrikanische Ballspiele, in Baessler-Archiv N.F., Bd. XVIII, 1970:155–251; Afrikanische Konzentrationsspiele, in: Festschrift Johannes Lukas. Hamburger Beiträge zur Afrikakunde, Bd. 14, 1971: 358–367; Afrikanische Fangsteinspielspiele, in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 96, 1971:30–68.

15 Afrikanische Puppen. Berlin 1970 (Baessler-Archiv N.F., Beiheft 6).

16 Vgl. Der Tod des Sultans, in: KAI, Nr. 5, 1973:30–38 und mit Werner Keweloh und Christian Grawe: Somali-German Project. Teachers In-Service Training Course on Adult Education, held in Hargeisa from May 6th to July 2nd, 1968. Somali Republic. Regional Department of Education. Northern Region. Hargeisa 1968.

Endstation Salzburg

Mein Forschungsbereich stand fest: ich wollte biographisch arbeiten. Schon während der Feldforschung in Kenia 1965 war ich zu der Überzeugung gelangt, die Analyse von Lebensläufen könne besser als normierte Forschungstechniken erkennen lassen, welche Bedeutung Betroffene und Akteure dem rapiden sozialen Wandel in ihrer Heimat beimessen. Einen detaillierten Plan zur Durchführung eines solchen Projektes in Kenia hatte ich im Herbst 1968 bereits ausgearbeitet und auch versucht, Geldmittel dafür aufzutreiben. Dies gelang mir aber nicht vor Aufnahme meiner Assistententätigkeit, und von Österreich aus erwies es sich später als unmöglich, Feldforschung in Afrika zu betreiben, so daß ich andere Wege beschreiten mußte.

Zunächst aber standen in Salzburg andere Aufgaben im Vordergrund, vor allem auf administrativem Gebiet. Die Bibliothek mußte aufgebaut, das Budget überwacht, das Sekretariat organisiert werden. Erstmals hatte ich Universitätsstudenten vor mir, die ich beraten und denen ich Kenntnisse vermitteln sollte, die ich mir, soweit konventionell soziologische Begriffe, Theorien und Methoden in Frage kamen, teils erst erarbeiten mußte. Als Beisitzerin bei Rigorosen und gelegentliche Vor-Gutachterin von Dissertationen schärfte sich mein Urteilsvermögen; im Kreise der hochschulpolitisch aktiven Assistenten erlernte ich die Regeln der internen Machtverhältnisse. Hinzu kamen die schmerzlichen Rückschläge, die die Universitätsreform sehr bald für unser Institut – dem „Institut für Soziologie und Kulturwissenschaft“ – bedeutete. Die Studienrichtung „Soziologie“ wurde wieder abgeblasen, so daß viele Mittel und Wege erwogen und ausprobiert werden mußten, um unsere Tätigkeit auch für Studenten fruchtbar werden zu lassen.

In der Lehre knüpfte ich, soweit möglich, an meine bisherigen Erfahrungen an, arbeitete mit motivierten Studenten und meinem Junior-Kollegen Justin Stagl an einer gemeindesoziologischen Studie, beschäftigte mich mit Entwicklungssoziologie und Aspekten des Kulturwandels und hielt Einführungsveranstaltungen in die Kulturanthropologie wie auch in das sozialwissenschaftliche Studium ab.

In den frühen siebziger Jahren gerieten meine Habilitationspläne ebenso durch andere Aktivitäten immer wieder ins Hintertreffen. In Salzburg sollte ein „Institut für Entwicklungshilfe“ eingerichtet werden, zu dessen Planung ich umfassende Erkundigungen einzog und Entwürfe ausarbeitete¹⁷. (Das Institut kam nie zustande!) – Einige Salzburger Kollegen riefen einen „Forschungskreis für Symbolik“ ins

17 u.a. Exposé für die Fakultätskommission „Entwicklungshilfe“, Universität Salzburg, 15.12.1970.

Leben, an dessen drei Symposien ich organisatorisch und auf andere Art maßgeblich beteiligt war¹⁸. – Als Gründungsmitglied einer „Arbeitsgemeinschaft für Ethnomedizin“ innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde übernahm ich die Aufgabe, 1975 einen Sammelband zu afrikanischen Themen herauszugeben.¹⁹

Dennoch laborierte ich an einem realisierbaren Plan zu einem empirischen Biographie-Projekt herum, meinte für kurze Zeit, einen Vergleich zwischen Lebensläufen österreichischer und afrikanischer Bauern mit Hinblick auf deren sich wandelnde Wertsysteme durchführen zu können, ließ diese Vorstellung aber rasch wieder fallen, nicht zuletzt wegen der damit verbundenen Sprach- bzw. Dialekthindernisse. Schließlich nahm das Vorhaben gedanklich eine andere Gestalt an. Meine Habilitationsschrift sollte, befürwortet von Rassem, eine wissenschaftsgeschichtliche Darstellung des Sammelns und Wertens von Lebensgeschichten in der Ethnologie, Soziologie und Psychologie²⁰ werden. (Für Folgebände waren methodologische Fragen und vergleichende Studien vorgesehen.) Und so kam es auch. In den letzten Tagen des Jahres 1976 reichte ich endlich das mehrbändige Manuskript bei der Fakultät ein und hörte zu meinem Erstaunen, daß ich (nach längerer Pause) die erste Frau sei, die sich bei den Geisteswissenschaftlern habilitieren wolle. (Feministischen Gedankengängen konnte ich erst in der Rückschau einiges abgewinnen. Hindernisse im akademischen Bereich, die zu überwinden gewesen waren, hatte ich stets auf meine persönlichen Schwächen zurückgeführt.)

Ein Jahr später erhielt ich die *venia docendi*, wie beantragt, für „Allgemeine und Vergleichende Kulturwissenschaft“. Dies hatte u.a. zur Folge, daß mich der Psychologen-Gutachter Sepp Schindler auf Jahre hinaus zu gemeinsamen Seminaren über Lebenslauffragen einlud. Eines davon bezog sich auf Sozialisationsprozesse während der Jahre 1933–45, anknüpfend an ein unvergeßliches Konversatorium, das ich zuvor unter Beteiligung eines jüdischen ehemaligen Emigranten an unserem Institut abgehalten hatte. – Andere, auch interdisziplinäre

-
- 18 Vgl. KULTUR. Begriff und Wort in China und Japan. Symposium des Forschungskreises für Symbolik, Salzburg, vom 25.–27.6.1982, mit Beiträgen von W. Bauer, J. Dalfen, A. Hsia, Th.H.C. Lee, K. Michima, R. Ohashi, H. Schmidt-Glintzer, hg. von Sigrid Paul. Berlin 1984 (Schriften zur Kulturosoziologie, Bd. 3) und Sigrid Paul: Perinatales Brauchtum periglobal. Exempla zur Symbolforschung. In: Aspekte der Kulturosoziologie. Aufsätze zur Soziologie, Philosophie, Anthropologie und Geschichte der Kultur. Zum 60. Geburtstag von Mohammed Rassem. Hg. Justin Stagl. Berlin 1982:39–57.
- 19 Ethnomedizin und Sozialmedizin in Tropisch-Afrika, hg. von Sigrid Paul. München 1975 (Beiträge zur Ethnomedizin, Ethnobotanik und Ethnozoologie, Bd. III).
- 20 BEGEGNUNGEN. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie. 2 Bde. Hohenschäftlarn 1979.

näre Lehrveranstaltungen folgten, z.B. auf dem Gebiet der Märchenforschung. Ab Mitte der achtziger Jahre konnten mich zu meiner Freude die Musikwissenschaftler als „Lückenbüßer“ bei der Erfüllung ihres Studienplans gebrauchen; ich las im Rahmen der „vergleichen-den Musikwissenschaft“ über die Einbettung von Musik und Tanz in außereuropäischen Kulturen, aber auch über die Modalitäten der volks- und völkerkundlichen Feldforschung.

In Schweden hatte ich die längste Zeit als Deutsche gelebt, in Saarbrücken und Salzburg als Schwedin. Um die Wende zu den achtziger Jahren aber begann dieser Ausländerstatus meine Existenz ernsthaft zu bedrohen, zumal mein fortgeschrittenes Alter und die familiäre Lage keinen weiteren Standortwechsel erlaubten. So ließ ich mich 1983 in Österreich einbürgern und mußte dafür den Verlust der hochgeschätzten schwedischen Staatsbürgerschaft in Kauf nehmen. – Als Österreicherin konnte ich mich nun voll und aktiv in der Fakultätsarbeit engagieren, besonders nachdem ich 1985 zur außerordentlichen Professorin ernannt worden war. Zwei Funktionen übte ich über Jahre hinweg mit erhöhtem Interesse aus, die einer Fachbereichsvertreterin im Kuratorium des Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung und die einer Fakultätsreferentin für Interessenten (ohne Abitur) an der neu eingerichteten Studienberechtigungsprüfung.

Nach Abschluß der Kommissionsarbeiten zur Regelung der Nachfolge von Mohammed Rassem im Jahre 1990 trat ich ungern, aber durch die Pflegebedürftigkeit meiner Mutter erforderlich, in den vorzeitigen „Ruhestand“, der hoffentlich noch lange keiner ist.

Hansguenther Meyer

Die Entdeckung der Soziologie

- Eine intellektuelle kolumbianische Erfahrung -

Der jugendliche Mensch, wenn er anfängt, sein Leben bewußt zu führen, neigt dazu, das ihn begehende Leben als *seine* Kreation zu begreifen und sich einzubilden, daß das, was er hervorbringt, alles von ihm selbst Geschaffenes ist. Der Irrtum ist verzeihlich, denn was vor ihm war, ist unwirklich, gewissermaßen transzendent, es entzieht sich hartnäckig dem einzig Zuverlässigen, das er hat: seiner Erfahrung. Wie soll er aus dieser Optik wissen, daß alle Wirklichkeiten, indem sie für uns und durch unser Tun Gestalt annehmen, nur die Entdeckungen von Wirklichkeiten sind, die schon lange existieren? Aber wie soll man Neues schaffen, wenn man Zweifel an seiner Absolutheit hat, wenn man abgeklärt mit Faust rät: Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Exzessive Ausmaße nimmt ein solches Denken besonders in Zeiten der Zusammenbrüche und der ihnen folgenden Umbrüche an. Da erscheint alles als große Kreation, denn man hatte sich ja darauf verständigt, die Welt nun neu (und besser) zu machen. Was bislang war, soll gründlich abgetan sein. Eine ganze Welt ist neu zu erfinden – und alle diese Erfindungen kommen aus unserem Kopf. Welch ein Impuls! Diesem Kopf sind Einsichten zugänglich, die die Vordenen nicht hatten. Prinzipien kommen in die Welt, die aus einer neuen Vernunft geboren wurden. Da stellt man an die Alten schon besser nicht die Frage, wie konntet Ihr das, was war, zulassen? Sie hatten nicht Teil an jenem neuen vernünftigen Denken, das uns, den Neuen, zuteil geworden ist. Sie waren das Resultat von schlimmen Verhältnissen und haben Schlimmes geduldet oder auch selbst getan. Nun sind sie verwirrt, denn was geschah, haben sie nicht vorhergesehen und was nun folgen soll, entzieht sich ihrer Vorstellungskraft. Sie wollen nur schnell zurück zu ihrem Leben vor dem Zusammenbruch. Auf ihren langsamen Sinneswandel kann man nicht warten. Wenn die Welt neu eingerichtet ist, werden sie irgend einen Platz finden.

Vom Frieden im Krieg zur Nachkriegszerreißprobe

1929 geboren, war ich im Jahr des Zusammenbruchs des Deutschen Reiches knapp 16 Jahre alt. Die Naziwirklichkeit hatte mich nicht sonderlich geprägt, wenn man davon absieht, daß man an ihre Zeichenwelt, Hakenkreuze, Fahnen und Uniformen, Hitlergruß und markige Bilder deutschen Wesens gewöhnt war. In Wort und Bild war man indoktriniert, wie deutsche Männer und Frauen, Jungen und Mädchen auszusehen hatten. Eines der wichtigsten Wörter war: *Gesinnung*. Diese war schlechthin deutsch, edel, tapfer, rein, sauber, treu, diszipliniert, wahrhaft, unwandelbar usw. Ja, ein guter Deutscher wollte man schon sein.

Was die Welt an Nazideutschland entsetzte, Gewalt, Terror, Menschenverachtung, kalt geplanter Massenmord, die ganze Vernichtungspraxis und Vernichtungsphilosophie des deutschen Faschismus, bis zu Hitlers Nerobefehl, die Existenzgrundlagen auch des deutschen Volkes zu zerstören, weil es sich als daseinsuntüchtig erwiesen habe, das alles war von mir und meinen gleichaltrigen Mitschülern, Kameraden, Freunden, Verwandten nicht *erlebt* worden.

Nur vage hatte mein Stiefvater, der in Dresden arbeitete, erzählt, wie die Prager Straße nach der Reichspogromnacht aussah, geplünderte Geschäfte, zerstörte Fensterscheiben.

„Fanatische Nationalsozialisten“, von denen in Hitlerreden, in Literatur über die „Kampfzeit“, die man uns aufgab, oder auch in Veranstaltungen in der Aula gelegentlich die Rede war, kannte ich nur wenige: Den Konrektor Kormann, den Hausmeister mit dem Spitznamen Quaddel, die Deutsch- und Lateinlehrerin Liebscher. Sonst niemanden aus der zahlreichen Lehrerschaft. Das ist dann später von uns Klassenkameraden ausführlich analysiert worden. Auch die erstaunliche Tatsache, daß es in unserer fast 40 Schüler zählenden Klasse keinen exponierten Nazi gab. Im Dorf gab es einen Konsumverwalter und, etwas entfernt wohnhaft, den SA-Führer, auf die diese Bezeichnung zutraf. Dann führte uns „Pimpfe“ im Ort ein junger Mann, Horst Gössel, gefallen 1943 in Italien, der und dessen Familie auf solche Zuordnung bei jeder Gelegenheit bestanden. In der weitläufigen Verwandtschaft gab es ein oder zwei Parteimitglieder, aber niemanden, der sich als „Nationalsozialist“ aufführte.

Die Realität der Nazibarbarei, die Untaten der Erschießungskommandos und der Totschläger, die Vergasungskammern und Verbrennungsstätten, die Exzesse auf KZ-Appellplätzen und die Hinrichtungsräume der Zuchthäuser – das waren Raumpunkte kleinster Dimension im großen Raum, den das Deutsche Reich beherrschte, trotz ihrer großen Zahl leicht zu isolieren und die Vorgänge in ihnen geheim zu halten. So kannten wir den Krieg und die Schrecken der Naziherrschaft nicht von Angesicht. Nicht vor dem Februar 1945.

Ich lebte in einem Industriedorf in der Oberlausitz, 40 km östlich von Dresden. Meine Schule, die „Deutsche Knabenoberschule Wilhelm Gustloff“ stand in einer Kleinstadt, die ich mit dem Fahrrad erreichte. Das Lehrerkollegium, Studienräte, ein halbes Dutzend mit Dokortitel, bildeten überwiegend kultivierte ältere Herrschaften, die ihre Karriere in der Weimarer Republik gemacht hatten. Die jüngeren waren an der Front. Es gab weder Fliegerangriffe noch bloß Fliegeralarm. Gelegentlich sah man Kriegsgefangene, Polen und Franzosen, die einzeln oder in kleinen Gruppen bei Bauern oder in den kleinen örtlichen Gewerbebetrieben arbeiteten. Ich erinnere mich auch an geschlossene und verplombte Güterwagen, gefüllt mit Menschen, die auf der Eisenbahnstrecke Dresden – Zittau Richtung Osten an uns vorbeifuhren oder auf einem Gleis eine Weile standen. Sie hatten Luftluken, bewehrt mit Stacheldraht. Manchmal schauten graue, abgemergelte Gesichter heraus, mehr Ausschnitte von Gesichtern, denn die Luken waren klein. Damals waren viele Menschen in Gefangenschaft und man machte sich über solche Wagen kaum Gedanken. Den Ortsnamen Auschwitz kannten wir nicht.

Im Dorf tauchten nach 1943 fremde Kinder auf. Aus dem Rheinland, aus Berlin. Sie hatten Bombennächte erlebt, manche waren ausgebombt. Was sie erzählten, war äußerst aufregend, aber eine Botschaft von weit her. Gegenständlicher war schon, daß sich die Mädchen aus Köln leichter ins Kino verabreden ließen, als die aus der Nachbarschaft.

So hatte, bis fast zum Schluß, der Krieg einen abstrakten, sagen wir, einen friedlichen Charakter. Er war eher eine Art geographisches Schulwissen, das mit den kleinen Europakarten zusammenhing, die jeder, auch ich, zu Hause hatte und auf denen mit kleinen Fähnchen und einer schwarz-weiß-roten Kordel die vorderste Linie abgetragen war, die die Wehrmacht besetzt hielt: Wenn man vom faschistischen Spanien absah: ganz Europa, nur im Osten blieb einiger Raum zwischen Wolga und dem Ural. Im Spätsommer 1942 zeichneten sich die Möglichkeiten ab, die *Traumgrenze* der Germanen, den Ural, in spätestens ein, zwei Jahren zu erreichen. Jedoch ab Februar 1943, nach Stalingrad, wurden die Nadeln dann Stück um Stück zurückversetzt. Eine merkwürdige Enttäuschung breitete sich aus, die aus einem langen Warten auf den großen Schlag bestand, der die Sowjets niederstreckte. Dieser Schlag *mußte* doch kommen, wie sollten wir sonst siegen? Ich glaube mich zu erinnern, erst im Frühsommer 1944, nach dem völligen Zusammenbruch der Heeresgruppe Süd und dem Vorrücken der Sowjetarmee bis in die Westukraine, dem Ende Juni die großen Durchbrüche bei der Heeresgruppe Mitte folgten und nach der Landung der Alliierten in der Normandie, die man merkwürdigerweise nicht wieder ins Meer werfen konnte, erstarb die Hoffnung auf den Sieg bei den Deutschen. Obgleich das Gerede, siegen müssen wir, immer weiter ging.

Erste Bilder schockierenden Elends sah ich im Herbst 1944, als die Organisation Todt in den alten Kalkstollen neben unserem Landdienst-Lager (Miltitz-Roitzschen bei Meißen) einen Kriegsbetrieb einrichtete und Tausende sowjetische Kriegsgefangene ins Dorf kamen. Da schlurften sie dann in langen, grauen, elenden Kolonnen über die schlammigen Straßen, in Lumpen und auf dicken Holzsohlen, den Hunger und die Hoffnungslosigkeit in den Augen. Mein Kamerad Scherf, der verbotenerweise russische Wörter lernte und hin und wieder mit einem der Soldaten sprach, wußte, daß viele starben und irgendwo heimlich vergraben werden. Ja, ich hatte Latein gelernt und etwas von der Moral des Imperium Romanum: *Vae victis*.

Natürlich erfuhr man von Gefallenen, in der entfernten Verwandtschaft, in der Nachbarschaft. Damit hatte es eine seltsame Bewandnis. Die Trauer um sie war „stolz“. Was sich, in nächtlichen Witwenkammern, an Verzweiflung abspielte, erfuhren wir nicht. Diese Männer waren keinen alltäglichen, sondern einen besonders verdienstvollen Tod gestorben. Es schien so, daß sie nach dem Krieg wieder auftauchen würden, anders als die Mutter des Stiefvaters, die 1943, 83jährig starb und die wirklich tot und in unserem Beisein begraben worden war.

Man erzählte sich aber, daß schlimme Dinge vorkamen, wenn der Ortsgruppenführer der NSDAP, der die Nachrichten vom Soldatentod persönlich überbrachte, mit einer schwarzen Binde an der Fasanenuniform, einen Briefumschlag in der Hand, den Weg in eines der Grundstücke einschlug, daß die Frauen schreiend ins Haus liefen, ohne abzuwarten, wen es getroffen hatte, den Mann, den Bruder, den Schwager, den Sohn. Oder vielleicht *nur* den Mann der Frau, die man, in Köln oder Berlin ausgebombt, zur Untermiete eingewiesen hatte.

Im Februar 1945 änderte sich die Szene entschieden. Dresden wurde zerstört, die Detonationen und der Feuerschein waren 40 km weit zu hören und zu sehen. Dresden kannte jeder, die meisten hatten dort Verwandte und Bekannte. Viele ihre Arbeitsstelle. Jetzt bekam die Vorstellung von einem möglichen Inferno, in dem alles untergeht, Realitätsgelalt. Die Angst breitete sich aus, aber sie verschloß den Leuten eher den Mund. Man wollte nicht in letzter Minute wegen defätistischer Reden ins Unglück kommen. Man wußte Ungefähres, daß die Nazis, bevor sie untergingen, alle Deutschen, die sie für ihre Feinde hielten, umbringen werden.

Zusammen mit den Dresdnern, die ausgebombt, gruppenweise in den umliegenden Orten unterkamen, erschienen in den oberlausitzer Dörfern die Trecks aus dem Osten. Sie kamen erst aus dem westlichen Polen, dann aus dem entfernteren Schlesien, schließlich aus dem nahen Niederschlesien. Jetzt war der Krieg Realität, und es dauerte nur noch wenige Tage, bis man den ersten Kanonendonner hörte. Bautzen wurde zum Teil zerstört, auch einige Dörfer „im Wendischen“. Aber man hatte Glück. Die Oberlausitz wurde nicht zum großen Kampfge-

biet. Kampfflos wurden nach dem 8. Mai die Städte und Dörfer des südlichen Berglandes von einer polnischen Armee und von sowjetischen Truppen besetzt. Erst am 10. Mai schaltete das bei Zittau gelegene Elektrizitätswerk ab und damit erlosch ein bedeutendes Stück Normalität in unserem Alltag.

Ich war aus dem Landdienst heimgekehrt, verbotenerweise. Ich hatte das Lager eigenmächtig verlassen, zusammen mit meinem Kameraden Mohr aus Kamenz, statt daß wir uns in Döbeln zu Rekruten machen ließen, wo wir gemustert worden waren. Wir hatten für uns schon im Februar, im zerstörten Dresden, als Freiwillige im Katastropheneinsatz, den Krieg für beendet erklärt. Ich war völlig unbesorgt. Man vermißte mich im Chaos der Endzeit sicher nicht. Ich blieb zu Hause, ging aber auch nicht wieder zur Schule. Man begann den Jahrgang 1929 einzuziehen. Im März hatte ich auf einem Rittergut bei Bautzen eine Elevenstelle angetreten. Das Kriegsende, die Spannungen mit dem Stiefvater, die ungewisse Lage, wie die Familie mit 5 Kindern durchkommen würde, das jüngste am 12. Mai 1945 geboren, ließen mich nicht an Abitur und Studium denken.

Das Rittergut im Wendischen, aber, wohin ich dann am 15. Mai zurückkehrte, war fast völlig verlassen. Die Herrschaft, sagte jemand, sei irgendwo bei Pirna versteckt. Auch die meisten Landarbeiter waren vom Treck noch nicht zurück. So blieben mir nur wenige Stunden Zeit, über die nähere (wirklich war's aber die weitere) Zukunft zu entscheiden. Die Altmark, wo die Eltern meiner Mutter wohnten, war (bis zum 1. Juli 1945) amerikanisch besetzt, sie schien mir – von weitem – intakt genug, um dort ganz professionell Landwirtschaft zu erlernen. Ich machte mich mit einem Fahrrad (ohne Bereifung) auf den fast 300 km langen Weg und war nach vier Tagen an der Elbe bei Tangermünde, mit deren Wasser ich ebendort 1929 getauft worden war.

An der Elbe holte ich den Krieg nochmals ein. Auf den weiten Flußwiesen, Spielstätten aus Ferientagen bei den Großeltern, lag die Ausrüstung einer ganzen Armee, standen die Reste der Trecks aus dem Osten, Wagen, Gepäck, Hausrat, ledige Pferde, nicht wenige in Verwesung, vom Besitzer mitleidig erschossen. Auch Kinderwagen standen noch mit toten Säuglingen, zurückgelassen, verhungert, verdurstet. Manchen hatten die Tangermünder unter Lebensgefahr gerettet, aber nicht alle. In der Elbe schwammen Leichen, verfangen sich in der gesprengten Brücke, gelangten ans Ufer, verwesten in der warmen Frühlingsluft.

Und danach die Altmark, in der ich, wie ich dachte, zu Hause war. Intakte Großbauernhöfe, wo man zeitgemäß-modern Landwirtschaft erlernen konnte, gab es genug. Und beim Landrat in Stendal sogar eine Behörde, die junge Leute für eine ordentliche Lehre warb und förderte. 1948 schloß ich in einem altmärkischen Dorf ordnungsgemäß meine Landwirtschaftslehre ab. Im gleichen Jahr nahm mich

die Fachschule für Landwirtschaft Bautzen als Schüler auf. Von der „Pike auf gedient“, steuerte ich durchaus zielstrebig und ehrgeizig einen intellektuellen Beruf an.

Was für eine Art Sozialisation war das, die ich bis 1951 erlebt hatte, als ich meine berufliche Entwicklung dann als ein Neulehrer für landwirtschaftliche Berufsschulen und später als (sehr) junger Dozent an einer landwirtschaftlichen Fachschule fortsetzte?

Was war in meinem Wesen essentiell geworden von Nazizeit und antidemokratischer Indoktrination, von der Erziehung zum Herrenmenschen und von der Gewöhnung an Gewalt, Krieg, Zerstörung? Und von dem totalen Umsturz unter der Regie einer stalinistischen Besatzungsmacht? Eigentlich nichts. Ich war Oberschule, Lehre, Arbeit, Fachschul- und (Neu-) Lehrerstudium. Als sozialer Hintergrund eine Angestelltenfamilie, der es nicht so recht glücken wollte, einen mittelständischen Lebenszuschnitt zu finden. Die Großeltern Arbeiter und als Hausbesitzer – mit ihren Worten – angesehene Bürger in einer kleinen Stadt. Das deutsche Drumherum, selbst die Ruinen von Dresden und Magdeburg, wie ich sie aus der Nähe kannte, die allgegenwärtigen Russen, das ganz andere westliche Deutschland, das ich 1947 „bereiste“, die Demontagen und die wirtschaftlichen Wirren in der Ostzone, der mühselige Neuanfang, die neuen politischen Strukturen, die sich, von der Bevölkerung mit nur mäßigem Interesse verfolgt, überall bildeten, waren Kulisse geblieben.

Im familiären Milieu kein politischer Impetus. Meine Vorstellung beschränkte sich lange Jahre darauf, auf ganz private Weise, orientiert an den bürgerlichen Standards der 30er Jahre, eine gehobene Angestelltenlaufbahn oder einen Intelligenzberuf zu erlangen.

Der Wechsel in der Orientierung kam abrupt. Es war Spätherbst 1948. Die Nachrichten über das wirkliche Grauen der faschistischen Barbarei und über den Krieg, waren in irgend ein mir bislang verborgen gebliebenes integratives Zentrum meines Denkvermögens durchgedrungen, langsam, in kleinen Portionen, aber stetig und immer vollständiger. Dann, in zwei, drei durchgrübelten Nächten war es wie ein großflächiger Durchbruch. Die Ungeheuerlichkeit der Zeit drang in mein Bewußtsein. Wir hatten am Abgrund gestanden, das Ende der abendländischen Kultur war nahe gewesen, tragende Bestandteile schon eingestürzt. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, hatte Erich Kästner geschrieben – seine Visionen waren schwach gegen das, was ich jetzt zu sehen meinte. Wer hätte Hitler stoppen können – außer der sowjetischen Armee? Der Mann von Cherbourg? Wäre die Atombombe, ohne den Vormarsch der Russen, auf beiden Seiten nicht eher fertig geworden, bevor die Amerikaner via Frankreich in Berlin anlangten? Wären sie je dort angelangt, mit der ganzen Wehrmacht am Kanal?

Was inzwischen von den Greueln der KZ-Lager und der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung bekannt geworden war, überstieg jedes

Vorstellungsvermögen. Aber es erschütterte mich in tiefster Seele. Überall in Deutschland Berge von Leichen, in der Tiefe die Massengräber mit den Menschenopfern. Und das sollte, auf dem Weg zum germanischen Großreich, erst der Anfang sein! Hatte nicht selbst die eine oder andere gemäßigt-rassistische Unterweisung an der Oberschule durchblicken lassen, daß auch alle slawischen Völker minderwertig seien? Und ihr Ende absehbar? Und sollten nicht selbst die Engländer in ein, wörtlich, kleines, unbedeutendes Fischervolk zurückgebombt sein?

Wenn mir jemand widersprach, wurde ich sehr erregt. Dazu wäre Hitler nicht fähig gewesen?

Der und seine Reichsführer waren zu allem fähig. Nein, schrie ich Leute an, die Deutschen haben den Krieg *nicht verloren*, sie haben ihn zwar geführt, aber sie sind in letzter Minute von ihm *befreit* worden.

Ich durchlebte in meinen erregten Vorstellungen die Apokalypse des Krieges und der Nazigreuel, obgleich sie doch in ihrer leiblichen Form an mir in meinem oberlausitzer Krieg-Frieden vorbeigegangen waren. Ich war völlig unbeschädigt hindurchgekommen, kannte keine Verwundungen, keine Todesangst, keinen Schock, keinen Hunger, kein Frieren. Ich war, schnell wachsend, mit Uniformteilen und abgelegten Kleidungsstücken von Verwandten etwas grotesk gekleidet, das war alles. Die schmerzhaft Erschütterung, die nun begann und unvermindert bis heute dauert, war „nur“ das Ergebnis von Nachrichten und Enthüllungen, von Bildern, Berichten, Analysen, schwach unterlegt von Eindrücken der letzten Kriegstage.

Statt lehrender Landwirt – Marxismus-Lehrer

Schmerzhaft war auch die unvermeidliche Korrektur des „deutschen Wesens“, die nun einsetzte, denn dieses, mein Volk hatte die braune Pest hervorgebracht, den industrialisierten Massenmord, die Haltung äußerster Menschenverachtung, den jahrelangen Krieg in Dutzenden von Ländern. Unvorstellbar, in Jahrhunderten keine Vergebung, auf welch bestialische Art und Weise Zehntausende Frauen und Kinder von uniformierten jungen Deutschen ermordet worden waren. Kinder vor den Augen ihrer Mütter, Mütter vor den Augen ihrer Kinder. Ich fühlte mich im Nachhinein auf furchtbare Weise betrogen. In meinem Kopf bildete sich immer wieder der gleiche Satz: Das zahlt Ihr mir heim! Aber ich wußte nicht, wen ich damit meinte. Nur soviel war sicher: Deutscher Nationalismus erzeugte seither in mir Abscheu und Verächtlichkeit.

Viele Details der sog. Machtergreifung (betrügerische Investitur!) der Nazis, die von den Kommunisten und seit 1946 von der SED herausgestellt wurden, kannte ich nicht. Mir schien jedoch irgendwie

klar, daß die Nazis ein Produkt der Gesellschaft des Weimarer Deutschlands waren. Der Gesellschaft, die ich mir als ein Konglomerat von Kasten und Ständen vorstellte: Allen voran die Reichswehrgeneralität sowie die paramilitärischen und Traditionsverbände des Weltkriegsheeres. Wer von meinem Jahrgang kannte den „Stahlhelm“ nicht? Dann der Stand der wohlhabenden, aber wirtschaftlich bedrohten Landwirte, der *völkisch* gesinnten Bauernschaft, der vielen, vielen kleineren und mittleren Besitzbürger. Deutsch-national bis unter die Haut. Nicht zu vergessen die Lehrer und Intellektuellenzirkel. Von diesen Leuten hatte ich etwas Erfahrungswissen, auch kannte ich den oder jenen typischen Exponenten persönlich. Der Zusammenhang mit dem 1. Weltkrieg und seinen Ergebnissen, besonders die Wirkung auf die Mentalität der Deutschen der 20er und 30er Jahre schien mir sehr wichtig. Ich las über den maßgeblichen Einfluß und die direkte Beteiligung der Führungskaste der deutschen Industrie, was mich durchaus überzeugte. Die Nürnberger Prozesse hatte ich interessiert verfolgt.

Irgendwie war mir klar, daß es in der Weimarer Republik auch eine zahlreiche, in vielen ihrer Vertreter dubiose Kaste von Politikern gab, deren Existenz und Namen schon durch die Schmähreden der Nazis über die „Systemzeit“ auf uns gekommen waren. Ich sah sie hilf- und prinzipienlos in die großen und kleinen Krisen der Weimarer Republik verwickelt und zum Schluß von Hitler überrannt und vereinnahmt. „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler..“ hatte die KPD auf ihre Plakate geschrieben. Ich wußte manches von der großen Wirtschaftskrise seit 1930 und von der durch sie verursachten Gärung im deutschen Volk. Vom Klassengrenzen überschreitenden Ruf nach dem starken Mann.

Das alles wird hier geschildert, weil es eine lange, schmerzliche Gedankenarbeit war, gestützt auf zahllose und doch unvollständige Fragmente von Wissen und auf mehr oder weniger erlebnisnahe Fakten, ein verzweigter Strom von Ideen, der dann zusammenwuchs zum Begriff von der deutschen bürgerlichen Gesellschaft und der wiederum die Grundlage bildete für die Rezeption der Theorien von Karl Marx, wie sie mir zunächst ebenfalls fragmentarisch, dann aber mit wachsender Systematik zufflossen.

Hatte Marx nicht geschrieben, 1867, „Es (das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation. H.M.) bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend. Die Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist also zugleich die Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol...“

Was immer Marx dabei fälschlich gedacht haben mag, daß und wie die arbeitende Klasse in Barbarei versinkt, vielleicht in einer gigantischen Steigerung des Elends aus der Zeit der britischen Fabrikgesetzgebung, während die reiche Klasse sich kulturell weiter verfeinert und aufsteigt, er hatte doch in einer anderen, noch furchtbareren Di-

mension Recht behalten: in der bürgerlichen Gesellschaft, die verstrickt ist in ihre Widersprüche und in Krisen, gewinnen bestimmte Kräfte die Oberhand, die im Zustand einer *klaustrophoben Existenzangst*, zu äußersten Mitteln der Gewalt greifen, um zu expandieren und damit zugleich ihre Verhältnisse zu bewahren.

Schon der Erste Weltkrieg hatte das klargestellt, als es gegen keinen eingebildeten bolschewistischen Weltuntergang ging, sondern gegen den *Erzfeind* im Westen: den französischen Staat, die französische Kultur – und gegen deren Weltgeltung. Als am 22. April 1915 bei Ypern die ersten deutschen Giftgaswolken aufstiegen, um französische Soldaten in Massen heimtückisch zu ersticken, da, spätestens, wurde offenbar, was bei der grausamen Vernichtung der Hereros 1905 nur vermutet werden konnte, daß die bürgerliche Gesellschaft – voran in Deutschland – auch die letzte Stufe der Brutalisierung und Barbarisierung erreichen würde. Von Ypern führt eine direkte Spur nach Auschwitz, Auschwitz war nur die Konsequenz dessen, was dort 1915 begonnen hatte.

Soweit verändert, war ich dann aufgeschlossen für die Vorstellung, daß man, wenn die menschliche Zivilisation nicht in immer neuen Kreisläufen von Krisen und Kriegen und Barbarei untergehen soll, man die Gesellschaftsstruktur abschaffen müsse, aus der dieses ganze Unheil hervorgeht. Es leuchtete mir ein, daß nicht eine Horde von Bösewichten verantwortlich ist, die ebenso gut hätten allesamt als Kinder sterben können, woraufhin Europa und der Welt Krieg und Zerstörung erspart geblieben wären.

Von stärkster Wirkung war auf mich das Marxsche Konzept der Entfremdung, die Vorstellung vom Wirken objektiver Gesetze „hinter dem Rücken der Akteure“, so daß schließlich ganze große Zivilisationen, verfangen in den Mechanismus der Fetischisierung ihrer Verhältnisse, nicht nur, wie Goethes Zauberlehrling, die Kräfte nicht mehr beherrschen, die sie entfesselten, sondern auch alle ihre geschichtlichen Aktionen mit einem völlig falschen Bewußtsein machen.

Beruflich war ich soweit vorangekommen, daß ich landwirtschaftliche Fächer unterrichten konnte. Man versprach mir auf der Insel Rügen den Aufstieg zum Leiter einer der kleinen landwirtschaftlichen Berufsschulen. Da aber kam, Oktober 1951, von der Greifswalder Fachschule für Landwirtschaft, späteren Ingenieurschule für Meliorationswesen, das Angebot, neben betriebs- und volkswirtschaftlichen Gegenständen gesellschaftswissenschaftliches Grundwissen zu unterrichten. Ich war in einem dreijährigen Gärungsprozeß so von den großen Problemen der Gesellschaft und unserer ungewissen Zeit eingenommen und mitgenommen, (inzwischen hatte der Koreakrieg begonnen und der Kalte Krieg mit seinem unbestimmbaren Ausgang setzte sich verschärft fort), daß ich sofort zusagte. Ich versuchte eine gewagte Synthese als Lehrer für Landwirtschaftswissenschaft und Gesellschaftswissenschaft. „Etwas derartig Langweiliges wollen Sie tun?“, fragte

mich Professor Janert zweifelnd, Bodenkundler und langjähriger Mat.-Nat.-Dekan an der Greifswalder Universität, mit dem ich mich darüber unterhielt. (Janert wollte mir helfen, Meliorationswissenschaftler zu werden, bot mir Arbeit in seinem Institut an!)

Der Direktor der kleinen Greifswalder Fachschule war 1951 der ehem. preußische Landwirtschaftsrat Pickenbach, einer der führenden Größen des Preußischen Wasserwirtschaftsverbandes, im Kriege in einer verantwortlichen Stellung im Ernährungswesen der Stadt Berlin. Er war bis tief in seinem Innern sowohl konservativ als auch liberal und war ohne Probleme entnazifiziert worden. Als er mein Chef wurde, war er etwa 60 Jahre alt. Er hatte Gefallen an mir gefunden und versuchte, mich nach Kräften zu fördern. Ich gab nur wenige Stunden Vorlesungen die Woche und hatte viel Zeit zum Selbststudium, auch zum Besuch von Veranstaltungen an der Greifswalder Universität. So konnte ich in meiner Bildung manches von dem aufholen, was mir durch die Ungunst der Verhältnisse verwehrt worden war.

Pickenbach ließ mich einen bestimmten Stil ausprägen. Ich verweigerte jede Art von Gesinnungsindoktrination im gesellschaftswissenschaftlichen Unterricht, wie das sonst in der DDR der 50er Jahre meist üblich war. Trotz mancher Nackenschläge kam ich/kamen wir damit durch. Sogar einen Verweis gab es in meiner „Kaderakte“ – wegen „opportunistischen“ Verhaltens am 17. Juni 1953, mitgeführt 20 Jahre lang, zur Freude mancher Leute, die mich nicht mochten.

Es war die Zeit zahlloser Mitläufer und Anpasser. Ich machte vor Kollegen und Studenten keinen Hehl aus meinen marxistischen Grundüberzeugungen, und aus meinem ernstgemeinten Engagement für die erfolgreiche Entwicklung der DDR, lehnte aber jeden Kult der Partei und vor allem jede Form von Überzeugungsdruck und Intoleranz ab. In meinen Lehrveranstaltungen sollten Bildungsgüter vermittelt werden, wofür ich auch meine wachsende Kenntnis der deutschen belletristischen Literatur einsetzte (ich gab Vorlesungen über den Faust, über Brecht und Feuchtwanger). Es sollte Aufklärung über deutschen Imperialismus und über das Wesen des Faschismus und des modernen Imperialismus geschehen, Wissen über volkswirtschaftliche Gesamtzusammenhänge, Wissen über die Geschichte und das soziale Wesen der deutschen Bauernschaft vermittelt werden, auch praxisnahe betriebswirtschaftliche Kenntnisse. Derart vielschichtig verstand ich marxistisches Denken. Meine bäuerlich- betriebswirtschaftlichen Vorstellungen baute ich später zu einem Fach *Betriebswirtschaft Landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften* aus. Mit großem eigenen Interesse gab ich Vorlesungen über dialektischen und historischen Materialismus. Das konnte man auf diese oder jene Weise tun. Bei den Studenten waren erkenntnistheoretische Probleme und Probleme der modernen Naturwissenschaften beliebt. Auch das aufregende *Salto mortale* des dialektischen Denkens füllte kurzweilige Unterrichtsstunden.

An meiner Greifswalder Wirkungsstätte gab es kein *Lyssenko-Syndrom*, wurden bei mir und im Unterricht der Kollegen, kein *Travopolnaja-Dogma*, das dann später durch ein *Antitravopolnaja-Dogma*¹ hätte abgelöst werden müssen, keine Rinderoffenstall-Euphorie oder andere verordnete Agrarideologien gelehrt. Niemand geriet in Schwierigkeiten, weil *eine Tante* das neue Lehrbuch für modernes Meliorationswesen aus dem Westen *mitgebracht* hatte. Man wußte, die Dozenten hatten es auch, und damit hatte es dann sein Bewenden. Mit einer gewissen verächtlichen Nachsicht gingen wir über all die gefährlichen Narreteien der Zeit hinweg. Gefährlich waren diese Dinge durchaus, denn manchmal genügten Kleinigkeiten, um Nachstellungen und Pressionen durch die Oberen auszulösen.

Ich war immer gut in preußischer Geschichte gewesen. Aus meiner Sympathie für Friedrich II. (ich nannte ihn, wegen des Unrechts der Schlesischen Kriege, nie „den Großen“) habe ich niemals ein Geheimnis gemacht. Ich bewunderte seine Doktrin: Jeder möge nach seiner Fassung selig werden. Seine Staatsidee verstand ich so, daß der Staat, eine Institution, die durch Recht und Gesetz zusammengehalten wird, ein Gesellschaftsvertrag zwischen Bürgern und Beamten ist, diese Rechte und Gesetze einzuhalten. Wenn die DDR manchmal mit Preußen in Zusammenhang gebracht wurde, z.B. durch de Gaulle, verstand ich das eher als ein historisches Kompliment. Aber wie man weiß, mehr noch als bei Friedrich wichen in der DDR Vorsatz und Ausführung von einander ab.

Folgendes allerdings, an dem ich keinen geringen Anteil hatte, wird dieser oder jener Leser nur mißbilligend aufnehmen: Im Winter 1956/57, als die Volksarmee gegründet wurde, es existierte noch keine Wehrpflicht, gingen, nach aufgeregten Diskussionen, alle 150 jungen Männer des Absolventenjahrganges freiwillig und ohne jeden weiteren Nachdruck zur Musterung, „um den Frieden mit der Waffe in der Hand sicherer zu machen“. Etwa 20 wurden eingezogen. Die NATO und die Bundeswehr gab es schon; viele Ostdeutsche, ich auch, hielten die Parallelität militärischer Strukturen im Ostblock und deren Effizienz für friedenssichernd. Das „militärische Engagement“ der Ingenieurschule war durchaus common sense. Auch wenn es nicht in die jetzige Zeit paßt, man muß es zur Kenntnis nehmen.

Was meine Motivation für die erfolgreiche, unbeschadete Entwicklung der DDR anbetraf, so durchlief sie einige Stadien. Ursprünglich

1 „Travopolnaja-Dogma“: Eine der vielen unproduktiven ideologischen Vorgaben der KPdSU und der SED für die Landwirtschaftspolitik. Extensive russische Feldgraswirtschaft, entstanden in den 20er Jahren, von der man sich eine Wunderwirkung für die Steigerung der Erträge auch der DDR-Landwirtschaft versprach. Nach Einsetzen des Chruschtschowschen „Mais-Dogmas“ verworfen. Zugleich wurde unsinnigerweise Front gemacht gegen einen vernünftigen Klee-Gras-Zwischenfruchtbau, den man fälschlich für eine Form des verworfenen Travopolnaja Fruchtfolgesystems hielt.

hatte ich ihre Gründung als eine Zwischenetappe auf dem komplizierten Weg zur deutschen Einheit verstanden. Als Schaffung eines starken links-demokratischen Gegengewichts gegen die restaurativen Tendenzen in der Bundesrepublik und gegen die neuen Ostlandreiter, denn z.B. die Leute, die die Rückgewinnung der deutschen Ostgebiete (*vorgeblich* in den Grenzen von 1937!) forderten, waren sehr laut. Vielleicht waren sie nicht so stark, wie sie laut waren, aber laut waren sie sehr. Dann kam aus dem Reservoir der großen Politik die Idee der deutschen Konföderation hinzu. Das war, auch in Fortsetzung der ersten Option, einleuchtend. Schließlich, spätestens nach Ungarn 1956, waren solche Illusionen tot. Das unberechenbare Atombombenwettrennen, die furchtbare Spannung zwischen den Supermächten, verbunden mit immer neuen Einbrüchen des kalten Krieges einerseits sowie die ökonomischen Kräfteverhältnisse in Deutschland andererseits ließen alle Hoffnungen auf eine friedliche Vereinigung absterben.

Im Frühjahr 1956 hatte der 20. Parteitag der KPdSU stattgefunden, auf welchem Chruschtschow die Verbrechen Stalins enthüllte, ein Vorgang, der sich bei uns allmählich zu einem Wissen ausweitete, das weit über Stalins persönliches Wirken hinausging und die verbrecherische Praxis enthüllte, die sich allerorts mit der Diktatur der Parteibürokratie verband. Den einen oder anderen habe ich gekannt, für den damit eine Welt zusammenbrach. Die Mehrheit der Menschen meiner Umgebung, alle meine Freunde und Kollegen, nahmen die sensationellen Nachrichten eher gelassen auf, wobei vielleicht mitwirkte, daß in der DDR die Dramatik der Chruschtschowschen Enthüllungen extrem heruntergespielt wurde. Eine gewisse Erleichterung spielte mit, daß nun Wahrheiten ausgesprochen waren und Mißstände ausgeräumt werden würden.

Mit den Enthüllungen des 20. Parteitages wurden nicht nur politische Hintergründe des der Sowjetmacht anhaftenden Rufes der Rechtlosigkeit und Gewalt deutlich, sondern auch Möglichkeiten, die furchtbaren Vorkommnisse zu erörtern, Ursachen zu nennen und auf eine schnelle Überwindung der Anomalität sowie Wiedergutmachung zu hoffen.

Zu diesen Hoffnungen gehörte auch die Erwartung, daß sich der politische Stil der SED-Führung ändern würde. In dieser Hinsicht verbreiteten ohnehin einige seit dem 17. Juni 1953 eingetretenen Veränderungen vorsichtigen Optimismus. Er war gedämpft, denn Ulbricht hatte zugleich jede Fehlerdiskussion untersagt und gefordert, all diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die am 17. Juni *Schwankungen* erlegen waren. Das wiederholte sich dann nach der Offenlegung der Verbrechen Stalins.

Welches Verhältnis Erwartungen und Enttäuschung immer bildeten, wir in Ostdeutschland hatten, nolens volens, keinen anderen Staat als die DDR. Ihr Ursprung in der sowjetischen/stalinistischen Deutschlandpolitik war weder ein besonderes Motiv für Akzeptanz noch für Ablehnung gewesen. Aber wir hofften, in ihren Grenzen aus den Fol-

gen des Stalinismus eher herauszukommen. Solche Ermutigungen kamen auch aus der Sowjet Union und aus anderen Ostblock-Ländern. Kurz: Im Schutze eines eigenen, deutschen Staatsgebildes DDR hofften wir, uns von den Irregularitäten und Anachronismen der sowjetischen und der Balkan-Realität freizumachen. Trotz schöner Worte erwartete niemand Hilfe oder gar Lösungen aus dem Westen. Auch in dieser Hinsicht erteilte uns der 17. Juni eine nachhaltige Lektion.

Die Idee zur Entdeckung des Westlandes „Soziologie“ kam aus dem Osten

Eine Folge der Kritik am Stalinismus war ein langer Disput zwischen den Gesellschaftswissenschaftlern. Jahrelang hatte ohne jeden Erklärungswert die Huldigung „genialer“ stalinscher Ideen stattgefunden. Wie war nun aus der Sterilität und aus dem bloßen Ableiern abstruser Doktrinen herauszukommen? U.a. begann in der sowjetischen Fachpresse 1957 eine lebhaft diskutierte Diskussion über die Notwendigkeit, eine empirisch ausgerichtete Soziologie einzuführen, zugleich unternahm engagierte Gesellschaftswissenschaftler erste empirische Untersuchungen – in der Sowjet Union bemerkenswerterweise als industriesoziologische Untersuchungen zur Fluktuation der betrieblichen Arbeitskräfte und, damit verbunden, zu den Arbeitsbedingungen.

Infolge des nach dem Kriege wiederhergestellten Rechtes auf die freie Wahl des Arbeitsplatzes war es zu einer Mode geworden, ständig zu wechseln, um sich dadurch gewisse Vorteile zu verschaffen. In wenigen Jahren wurden ganze Belegschaften großer Betriebe ausgetauscht, die Stammbesetzungen hatten sich, mit Ausnahme der Leitungskader, fast aufgelöst. (Die zahlreichen heutigen Vertreter für die Praxis durchgehend kurzer Befristungen des Hochschulpersonals in Deutschland hätten an diesen sowjetischen Zuständen ihre helle Freude gehabt.)

An der sowjetischen Diskussion beteiligte sich auf exponierte Weise auch eine DDR-Koryphäe, Jürgen Kuczynski, wodurch sich die Diskussion sehr schnell in der DDR ausbreitete.²

Mein eigener Weg zur Soziologie hatte danach zwei Zugänge, die beide nichts mit einer konventionellen, persönlichen Entscheidung für ein akademisches Fach gemein hatten.

Der eine ergab sich aus den sozialen Umwälzungen in der DDR, die für Teile der Bevölkerung mit erheblichen Erschütterungen verbunden waren.

2 Jürgen Kuczynski: „Soziologische Gesetze“ in: Voprosy filosofii, Moskau, Heft 5/1957.

Als ich meine Laufbahn als landwirtschaftlicher Lehrer begann, gab es in den Dörfern Großbauern, kleine Altbauern und Neubauern, Produkt der Bodenreform, die zu meinem größten Leidwesen die großen Güter atomisiert hatte. (Leid tat es mir um die virtuell modernen großen Güter, weniger um die junkerlichen Besitzer, die sie, wie man in Mecklenburg auf Schritt und Tritt erfahren konnte, weniger modernisiert als vielmehr hatten stagnieren und devastieren lassen.) Mit der Bodenreform entstand allmählich eine neue Bauernschaft. Es gab Landarbeiter verschiedener Kategorien, massenhaft vom Typ des Tagelöhners, aber allmählich auch besser qualifizierte Tierhaltungs- und Feldbauspezialisten, Personal für die neue Landtechnik, und es gab eine bunte Mischung sonstiger Landbevölkerung, von kleinen selbständigen Gewerbetreibenden bis zu deklassierten Leuten, die von Gelegenheitsarbeit lebten. In wachsendem Maß spielten Auspendler eine Rolle.

Sechs Jahre später zeichnete sich die Umwandlung der Dorfbevölkerung in Genossenschaftsbauern nach dem Typus der sowjetischen Kolchosen ab. Die Ausdifferenzierung der übrigen Bevölkerung war in vollem Gange. Die eher kleinbürgerlich dominierten Städte des Nordens der DDR entwickelten rasch industrielle Strukturen, wurden – in ihrer Peripherie – zu Siedlungsstätten einer neuen Industriearbeiterschaft, die auch viele Landbewohner aufsaugten. Diese Bevölkerungsdynamik, dazu das (perspektivisch) rasch anwachsende Potential der Fach- und Hochschulabsolventen, nicht nur in den Städten, auch in den Dörfern, bildete für mich einen anziehenden Gegenstand sozialwissenschaftlicher Überlegungen.

Es war klar, daß sich in der DDR eine neue Gesellschaft herausbildete, eine Gesellschaft mit eigenständigen Lebensgrundlagen, besonderen Strukturen der sozialen Differenzierung, speziellen Lebenslagen und Verhaltensweisen. Die Vorgänge fesselten mich und weckten den Wunsch, sie wissenschaftlich zu beschreiben. Nach wissenschaftlicher Darstellung verlangte es mich auch, weil mir die ideologische Verklärung und sinnlose Übersteigerung des Vorganges, wie sie von der Führung gefordert wurden, äußerst widerwärtig waren. Wie schon geschildert, war ich davon überzeugt, ja durchdrungen, daß wir in Deutschland eine neue Gesellschaft brauchten, nicht bloß konkurrierende Parteien und parlamentarische Strukturen, sondern neue soziale Strukturen. Nun bildeten sich von der Ostsee bis zum Thüringer Wald sehr rasch neue gesellschaftliche Verhältnisse heraus. Waren sie das, die uns 1949/50 vorgeschwebt hatten, die wir uns vom *Aufbau des Sozialismus* seit 1952 versprochen?

Ich hatte 1957 das Angebot des s.ztg. Direktors der Ingenieurschule, Dr. Hoffmann, ausgeschlagen, als Spezialist für sozialistische landwirtschaftliche Betriebswirtschaftslehre weiterzumachen, eine neue Lehrrichtung aufzubauen und darüber zu publizieren und zu promovieren. Ich stand (als Externer) vor dem Examen als Gesellschaftswis-

senschaftler an der Universität Leipzig. Mein wachsendes Interesse, gefördert durch den Besuch von Lehrveranstaltungen des sehr anregenden Philosophen Prof. Ehrhard Albrecht (Greifswald), galt einer künftigen Tätigkeit an der Universität.

Der Wechsel dorthin war nicht gerade einfach. Ich brauchte die Herauslösung aus dem Fachschulwesen. Dazu mußte man *weit oben* zustimmen. Albrecht machte natürlich sein weiteres Interesse an mir von einem erfolgreichen Diplom in Leipzig abhängig – stellte aber eine Beschäftigung als unbefristeter wissenschaftlicher Mitarbeiter in Aussicht, was mir mein nicht gerade zu verachtendes Gehalt als Fachschuldozent sicherte, an das ich seit vielen Jahren gewöhnt war. (Assistenten auf Zeit, die promovierten, erhielten nur ein etwas aufgestocktes Stipendium. Planstellen für wissenschaftliche Mitarbeiter waren rar.) Eh alles zusammenkam, schrieben wir Herbst 1960.

Angeregt durch meine Leipziger Diplomarbeit hatte ich vorgeschlagen, über die neokantianischen Quellen des älteren „Sozialdemokratismus“ zu promovieren (Schwerpunkt Austromarxismus), was dann wissenschaftlich meine Haupttätigkeit gebildet hätte. Es mag die Leser verwundern, was ein ehemaliger Landwirtschaftslehrer für ein besonderes Interesse am Verhältnis von Neokantianismus und Sozialdemokratie haben konnte. Die Sozialdemokratie war für mich – und einige meiner Bekannten dachten ähnlich – ein interessanter Stoff wegen ihres Anspruches, den Sozialismus anzustreben, für dessen mühsames Funktionieren wir täglich Zeugen waren. Sie ging dabei ursprünglich von Marx aus, war aber ganz schroff antileninistisch. Nun schien von Marx nicht mehr viel die Rede zu sein. Was war da theoretisch vorgefallen? Das Problem schien essentiell und interessant. Albrecht war zunächst mit allem einverstanden, und ich begann, Victor Adler zu studieren. Andere Autoren des Austromarxismus folgten.

Im Frühjahr 1961 kam die Wende. Albrecht war von irgendeiner Direktorenkonferenz im Ministerium oder bei der Abteilung Wissenschaft des ZK zurückgekehrt und sah sich verpflichtet, am Institut eine mehr praktische, leichter verwertbare Forschung zu betreiben, was um so dringlicher war, als seine Absicht, im Schwerpunkt zur Sprachphilosophie überzugehen, keine gute Ausgangslage dafür hergab. Wegen ihrer Praxis- und Lebensferne standen die Philosophen der DDR häufig unter Beschuß. Die Sozialdemokratie und der Neokantianismus erschienen in diesem Lichte als ein absurdes Vorhaben. So wurde die Idee geboren, ich möge doch an mein sozialwissenschaftliches Interesse für die ländliche Bevölkerung anknüpfen und etwas sehr Praktisches untersuchen: Wie vollzieht sich im Lichte des historischen Materialismus, als Wirkung seiner Gesetzmäßigkeiten, der gegenwärtige Wandel in den wirtschaftlichen und sozialen Strukturen der Dörfer? Gesetze oder Gesetzmäßigkeiten mußten es schon sein. Davon hing (so dachte man) die Chance ab, etwas wissenschaftlich

Relevantes und zugleich unmittelbar Wirkliches zu untersuchen, ohne in Journalismus abzugleiten.

Ich intensivierte meine Sondierungen in den Dörfern und in den Genossenschaften (LPG), wo ich ohnehin bekannt und eingearbeitet war. Man nennt das heute *qualitative empirische Forschung*. Dazu las ich alle, besonders die sowjetischen Autoren, die in jüngerer Zeit über das Funktionieren sozialer Gesetze geschrieben hatten. Nach wenigen Monaten schon war klar: Die sehr allgemeinen Wirklichkeitszusammenhänge, die der historische Materialismus beschreibt, die gesellschaftlichen Verhältnisse, insbesondere die Produktions-(Besitz)Verhältnisse, die die Grundlage einer ganzen geschichtlichen Epoche bilden, ihre Funktion als Basis des politischen, juristischen etc. Überbau, das Funktionieren des Staates und der anderen Makrostrukturen, die Abhängigkeit des Bewußtseins vom Sein, die historische Funktion der Klassen, die Fesselung der Produktivkräfte, die dann, *entfesselt*, zunächst die Basis und danach den ganzen Überbau umwälzen etc. mögen alle ihren anregenden Erklärwert haben – „Orientierungswissen“ – existieren aber ohne jede direkte empirische Relevanz. Daraus war weder konkrete Sozialforschung noch sonst ein mir vorschwebender wissenschaftlicher Text zu machen.

Greifswalder Eintrag: Kybernetik als innovatives theoretisches Denken

Der andere Zugang gestaltete sich so:

Ich hätte etwas sehr Naheliegendes tun können, nämlich die soziale Lage der Bauern und Landarbeitern vor dem Aufkommen der LPG und danach, in den neuen LPG, nach empirischen Feststellungen zu beschreiben, herauszufinden, ob und wohin sich ihre Interessen verschoben hatten. Aus dem 30seitigen Literaturverzeichnis zu meiner Dissertation geht hervor, daß ich z.B. Renate Mayntz' Arbeit über soziale Schichten und sozialen Status, soweit sie sie in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie publiziert hatte kannte,³ auch andere empirisch angelegte Arbeiten, z.B. des Agrarsoziologen Janos Schiller, Gödöllö, Ungarn, diesen ausgesprochenen Empiriker

3 Renate Mayntz: Gedanken und Ergebnisse zur empirischen Feststellung sozialer Schichten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft Nr. 1/1958, vgl. auch Heft 1/1958. Janos Schiller: Eine Methode zur soziologischen Bewertung der Dorfverhältnisse. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, (Ost)Berlin, Heft 2/1963.

sogar persönlich. Warum nicht an ergebnisreiche Erfahrungen anderer, die hier schon weiter waren, anknüpfen?

In diesen wenigen Monaten 1961 traf ich einige schwerwiegende Entscheidungen, denn ich verzichtete darauf, einen direkten Weg zu einem empirischen Forschungsprojekt einzuschlagen.

Ich kam von den sozialen bzw. gesellschaftlichen Gesetzen nicht los, vor allem, weil die Literatur darüber sich in ein schier undurchdringliches Dickicht einander widersprechender und überlagernder Standpunkte verlief. Das wollte ich, zum Nutzen weittragender Theoriebildungen, durchdringen und entwirren. Ich dachte an eine Erkundungsreise zu den Gestaden der Soziologie mit großer theoretischer Takelage.

So begann die Ausarbeitung einer umfangreich angelegten Dissertations-Schrift⁴ (260 Seiten). Ihre Grundidee war es, die These zu verteidigen, die seit 1957 die Philosophen des ganzen Sowjetblockes beschäftigte, daß es soziologische Gesetze gebe, die weniger allgemein als die kategorialen Zusammenhänge des historischen Materialismus zu denken seien. Aber jeder Versuch, Allgemeines, weniger Allgemeines und Besonderes von einander zu unterscheiden, müsse solange scheitern, wie es nicht gelingt, Erscheinungen zu bestimmen, die sowohl komplex als auch unterscheidbar genug sind, daß sich in ihnen abgrenzbare Prozesse oder Ordnungsprinzipien bestimmen lassen.

Solche relativ geschlossenen Erscheinungen müßten als Gegenstand wissenschaftlichen Interesses bestimmbar sein, allerdings seien sie schon bestimmt worden und es gibt eine ganze Disziplin, die sich mit diesem „horizontalen“ Querschnittsdeterminismus (*unterhalb* der allgemeinen philosophischen Gegenstände) befaßt: Die Systemtheorie der Kybernetik. Das sei, seit einigen Monaten, auch in der DDR so neu nicht, seit Georg Klaus über die Kybernetik publiziere. (Winter 1960/61)

Entsprechen Zusammenhänge der Realität den Bestimmungen eines kybernetischen Systems, und sind sie sozialer Natur, gleichgültig von welcher Reichweite, so haben wir eine in sich konsistente Erscheinung mit einem eigenständigen *gesetzmäßigen* Vorgang vor uns, der auch empirisch feststellbar ist. Ihn zu erforschen, erfordert eine *nicht-philosophische* (nicht mit einer philosophischen Arbeitsrichtung identische) empirische Disziplin, die es ebenfalls schon gibt: die Soziologie. Für die Bestimmung eines kybernetischen Systems bot ich verschiedene Lösungen an, favorisierte aber die des russischen Mathematikers Markow, der kybernetische Systeme als ein kausales Netz von harten und weichen Abhängigkeiten verstand, die „auf äußere Einwirkungen

4 Hansgünter Meyer. Erkenntnistheoretische und methodologische Probleme der marxistischen Sozialforschung. Dissertation. Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 1964.

reagieren“. Damit war dann ein entscheidender Zusammenhang auffindbar: Das Wechselverhältnis von Zielstrebig des Funktionsganzen und Steuerung in bezug auf seine Stabilitätsbedingungen. Anstelle des alten starren Mechanismus von Gesetzen erschien die flexible *Verhaltensweise* von Markows Systemen. Aber damit nicht genug: Der von den Ideologen geforderte fixe (weil angeblich einzig materialistische) Ausgangspunkt aller Sozialvorgänge, die Produktion materieller Güter, wurde „vorverlegt“. Entscheidend sei, daß der *unmittelbare* systemische gesellschaftliche Zusammenhang informationsverarbeitender Natur, Transinformation, also stets eine Spezialform der Kommunikation sei. Damit war ein provozierend neuer Zusammenhang von sozialer Struktur, Soziallagen, Interessen und Verhaltensweisen sozialer Akteure hergestellt. Die Arbeit wurde 1964 verteidigt.

Dieser Gedanke, nicht in Greifswald, sondern 1967 in Berlin in einer Arbeit zusammen mit Kurt Braunreuther⁵ wiederholt, brachte mir dann die Stigmatisierung ein, den historischen Materialismus aus der Soziologie eliminieren zu wollen. Solche Brandmarkungen wurde man schwer wieder los. Noch später, 1974, als ich aus dem Wissenschaftlichen Rat für Soziologie ausgeschlossen und aus meiner Arbeitsstelle „wegen unzureichenden marxistisch-leninistischen Niveaus“ hinausgeworfen wurde, sagte mir ein „führender Genosse“ rechtfertigend, du warst doch immer schon solch ein Kybernetisierer.

Aber zunächst hatte ich eine durchaus beachtete soziologisch-methodologische Arbeit geschrieben und gangbare Wege für eine eigenständige Theoriebildung geebnet. Ohne das in ideologischen Dingen rigide politische System unnötig zu provozieren, waren Möglichkeiten sichtbar geworden, die weitere Abwesenheit von niederträchtigen Denunzierungen vorausgesetzt, produktive soziologische (empirische) Forschung zu betreiben. Das geschah dann all die Jahre.

Als ich die Soziologie benötigte, fand ich, daß es sie schon gab. Ich war ausgezogen, die Möglichkeiten soziologischer Forschung herauszufinden, herauskam die Entdeckung der Soziologie. Es gab sie schon, man wußte sie nur wie ein neues Territorium in Besitz nehmen.

Was ich da zunächst erkundete, war im Umfang nicht gering, wie die Literaturliste meiner Dissertation, von Mitte 1961 bis Winter 1963/64 geschrieben, ausweist. Da findet man Arbeiten von Max und Alfred Weber, A. Comte, Durkheim, v. Wiese, Tönnies (diesen wegen seines Gesellschafts-Gemeinschafts-Dualismus ziemlich gründlich), Vierkandt,

5 Kurt Braunreuther: 1913 – 1975. Führender Vertreter der DDR-Soziologie in ihrer Entstehungszeit. War Professor für Geschichte und Lehrmeinungen der Politischen Ökonomie und der Soziologie an der Humboldt Universität zu Berlin, 1964 – 1969 Aufbau der Arbeitsgruppe Soziologie an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und deren Leiter. Vgl. Hermann Lehmann, Hrsg. und Geleitwort in: Kurt Braunreuther: Studien zur Geschichte der politischen Ökonomie und der Soziologie. Akademie Verlag, Berlin 1978.

Dahrendorf, Atteslander, Bolte, Hofstätter, Fürstenberg, René König, Renate Mayntz, Popitz, Schelsky, Simmel, Tenbruck, um nur die Namhaftesten zu nennen. Nichts aus der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie blieb unbeachtet, was in meinen Themenkreis fiel. Dazu die ganze Pioniergeneration der sowjetischen Soziologen, die ihrerseits intensiv westliche Autoren rezipierten. (Russisch las ich ziemlich flüssig.) Obgleich dieser Sprachen nicht mächtig, ließ ich mir von der unermüdlichen Greifswalder Universitätsbibliothek (mit ihrer leistungsfähigen Fernleihe) Arbeiten polnischer und tschechischer Autoren beschaffen, wenigstens ansehen wollte ich sie und die Headlines und Tabellen-Literals übersetzen und das Literaturverzeichnis auswerten. Wenn einige DDR-Soziologen nach 1990 behaupteten, daß dies alles nicht erlaubt war, so ist das schlicht die Unwahrheit; die nötige Referenz, auch für die sog. Giftschränkliteratur, war (über entsprechende Betreuer) leicht zu bekommen.

Die Etablierung der Soziologie kam keinen Tag zu früh; die DDR-Gesellschaft hatte, was ich mit Leidenschaft vertrat, eine solche Disziplin und ihre Forschungen bitter nötig. Sie war auf dem Weg in eine Industriegesellschaft, die große wirtschaftliche Effizienz anstrebte. Mit der stumpfsinnigen Wiederholung gewisser Rituale des „sozialistischen Wettbewerbes“ war der „subjektive Faktor“ nicht zu mobilisieren. Mit dem bloßen Ableiern der Formeln von der unauflöslichen Einheit von Volk und Partei war nicht herauszufinden, was die Menschen wirklich beschäftigt und motiviert. Als wir 1971 1.500 Probanden (repräsentativ für alle Beschäftigtengruppen) im VEB Bergmann-Borsig im Norden Berlins u.a. anonym die Frage vorlegten, welche Vorstellungen über ein ihnen akzeptables Einkommen sie hätten, waren die Leitungskader entsetzt. Aber welche Überraschung, daß nur 3 (!) der Befragten eine Phantasiesumme angaben. Die aufaddierte Summe aller anderen Nennungen entsprach dem Lohnfonds bei richtiger Auslastung und wirtschaftlicher Entwicklung des Betriebes, exakt 4 Jahre vorgegriffen! Welches plötzliche Vertrauen nicht nur in die Techniken der Soziologen, sondern auch ein anderes Bild von der Belegschaft, die kollektiv sehr gut die technisch-wirtschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten des Betriebes kannte und sich verantwortlich fühlte.

Nach einer triumphalen Reise 1962 zu fünf ungarischen Universitäten und zu dem Soziologie-Institut an der Akademie der Wissenschaften in Budapest, wo ich mein Konzept in Vorträgen und Diskussionen ausbreiten konnte und mir eine Menge Freunde erwarb, nach weiteren Auftritten und kleineren Publikationen in Zeitschriften, machte mir Kurt Braunreuther das Angebot, in seine Forschungsgruppe Soziologie an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin überzuwechseln, was wir dann 1965 realisierten.

Von Greifswald ging ich um so lieber weg, als sich der mir unerträgliche Alleskönner, Prof. Rühle, als Soziologe auszubreiten begann

und es sich abzeichnete, daß die Möglichkeiten für die von mir ins Auge gefaßten empirischen Untersuchungen sehr schmal bleiben würden.

Das großzügige Angebot Prof. Immichs, des unwandelbaren Imports aus dem Rheinland und späteren langjährigen Rektors, am Institut für Marxismus-Leninismus eine selbständige Arbeitsgruppe für Soziologie in eigener Regie aufzubauen, schlug ich aus. Der verlässliche Immich war das eine – der esprit de corps dieser Institution etwas anderes.

Soziologie an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin

An der Akademie der Wissenschaften hatte ich zunächst die Möglichkeit, mein für eine Dissertation überdimensioniertes Greifswalder Konzept (vieles hatte ich in einem Schaffensrausch nur knapp skizziert) in größeren Publikationen zu verwerten.⁶ Es kam zu anregenden und produktiven Koautorenschaften mit Kurt Braunreuther und Manfred Lötsch. Die internationalen Kontakte verbesserten sich wesentlich, auch mit bundesdeutschen Soziologen gab es ein erstes Kennenlernen: Renate Mayntz, Ludwig v. Friedeburg, Martin Irle, Erwin Scheuch. Leider wurden uns intensivere Arbeitsbeziehungen zu ihnen untersagt.

Das wichtigste für mich aber war die Möglichkeit, größere empirische Untersuchungen durchzuführen. In Greifswald war es nur zu qualitativen Sondierungen in Dörfern und zu einer ersten kleineren Fragebogenuntersuchung (etwa 300 Probanden, 1963) – zusammen mit Fritz Schröder – in einem kleinstädtischen Industriebetrieb (in Gützkow) gekommen.

Nun, in Berlin, nahm ich mit Manfred Lötsch eine industriesoziologische Untersuchung in einem Bergbaubetrieb (Großbräschen) in Angriff, (1967, ca. 1.000 Probanden) der eine komplementäre aufwendige qualitative Interview-Untersuchung (1967) und eine Fragebogen-Untersuchung (1967/68, ca. 700 Probanden) unter Führungskräften in 13 Industriebetrieben verschiedener Branchen folgte. Zuvor (1966) hatte ich mich an der von Helmut Steiner und Manfred Thiel organi-

6 Kurt Braunreuther/Hansgünter Meyer: Zu konzeptionellen Fragen einer marxistischen soziologischen Organisationstheorie. Eine Studie unter besonderer Berücksichtigung von System, Information und Entscheidung. In: Probleme der politischen Ökonomie. Jahrbuch des Instituts für Wirtschaftswissenschaften der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Akademie Verlag 1967, S. 209-281.

sierten großen „Fluktuationsanalyse“ in der Kabelindustrie beteiligt und mit Braunreuther und Lötsch darüber publiziert. Sie ergab interessante Einsichten in die Motivationen und Ergebnisse der unablässigen Braunschen Bewegung der Industriebeschäftigten der DDR und ihres Interessenhintergrundes.⁷

Diese Untersuchungen, sowie das von Braunreuther und mir entwickelte Konzept einer für die DDR-Verhältnisse passenden Organisationssoziologie, bei welchem mir die Greifswalder Arbeiten so gute Dienste leisteten, bildeten 1967 die Grundlage für ein Habilitationsprojekt, das ich zusammen mit Manfred Lötsch in Angriff nahm. Es wurde wieder ein dickes Buch. Wir wählten das Thema „Studien zu einer marxistischen soziologischen Organisationstheorie“, den Charakter eines weiten konzeptuellen Entwurfes betonend, und legten die Arbeit an der Humboldt Universität 1969 vor. Diesmal war der Zusammenhang von empirischem Material und theoretischem Konzept einigermaßen beeindruckend, aber die von uns angestrebte Geschlossenheit unterschritten wir bei weitem.

Eigentlich war bei diesem spektakulären Projekt eine solche Komplexität von Daten und Theorie auch gar nicht zu erwarten, denn die Intensionen des Konzeptes gingen weit über den Rahmen einer methodisch sauberen empirischen Untersuchung hinaus. Wir versuchten, einen großen Schritt soziologie-spezifischer Theoriebildung zu tun, ausgeprägt systemtheoretische Innovationen, doch für das ideologische Regime in den DDR-Gesellschaftswissenschaften noch annehmbar. Darauf bedacht, die Soziologie theoretisch zu emanzipieren, sollte zugleich der Zusammenhang mit den in der internationalen Szene zu beobachtenden Trend zur Systemanalyse und überhaupt zum methodologischen Reflektieren gewahrt werden. In Moskau versuchte Lewada und in Novosibirsk Aganbegjan ähnliches. Ferner war es unser Anliegen, das chiliastische, halbreligiöse Klassenverständnis (von der revolutionären Mission der Arbeiterklasse bei der Befreiung der Menschheit vom Kapitalismus und der schöpferischen Gestaltung der kommunistischen Gesellschaft), durch eine daten-gestützte Strukturbildung nach sozialökonomisch bedingten industriegesellschaftlichen „Funktionsgruppen“ (unser „Akteursverständnis“) aufzusprengen.

Die Enttabuisierung des Demiurgen „Arbeiterklasse“ verbanden wir mit großem Respekt vor der institutionell-korporativ zu erbringenden technisch-industriellen Effizienz, die wir durchaus in der Dimensionen von *Klassenentwicklung* sahen und für wesentlich hielten: („entproletarisierende“) Veränderungen der Arbeiter z.B. durch neue

7 Vgl. Kurt Braunreuther, Fred Oelsner, Werner Otto, Hrsg.: „Soziologische Aspekte Arbeitskräftebewegung“. Internationales Kolloquium, Berlin, Juni 1966. Akademie Verlag, Berlin 1967.

Bildungs- und Qualifikationsstrukturen, durch kreative Arbeits- und Funktionsinhalte (auch Mitwirkung, Partizipation an Entscheidungsprozessen), durch intellektuell und sozial anspruchsvolle Verhaltensweisen und neue kulturelle Interessen usw.

Wir habilitierten 1969 mit einer Doppelverteidigung und der Akademie Verlag begann, eine Druckfassung unserer „Studien“ unter dem Titel „Organisation“ herzustellen, für welche, wegen der vermuteten Brisanz des Materials fünf (!) Gutachter benötigt wurden. Als die Auflage ausgedruckt war (Februar 1971), erfolgte das Auslieferungsverbot, zu welchem man weitere drei Gutachten benötigte. Es war eine willkürliche, rein präventive Entscheidung von Leuten, die fürchteten, wegen uns „Ärger“ zu bekommen. Die Namen der daran – auch an den erforderlichen vertraulichen „Schlechtachten“ – Beteiligten kannten wir wohl. (Es war in der DDR nicht üblich, wissenschaftliche Gutachten anonym zu halten.) Wir teilten sie danach ein in solche, denen wir verziehen (denen wir „Befehlsnotstand“ zuerkannten) und solche, die wir nachhaltig verachteten. Uns blieb das Kainsmal, ein verbotenes Buch geschrieben zu haben. Ausgerechnet der Parteisekretär des ZK-Institutes für Gesellschaftswissenschaften, Heinrich, hatte das Einsehen, die vorgesehene öffentliche Verurteilung niederzuschlagen.

1969 war Kurt Braunreuther unter demütigenden Begleitumständen geschäftet worden. Er war in den ideologischen Auseinandersetzungen über mehr als ein Jahrzehnt verschlissen, und etliche Instanzen betrieben seine Ablösung. Helmut Steiner war für 2 Jahre nach Moskau ausgewichen. Manfred Lötsch hatte man – gegen seine Intentionen – von der Akademie der Wissenschaften per Parteiauftrag an das Soziologische Institut der (späteren) Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED versetzt. Manfred Thiel war unerwartet verstorben.

Über die Abteilung Soziologie an der Akademie der Wissenschaften brach eine Existenzkrise herein. Der leitende Philosoph Wolfgang Eichhorn I sagte vor Zeugen wörtlich: „Von euch nimmt nicht einmal ein Hund mehr einen Knochen an. Aber wir werden auch euch noch zu Menschen machen“. Ich nahm das Kreuz und die Chance auf mich, mit drei Mitarbeitern, wovon einer auszusteigen im Begriff war, innerhalb des Akademie-Institutes für Philosophie, unter der Fuchtel einer unangenehmen Führungsmannschaft von doktrinären Philosophen, also unter nahezu aussichtslosen Umständen, die Abteilung zu revitalisieren. Im Frühjahr 1974, vor dem endgültigen Crash, zählten wir 22 Unbefristete.

Es kam auch eine thematische Wende. Man machte Lötsch und mir klar, daß die *Partei selbst*, mit einem Institut für Führungskader (Akademie für sozialistische Führungswissenschaften beim ZK der SED), die weitere Ausarbeitung der Organisationsproblematik betreiben werde. Die gehässigen Polemiken der neuen Leute gegen uns

hatten in der Öffentlichkeit schon begonnen. Eine komplette Habilitationsverteidigung (von Paul Liehmann)⁸ war der Zurückweisung des Braunreuther-Lötsch-Meyer-Unternehmens gewidmet worden.

Aber man hatte Lötsch und mir auch ein respektables Angebot gemacht, eingekleidet in einen „Parteiauftrag“, ausgehend von einer sehr zentralen Behörde: Die Untersuchung der sozialen Struktur der DDR-Bevölkerung, mit dem Mittelpunkt der Strukturentwicklung innerhalb der Arbeiterklasse. Man hatte eine sakrale Ikone für eine (unsere) nüchterne funktionell-statistische Analyse freigegeben. Das war für uns und unsere Mitarbeiter Freude und Schreck zugleich: Würde man uns nicht, wie gewissen königlichen Boten, eines Tages die seidene Schnur überreichen, weil wir andere Nachrichten brachten als die erwünschten? Einerseits wünschte man, dynamische, im Wandel befindliche Differenzierungen und Strukturen zu sehen – andererseits wünschte man wachsende soziale Homogenität und Egalität und die unverrückbare Bewahrung der postulierten *revolutionären Ziele*.

Wohl oder übel, dieser Auftrag war die Krönung eines langen und auf manchen Umwegen verfolgten Zieles: Die wissenschaftliche Analyse der ganzen neuen deutschen Gesellschaft, der neuen *bürgerlichen Gesellschaft ohne Bourgeoisie*, wie wir sie gelegentlich nannten, die, überlagert von den *spätbyzantinischen* Strukturen des Poststalinismus, dennoch ihren historisch-logischen Pfad verfolgt, die Mäuserung zu einer den westlichen Gesellschaften konvergenten Industriegesellschaft; ebenso effizient, aber gerechter, menschlicher, vernünftiger. Einem solchen Klartext publizierten wir freilich nicht. Den Begriff *Byzantinismus* für den Poststalinismus (nur für den Hausgebrauch) entnahmen wir einer ganz unspezifischen Literatur. Robert Musil hatte ihn im „Mann ohne Eigenschaften“ für die späte k.u.k. Monarchie verwandt.

Auf den Begriff „sozialistische Industriegesellschaft“ bestanden wir jedoch offen, und daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt in aller Welt unentrinnbar konvergente Züge trägt, die man bestenfalls mit einer spezifischen Sozialpolitik systemeigen moderieren kann, wurde bei jeder Gelegenheit thematisiert. Auf ein Thema mußten wir allerdings verzichten: weder war uns die soziale Gruppe der Nomenklatur-Kader des Regimes zur Analyse freigegeben, noch ihre Funktion in einer politischen Diktatur.

Als dann die großen empirischen Unternehmen begannen (1970 in Magdeburg, danach, 1973, DDR-weit), die sich bis zu der von Lötsch allein gestalteten internationalen Vergleichsuntersuchung 1977 hinzogen (ich war 1974 geschäftet worden und ausgeschieden), waren wir konzeptionell nicht schlecht gerüstet. Wir verfügten über ein relativ

8 Paul Liehmann: Professor an der Akademie für sozialistische Führungswissenschaften beim ZK der SED, später Stellv. Minister für Leichtindustrie, nach 1990 Treuhandmitarbeiter.

differenziert ausgearbeitetes strukturell-funktionales Paradigma (Funktionsgruppenprinzip plus Schichtungsmodell für Soziallagen statt bloß eines hierarchischen Schichtenaufbaues, wie zeitgleich Machonin in Prag) und ein darin integriertes Verhaltenskonzept, das auf der Korrelation von Soziallagen, Interessen und Lebensweisen beruhte. Wir fuhren doppelgleisig: Mit der Bestimmung differenzierter Soziallagen und ihres strukturellen Hintergrundes konnte man sowohl den (fortgeschrittenen?) Stand der sozialen Einheitlichkeit wie deren Defizite sehen, die zugleich sozialpolitische Entwicklungsziele waren. Später, nach 1981, konnte Lötsch sogar den produktiven Charakter sozialer Unterschiede weiter ausbauen und die schädlichen Homogenisierungsvorhaben in ein kritisches Licht setzen, worauf sich eine auf Perestroika-Diskussionen abzielende kritische soziologische Forschung gründen ließ. Dazu liegen jedoch nur Ansätze vor; das Regime bremste und 1989 war sowieso alles zu Ende.

1970 hatten wir, in Vorbereitung auf große Datenmassive (1970 – 1972 waren für über 6.000 Probanden je 250 Items erhoben, für 1973 war ein Sample mit 12.000 Probanden mit je 400 Items geplant), eine eigene mathematisch-statistische Mitarbeiterschaft für die Nutzung der Berliner und Dresdner Großrechenzentren geheuert, wovon drei der Akademie gehörten. Sie bestand aus 4 Honorarkräften und 4 Mitarbeitern auf unseren eigenen Personalstellen. Mit den neuesten statistischen Entwicklungen von Goodman-Kruskal (Ähnlichkeitskoeffizienten) und anderen modernen Verfahren (Diskriminanzanalysen, Clusteranalysen, verschiedenen neuen Matrizenprüf- und Signifikanz-Verfahren) hatten wir die Voraussetzungen geschaffen, beliebige Datenmassen in beliebiger Gliederung äußerst effektiv zu verwerten. Bereits 1971 gelangten auf die Tische der Mitarbeiter täglich neue IBM-großformatige Tabellen mit vollem Literal, alle modernen Prüfverfahren ausgedruckt, also höchst benutzerfreundlich. Sie wurden, manchmal von einem Tag zu anderen (genauer: meist in Nacharbeit), auf individuelle Bestellung gefertigt. Es gelang uns, mit Unterstützung der engagierten *Kaderabteilungen* beider Akademien immer neue Personalstellen zu beschaffen, sowie von den Administrationen ausreichend Geld für die teuren empirischen Untersuchungen, für die exzessiven EDV-Programme und Dienstleistungen sowie für Auslandsreisen (nur Richtung Ost!) zu erhalten. Unsere Forschungssituation näherte sich, was Ressourcen und inhaltliche Bewilligungen anlangte, langsam einem Idealzustand.

Die umfangreichen Ergebnisse dieser Untersuchungen sind leider nur eingeschränkt publiziert worden, manches jedoch detailliert in grauen und vertraulichen Drucksachen. Das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung der Universität Köln hat (nach 1989) verdienstvollerweise viele dieser Daten und Drucksachen archiviert und stellt es Nutzern zur Verfügung.

Professur als Schleudersitz und Landung in der Wissenschaftssoziologie

Ende 1971 schien es den Akademie-Behörden, nicht ohne Nachdruck von der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften, die auf komplementäre Strukturen bedacht war, daß die Abteilung Soziologie zu einer großen, leistungsfähigen Institution ausbaufähig wäre. Man entschied sich dafür, mich – zumindest für die erste Ausbaustufe – damit zu beauftragen und betrieb meine Ernennung zum Professor für Soziologie an der Akademie der Wissenschaften, eine disziplinäre Bezeichnung, die in der Geschichte der Akademie noch nie vergeben worden war. Die Ernennung erhielt ich im September 1973. Die Stimmen, die diese Personalentscheidung für einen Fehler hielten, verstummten nicht. Ich erhielt Hinweise, daß Leute darauf sann, den Akademiebehörden möglichst bald erkennen zu geben, daß ein Fehler gemacht worden war. Irgendwie mußte doch das Prosperieren der Soziologie an der Akademie der Wissenschaften zu stoppen sein.

Was sollte ich tun? Die Arbeit ging einfach weiter.

Aber schließlich gelang es mit Hilfe einer intriganten Mitarbeiterin, die, wie man eben so Pech hat, die Freundin einer geschiedenen Frau eines Politbüromitgliedes war, ein Gerücht zu verbreiten, daß sich an der Abteilung Soziologie in meiner Person und in der Person anderer Mitarbeiter, Klassenfeinde (wörtlich: „bürgerliche Elemente“) etabliert hätten. Die Akademieleitung sollte ein umfangreiches niveau- und gegenstandsloses Papier im Stile einer Schlammschlacht publizieren, um die „notwendigen Auseinandersetzungen in Gang zu bringen“. Als das mißlang, kam es bei der Akademie zu einer Serie von Anrufen aus einer Politbüroabteilung, die immer wieder polemische Artikel gegen mich forderten; möglicherweise nur fingiert, wie die Angerufenen vermuteten. Immerhin beschloß man danach präventiv den Druck von sechs Beiträgen in der Akademie-Zeitschrift *spectrum*, die meine Umtriebe aufdecken sollten. Oder das Gegenteil beweisen. Nur ein Autor, Eichhorn I, erfüllte die Beauftragung; es entstand ein Beitrag, der verheerend ausfiel. Inzwischen waren Entscheidungen gefallen. Die engere Leitung des Rates für Soziologie distanzierte sich von mir (der Rat selbst wurde weder gefragt noch vorinformiert), die Abteilung Soziologie wurde aufgelöst. Die Mitarbeiter zunächst Wolfgang Eichhorn I, dann Joachim Rittershaus unterstellt, sicher nicht bloß deshalb, weil beide bleibende Verdienst um mein Ausscheiden hatten, sondern auch wegen anderer spezieller Fähigkeiten, mit der Soziologie „parteilich“ umzugehen.

Lötsch, mit einem personell erneuerten und erweiterten Team (Kollektiv!) führte die laufenden Arbeiten an der *Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED* weiter (dort schienen sie ideolo-

gisch kondomisiert) und zu neuen – *RGW-weiten* – Erfolgen. Meinen am Institut für Philosophie der AdW verbliebenen Mitarbeitern wurden nicht einmal gestattet, an ihren Dissertationen weiterzuarbeiten. Es wurde ihnen untersagt, Kontakt mit mir zu unterhalten, was aber nur einige befolgten. Mir selbst und einigen Mitarbeitern gab man die Chance, im Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft an der Akademie mit wissenschaftssoziologischen Untersuchungen weiterzumachen, jedoch den ernsten Rat, uns nicht dezidiert als Soziologen auszuweisen. Es ist dem toleranten Direktor des ITW, Günter Kröber, zu danken, daß daraus *RGW-weite* große Unternehmen wurden, die in einer zehnbändigen Studienserie und in zahlreichen anderen Veröffentlichungen, auch im (östlichen) Ausland, publiziert werden konnten.⁹ Zusammen mit Werner Meske und Mitarbeitern richteten wir periodisch Kolloquien aus, die immer vollständiger von den Wissenschafts- und Bildungssoziologen sowie Potentialforschern der DDR und auch aus dem Ausland besucht wurden. Hier entstand ein Arbeitskreis, in dem unvoreingenommen und mit größter Toleranz für Meinungsvielfalt die weltweiten Probleme der modernen Wissenschafts- und Technikentwicklung erörtert werden konnten. Zunehmend fanden diese gegenständlich-kritischen Diskussionen Interesse und Teilnehmerschaft zentraler Behörden der DDR, was auch Anregungen zu Reformen in den DDR-Verhältnissen einschloß. Jedoch waren, wie man sagt, die Züge schon abgefahren; die nach 1986 deutlich aufbrechenden Krisenphänomene waren letal. 1990 hat der Wissenschaftsrat der Bundesrepublik unsere Arbeitsrichtung positiv evaluiert und dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung empfohlen, sie unter Leitung von Werner Meske fortzusetzen. So gibt es sie heute noch.

Es ist heikel, soviel Interna als Selbstdarstellung, möglicherweise sogar selbstgefällig oder doch sich rechtfertigend, öffentlich zu machen. Doch ich bin getrost. Zwar, Manfred Thiel starb 1969, Kurt Braunreuther 1975, Manfred Lötsch 1993. Die anderen hier genannten Personen, auch die bewußt namentlich nicht Genannten, aber leben noch. Sie können das lesen und bewerten. Muß man auf diese Dinge zu sprechen kommen? Wenn man über DDR-Soziologie schreibt, ist m.E. biographische Offenheit unverzichtbar, denn die trockenen wissenschaftlichen Texte erschließen sich reichhaltiger, manche werden überhaupt erst lesbar, wenn man etwas mehr weiß um die Menschen, die sie machten. Aus politisch-ideologischen Gründen erfolgte biogra-

9 Vgl. ITW-Studien und Forschungsberichte: Struktur und Dynamik des Kaderpotentials in der Wissenschaft. Teil I – 10. Autorenkollektiv unter Verantwortung von Hansgünter Meyer. Akademie der Wissenschaften der DDR, 1979 – 1990. Auch diese Arbeiten sind zu finden im Zentralarchiv für empirische Sozialforschung der Universität Köln.

phische Brüche, Abbrüche, Ausgrenzungen usw. waren im Wissenschaftspersonal der DDR häufig. Es gab immer besondere Risiken im Osten.

Man wird, bei diesem Stichwort, darum nicht umhin können, an die Schicksale anderer, vieler, Tausender ostdeutscher Wissenschaftler zu erinnern, die nach 1990 ihre Stellung und damit meist die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Arbeit verloren: durch den Umsturz der Institutionen, durch die Nichtbezahlbarkeit wissenschaftlicher Arbeit, auch im Resultat von rücksichtslosen Graben- und Verdrängungskämpfen. Es ist viel Betrübliches, ja, Tragisches in den Viten ostdeutscher Wissenschaftler, was schon 1945/46 mit ihrer massenhaften Zwangsverpflichtung in die Sowjet Union begann, mit der deutschen Spaltung sich fortsetzte, mit dem ideologischen Krieg auf deutschem Boden eine Steigerung erfuhr. Unnachsichtig erkannten die DDR-Oberen in vielen Wissenschaftlern ihre Feinde. Was sie meist nicht waren. Lang ist die Kolonne derjenigen, die den Exodus aus den Instituten bilden. Und, wie die noch immer weitergehenden Entlassungen an ostdeutschen Universitäten u.a. Einrichtungen zeigen, ist kein Ende abzusehen.

Soziologie als intellektuelle kolumbianische Entdeckung. Das ist die Entdeckung einer reichen Landschaft sozialwissenschaftlicher Forschung und ihrer Theorien durch uns, die wir an der Peripherie lebten, abgeschirmt, täglich mißtrauisch bewacht, an ausfahrenden Unternehmungen gehindert. Die stalinistische Inquisition lehrte, daß die Erde nicht rund und daß hinter dem Ozean kein Land ist.

Wir haben das Land Soziologie gefunden, es war fruchtbar und wir haben mit wenigen Kräften eine reiche Ernte eingefahren.

Aber ebenso, wie Kolumbus glaubte, in Japan (Zipango, schrieb er) zu sein und doch auf Kuba war, war die DDR-Gesellschaft nicht das, was wir vermuteten. Statt Gold und Prosperität fanden wir Mangel und Stagnation. Was wir für Kinderkrankheiten und überwindbare Defizite einer neuen Gesellschaftsform hielten, waren die Früh- und Dauerformen letaler Defekte. Die DDR-Gesellschaft war keine Schöpfung einer neuen Welt, frei von den Gebrechen der alten. Sie erwies sich als eine bürgerliche Gesellschaft besonderer Art, der man (oder die sich) eine Querschnittslähmung beigebracht hatte. Wir sind noch nicht weit über Kolumbus hinaus, wir wissen noch nicht, was eigentlich diese Gesellschaften waren, die ein Drittel der Menschheit und die geschichtliche Szene des ganzen 20. Jahrhunderts in Anspruch nahmen. Man wird es erst wissen, wenn man weiß, was aus ihnen geworden ist. Insofern ist es doch gut, daß wir unsere kolumbianische Entdeckung gemacht und genutzt haben. So gibt es heute die Erbschaft einer ausgedehnten soziologischen empirischen Forschung, die, zwar mit falscher Optik, aber doch mit dechiffrierbaren Instrumentarien und Resultaten die verschiedenen Zustände dieser Gesellschaften auf-

gezeichnet hat. Neue Entdeckungen bieten sich also an. Neue intellektuelle Abenteuer. Ich erwarte nichts, in mir ist nur Neugier, ob man sich ihnen stellen wird.

Auf der Suche nach Soziologie¹

Wenn man den Schleier von einer Institution nimmt, dient das in den Augen der Betrachter nicht unbedingt ihrem Status. Etwas anders formuliert: ein bißchen Geheimnis ist der sozialen Anerkennung einer Institution durchaus förderlich. Ähnliches gilt wohl für die Vertreter eines Faches. Die Veröffentlichung bisher privater Eindrücke und Begebenheiten ist verbunden mit dem Risiko, daß Aura zerstört und Verwundbarkeiten bloßgestellt werden.² Aber die allgemein geltenden Normen von Rationalität und Demokratie, hochgehalten besonders in der Soziologie, setzen sich letzten Endes auch an dieser Stelle durch. Sie drängen darauf, daß Hintergründe offen gelegt werden und jeder die Chance erhält, sich selber sein Bild vom anderen zu machen, gerade auch von Kollegen und Kolleginnen. Das Ergebnis dieser Übung bleibt unkalkulierbar. Ich erinnere mich, schon vor Jahr und Tag mit meinen seinerzeitigen Mitarbeitern das Thema „Wie kam ich zur Soziologie?“ besprochen zu haben. Jeder von uns spürte damals, daß diese Fragestellung nicht ohne Mühen und Tribute zu beantwor-

-
- 1 Ich verwende bewußt diese Paraphrase des Schelskyschen Titels *Auf der Suche nach Wirklichkeit* (1965), weil sich auf diese Weise leicht unterstreichen läßt, daß die den Soziologen andauernd beschäftigende Frage nach Wirklichkeit nicht beantwortet werden kann, ehe er seinen konzeptionellen Rahmen vorbereitet hat.
 - 2 Wie weit diese Absicht überhaupt gelingen kann, ist unter anderem ein Methodenproblem, auf das einzugehen unausweichlich erscheint, das hier aber aus räumlichen Gründen nur angeschnitten werden kann. Während der Leser auf die erste Anekdote wartet, stolpert der Autor unter der Last seiner methodischen Skrupel und sehnt sich nach Absolution. Angefangen vom selektiven Gedächtnis über die Versuchungen der Selbstdarstellung bis hin zu Unvereinbarkeiten der im interpretativen Spielraum zustande kommenden Deutungen des Autors und des Publikums drohen dem Verfasser eines biographischen Textes vielfache Verirrungen und Fehlleistungen. Ich kann mich dessen hier nur durch grundsätzliches Problembewußtsein und programmatisches Gegensteuern zu erwehren versuchen.

ten war – und nach der besonders heftigen Reaktion eines Betroffenen wurden die Sitzungen abgebrochen.

Von denjenigen Leuten, die schon in der frühen Nachkriegszeit zu unserem Fach gefunden haben, wird kaum jemand auf Anhieb sagen können, wie dabei die einzelnen Entscheidungen und Umstände ineinander gegriffen haben, präzise wo die Abläufe ausgelöst wurden und wann genau das Ergebnis definitive Gestalt angenommen hat. Die Soziologie war damals noch so wenig konturiert, daß sie nur sehr ungefähr als Fixpunkt für berufliche Interessen dienen konnte. Die Konkretisierungen, die das Fach bis dahin gefunden hatte, waren nach 1945 für den Laien entweder so exotisch oder so anrühlich geworden, waren so verblaßt oder so unzusammenhängend, daß fraglich erschien, ob man beim Blick darauf überhaupt an Beruf denken dürfe. Andererseits lag der Bedarf für eine Gesellschaftswissenschaft in der Luft. Die totalitäre Ideologie des Nationalsozialismus wurde abgelöst, das institutionelle Gefüge umgeordnet, der Stellenwert des einzelnen im Verhältnis zum sozialen Ganzen neu definiert. Das alles verlangte nach systematischer Darstellung und Deutung, nach Berechnung und Bewertung. Wer sich dabei nicht auf die Antworten der Eltern und der Politiker verlassen wollte, der machte sich auf die unbestimmte Suche nach einer fachlichen Instanz, die die historische Entwicklung und die Dynamik der Gegenwart von den Fakten her erklären könnte. Auf je eigenen Wegen gerieten dann einige Mitglieder meiner Generation an die Soziologie.

Ein Schema des Zugangs wird sich schwer entdecken lassen. Trotzdem bleibt es sinnvoll, die Frage nach dem Wie von den Variablen her aufzurollen, die üblicherweise als Bestimmungsfaktoren der Berufswahl gelten: familiäre Einflüsse, Vorbilder und fachlicher Rat, Austausch innerhalb der *peer group*. Und man wird die naheliegenden Bedingungen zu prüfen haben: Arbeitsmarkt, Informationsverhältnisse, Förderungsmaßnahmen. Der Rahmen lehrbuchmäßiger Aufbereitung wird jedoch gesprengt durch die Tatsache, daß die Zeitläufe gekennzeichnet waren durch einmalige Zwänge und Gelegenheiten. Dieser Rahmen wird aber auch durch die Tatsache gesprengt, daß die vorausgegangene Diktatur und Kriegszeit ungewöhnlich intensive Erfahrungen und so auch besonders spürbare subjektive Prägungen für die Zeit danach produziert hatten. Das wird beispielsweise bei der Abwägung von Eigenwillen und fremder Suggestion in der Berufswahl zu berücksichtigen sein.

Bonn: LeBon bis Bundeshaus

Als das Abiturergebnis meiner Klasse bekannt gegeben wurde, stand neben meinem Namen als Berufsziel verzeichnet: „...will Volkswirt werden“. Diesen Hinweis hatte ich zwar selber gegeben, so bestimmt aber nicht gemeint. Ich wollte zwar beruflich generell in diese Richtung gehen, wußte jedoch das Ziel nicht genau zu benennen. Mein „eigentlicher“ Berufswunsch war zum guten Teil das Ergebnis von relativ gewürfelter Literatur, die im Deutschunterricht zur Sprache gekommen war und uns wohl über die literarische Beschlagenheit hinaus in die Nähe der Philosophie führen sollte. Dieser Lesestoff enthielt allgemeine Stellungnahmen zur Situation und Entwicklung des Menschen als Gattung, oft aber auch Deutungen der hinter ihm liegenden historischen Katastrophen und Reflexionen über die Zukunft der Gesellschaft. Zu den Autoren zählten Romano Guardini, Karl Jaspers, Johan Huizinga. Diese Bücher paßten sehr gut zum gedanklichen Einzugsbereich meines christlich-humanistischen Gymnasiums in Bonn, waren aber andererseits anscheinend nicht Teil des Lehrplans noch wurden sie von uns gründlich und umfassend durchgearbeitet. Daß wir Schüler damit überhaupt konfrontiert wurden, war vermutlich allein das Verdienst des Deutschlehrers, der zugleich Direktor der Schule war und sowohl über den Horizont seiner Anstalt hinausblicken konnte wie er denn auch die Möglichkeit besaß, diese Umschau eigenverantwortlich in den Unterricht einzufügen.

Zu seinem Angebot gehörten auch zwei Werke, die ausdrücklich Gesellschaft zum Gegenstand machten, wenn auch nicht aus dem Blickwinkel der Soziologie gesehen und eher essayistisch angelegt: Gustave LeBons *Psychologie der Massen* (zuerst 1895) und José Ortega y Gassets *Aufstand der Massen* (zuerst 1930). Beide Quellen entstammten einer Zeit, die noch keine massenhaft gebrüllte Zustimmung zum Totalen Krieg zu hören bekommen hatte, waren aber schon durchzogen von der Ahnung einer zugespitzten Katastrophe. Mit den elitären Einwänden LeBons gegen nivellierende Tendenzen in der sich ausbreitenden Industriegesellschaft konnten Lehrer vielleicht eher etwas anfangen als wir Schüler. Aber die Diagnostik des spanischen Autors, die immerhin schon den Faschismus miterfaßte, war als Unterrichtsstoff attraktiv. Ortega beschäftigte sich mit der Vervielfältigung der Möglichkeiten für den modernen Menschen und mit seinem steigenden Wohlstand, mit der Ablehnung von Autorität und der Flucht aus der Verantwortung. Stellenweise klingen Webersche Themen an, wie die steigende Bürokratisierung und die wachsende Macht des Spezialistentums. Vor allem aber ließ Ortega keinen Zweifel daran, daß es ihm primär um Machtfragen gehe. „Wie in ihr geherrscht und gehorcht wird, ist entscheidend für jede Gesellschaft“. Diese Wendung

jedenfalls mußte Wirkung zeigen auf Leute, insbesondere junge, die in Zeiten des braunen Totalitarismus groß geworden waren und dessen Zusammenbruch zu verarbeiten hatten.

Impulse kamen auch von anderer Seite. Unser Geschichtslehrer war Wilhelm Roeßler, der einfühlsam und objektiv auf die Entwicklung der letzten hundert Jahre einging. Unter anderem bot er uns ausgezeichnete Analysen Bismarckscher Politik und machte überzeugend deutlich, daß „Macht“ dabei als Schlüsselbegriff dienen müsse. Vielleicht wichtiger noch war, daß Roeßler seinerzeit für Theodor Litt an der Universität Bonn tätig war: als Studienrat übernahm er Veranstaltungen im Rahmen der Praktischen Pädagogik am Lehrstuhl, interessierte sich aber so gründlich für Fragen der Charakterologie und Biographie, Hermeneutik und Typologisierung, daß er sich ein gutes Jahrzehnt später habilitierte und Mitte der sechziger Jahre als Professor für Sozialpsychologie und Sozialanthropologie an die Universität Bochum berufen wurde. Ich kann mich nicht erinnern, daß Roeßler uns Litts Ideen über *Individuum und Gemeinschaft* (1919) vorgestellt und exegetisch vermittelt hätte. Aber die Vermutung hat einiges für sich, daß diese Gedanken zum Teil und indirekt ihren Weg auch in den Gymnasialunterricht fanden.

Roeßler verdankten wir auch unseren ersten einfachen Kontakt mit der Universität. Bei Gelegenheit nahm er einige Interessenten aus unserem Kreis zu seinen Seminaren mit und ließ uns erkennen, welches Pensum einem Studenten aufgegeben ist und wie er sich damit auseinandersetzen sollte. Fachliche Kontakte, insbesondere zur Soziologie an der Universität kamen nicht zustande. Das Fach wurde damals in Bonn vertreten durch den Privatdozenten Ludwig H.A. Geck, der einen Lehrauftrag für Soziologie und Sozialpolitik besaß, sich jedoch auch für Theologie, Recht und Semantik interessierte. Vielleicht hätte sich hier schon ein Einstieg finden lassen. Aber die Wirkung dieses Dozenten drang nicht zu uns Schülern durch, und wir waren als Publikum für die Universität völlig uninteressant – in einer Zeit, in der die Universitäten sich einer überwältigenden Nachfrage gegenüber sahen und unsereins sich erst einem Auswahlausschuß stellen mußte, der nach Prüfung von Leistung und Interessen über die Zulassung zur Immatrikulation entschied.

Aber wenn auch der Kontakt zum Fach im engeren Sinn auf sich warten ließ: die grundsätzlichen und großflächigen Veränderungen der westdeutschen Gesellschaft konnte man auch in meinem jugendlichen Alter von Bonn aus bestens beobachten. Nachdem wir Pennäler einen ungesicherten Kellereingang in die Baustelle Bundeshaus entdeckt hatten, mischten wir uns ohne Genehmigung gelegentlich unter die Zuschauer der Parlamentssitzungen und waren 1949 vor der riesigen Fensterwand des seinerzeitigen Parlamentssaals auch dabei, als Adenauer dank seiner eigenen Stimme zum ersten Kanzler der Bun-

desrepublik gewählt wurde. Wir verglichen untereinander, wer wen von den Abgeordneten „persönlich“ gesehen hatte und hatten einen guten Begriff von der alltäglichen Bewegung in der bundesdeutschen Politik. Unsere Meinungen dazu entwickelten sich relativ naiv vor einem Hintergrund jungenhafter Anteilnahme, wurden aber vielleicht gerade deswegen zu einem Bestandteil unserer damaligen Persönlichkeit.

Von Egon E. Kisch und anderen Kommunisten

Meine Eltern hatten nur die Volksschule besucht und so gut wie gar keinen Überblick über das Spektrum und die Voraussetzungen akademischer Berufe. Daß mir aus der elterlichen Familie trotzdem wichtige Anregungen für die Berufswahl zuwuchsen, wurde mir erst nach den ersten Berufsjahren klar. Diese Einflüsse ergaben sich vor allem aus der Tatsache, daß mein Vater unnachgiebiger Kommunist war. Er war intensiv überzeugt von der Überlegenheit der kommunistischen Lehre und von der Zukunft der Sowjetunion. Als Stalin starb, war das für ihn ein Trauertag. Schon in der Hitler-Zeit unterwarf er Gäste gerne seinen politischen Attacken, sofern er damit rechnen durfte, nicht denunziert zu werden. Meines Vaters Argumente lagen dabei weniger auf der klassisch-theoretischen Ebene als auf der praktisch-politischen: er kontrastierte vor allem negative Informationen über die Nazis mit positiven Informationen über die Sowjetunion. Daß man selbst als Kind überraschend viel Agitprop aufnimmt, zeigt sich unter anderem darin, daß ich im Alter von vier, fünf Jahren an der Arbeitsstätte meines Vaters den Aufenthaltsraum seiner Kollegen einmal mit dem forschenden Gruß „Heil Moskau“ und erhobener Faust betreten habe. Ich erinnere mich noch gut an amüsiert-verlegenes Gelächter und an die aus dem Kreis getuschelte Warnung, Ruf und Geste nicht mehr zu wiederholen; immerhin waren seit jüngstem die Nazis an der Macht.

Ich habe denn auch das Nazitum vor allem als Widersacher der kommunistischen Opposition und des anderen Widerstands erlebt. In meiner eigenen kindlichen Welt trat der Nationalsozialismus vornehmlich in der albernen, lästigen Form des Deutschen Jungvolks in Erscheinung, in dem wir Zehn- bis Vierzehnjährigen zwangsweise organisiert waren. Dagegen bekam ich durchaus schon mit, daß es an der Front zwischen Rot und Braun letztlich um Leben und Tod ging. Kritisch wurde es für mich, als ich aufgrund meiner schulischen Leistungen in den Wettbewerb um Aufnahme in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt geriet; in den sogenannten Napolas bildete der Staat den jüngsten Führungsnachwuchs heran. Erfreulicherweise fan-

den die Prüfer, daß ich zu wünschen übrig ließ. Man darf wohl auch sagen, daß das politische Klima in unserer Familie mich für die Suggestionen der Nazis verdorben hatte. Als ich dann in den ersten Tagen und Wochen nach Kriegsende in Mitteldeutschland die langen Reihen halbverhungertes Menschen in KZ-Kleidung in ihre Heimat stolpern sah, war das nur eine letzte Bestätigung der vielen Anklagen, die ich Zuhause gegen die Nazis immer schon gehört hatte.

Ohne ausdrückliches Zutun führte mein Vater mich übrigens in zwei weitere Konflikte allgemeinerer Art ein. Den ersten trug er mit meiner Mutter aus, die gläubige Katholikin war und sich von einigen Überzeugungen meines Vaters herausgefordert fühlte. Fasziniert war ich allerdings weniger vom Gegeneinander der beiden grundsätzlichen Positionen als von der Bereitschaft der beiden, den Gegensatz ihrer Prinzipien praktisch zu überbrücken. Beispiele für opportunistische Konfliktlösung ergaben sich beispielsweise in Sachen Kirchgang oder Ministrantendienst, generell in der Kindererziehung und im Umgang mit Andersdenkenden in der weiteren Familie. Der zweite Konflikt war meinem Vater wohl erst recht unbewußt. Obwohl er sich völlig rabiat gegen Kapitalisten und ihre Helfershelfer stellen konnte, sprach er von seinem obersten Vorgesetzten immer regelrecht respektvoll als „Herr Direktor“. Damit setzte er sich wohl weniger auf die Spur der Zwieschlächtigkeit, die Marx aufseiten jeden Leiters im Kapitalismus identifiziert hatte: des Unterschieds also zwischen funktionaler Anleitung und klassenbezogener Ausbeutung. Vielmehr beruhte diese Differenzierung wohl eher auf der Durchsetzungsmacht primärer Erfahrung gegenüber ideologischer Befangenheit.

Während diese Anregungen sich später in der Themenwahl für meine Dissertation konkret niederschlugen und noch jahrelang die Auswahl von Forschungsthemen mitbestimmten, war der Einfluß meiner Mutter indirekter. Sie war es, die in unserem kleinbürgerlichen Leben den Aufstiegswunsch forcierte, internen Zusammenhalt predigte, externe Zustimmung und Kritik ins Bewußtsein hob, bürgerliche Standards von formaler Korrektheit und gehobener Moral vorzugeben versuchte. Da die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung hier weniger konkret auftreten, kann ich zu den Auswirkungen ihres Anteils an meiner Erziehung nur die eigene Überzeugung anbieten, daß mein Interesse an den Grundlagen und Methoden wissenschaftlicher Kritik, vielleicht auch die allgemeine Beschäftigung mit Leistung und (Doppel-)Moral teilweise in familiären Quellen verwurzelt ist.

Die berufliche Relevanz des frühen Familienlebens wäre unvollständig wiedergegeben, wenn ich nicht noch den Einfluß eines Onkels aufzählen würde, der mich fast dazu gebracht hätte, Journalist zu werden. Dieser, Meister eines Handwerks und in seiner Praxis sehr erfolgreich, fand seine größte Befriedigung in der Produktion fachlicher Manuskripte für Zeitungen und Zeitschriften. Als ich auf seine Initia-

tive hin schon als Primaner kleinere Artikel für die *Kölnische Rundschau* zu schreiben begann, wurde ich schnell zu einem anerkannten Lokalreporter und konnte mir per Zeilenhonorar von damals 30 Pfennigen auf Jahre hinaus ein schönes Taschengeld verdienen. Mein Onkel ging so weit, mir auch angesehene Journalisten als Vorbild zu empfehlen. Aus ihrer Riege bewunderte er am meisten Egon Erwin Kisch, der den Redl-Skandal offengelegt und weitgerühmte Reportagen aus aller Welt vorgelegt hatte. Sobald ich mich näher mit diesem Vorbild befaßte, stieß ich auf die alles beherrschende politische Motivation des Kommunisten Kisch („Literatur ist eine Form von Kunst und eine Form von Kampf“) und fühlte mich über die bloße Berichterstattung hinaus wieder verwiesen auf das Studium sozialer Konflikte und eigene Parteinahme. Aus dieser Erfahrung heraus beschäftigte ich mich später eingehend mit den strukturellen Entsprechungen zwischen Soziologie und Sozialreportage – und versuche noch heute, mit guten Gründen dafür zu werben, daß die akademische Soziologie die manchmal hervorragenden Ergebnisse von Sozialreportagen fachlich anerkennt.

Begegnungen mit René König

Als ich mich 1950 in Bonn für Volkswirtschaft einschrieb, war das wichtigste an diesem Akt eine völlig ungeplante Nebenfolge: Damit erwarb ich, aufgrund einer Abmachung zwischen den Universitäten, zugleich das Recht, auch Vorlesungen in Köln zu belegen. Dieser Spielraum erwies sich schon nach dem ersten Semester als willkommen. Nach Anfangsvorlesungen im Fach Volkswirtschaftslehre fand ich mich unbefriedigt; denn ich hatte das Gefühl, entweder ein konkreteres Fach, also beispielsweise Betriebswirtschaftslehre, oder ein ausgreifenderes Fach studieren zu sollen. Für beide Suchprozesse bot Köln damals mehr als Bonn. Obwohl die Kölner Betriebswirtschaftslehre 1950/51 eine gewisse Hoch-Zeit durchlief, konnte sie mich nicht binden. Denn ich hatte inzwischen Vorlesungen bei René König gehört, der mit seiner außergewöhnlichen fachlichen Beschlagenheit und großartigen Beredsamkeit nicht einfach Soziologie anbot, sondern dem Fach einen besonderen Glanz zu geben verstand. Dazu trug er mit seiner Persönlichkeit bei, insbesondere mit seinem Selbstbewußtsein, seinem Interesse am Gespräch und seiner Weltoffenheit; aber auch der Mangel an Hierarchie in seinem Seminar zur Soziologie und die vielen internationalen Verbindungen, die er in die Kölner Arbeit einbrachte, waren ungewöhnlich günstiges Kapital für den Lehrbetrieb.

König hatte seine Professur in Köln erst 1949 übernommen und im gleichen Jahr ein Buch veröffentlicht, das bestens ins Fach einführen konnte: *Soziologie heute*. Dieses Werk war zwar keine Einführung im Sinne eines Textbuches, schien mir jedoch gerade für den geeignet, der Antworten auf allgemeine Fragen der Zeit haben wollte. *Soziologie heute* setzt den Schwerpunkt bei Fragen der damaligen Sozialstruktur, fragt nach Abweichungen von marxistischen „Erwartungswerten“, kommentiert die politische Relevanz von Schichtungsverhältnissen. Nachdem ich bisher nur ideologisch abgeleitete oder philosophisch inspirierte Aussagen zu den Beziehungen von Klasse, Staat, Gesellschaft gehört hatte, lernte ich jetzt endlich eine (von ihrer Intention her) andere Art der Auseinandersetzung kennen: die theoretische Analyse, die sich der Verbindlichkeit der Fakten unterwirft. Bei König traf ich also nicht nur erstmals auf Soziologie, sondern speziell auf deren empirische Erscheinungsform; das jedoch war eine Spielart, die auf mich besonders informativ, vernünftig, zeitgemäß wirkte. Dabei ging König keineswegs politisch neutral vor. Insbesondere seine moralische Abscheu vor dem Nazitum brach immer wieder durch. Das tat gut angesichts einer Vergangenheitsbewältigung, die gerade von jungen Leuten oft als schleppend und halbherzig empfunden wurde; und das Verhältnis von wissenschaftlicher Äußerung und politischer Stellungnahme wurde im Lehrbetrieb tendenziell kontrolliert durch die programmatische Trennung der beiden in der fachlichen Arbeit.

König verhalf mir nicht nur zum Einstieg in die Soziologie, sondern bot mir auch meine erste Stelle: ich durfte als Amanuensis tätig werden, als einer, der „zur Hand geht“. Die Position, entgolten mit dem Lohn von DM 50,- im Monat, ist inzwischen wegen Geringfügigkeit aus der Hierarchie gestrichen. Damals schien sie mir unschätzbar wegen des direkten Kontaktes zu König und seinem Assistenten Peter Heintz. Gelegentlich kam es zu kleinen fachlichen Herausforderungen. Als beispielsweise unerwartet eine große Mittelzuweisung aus dem Ausland innerhalb kürzester Frist in eine entsprechend große Buchanschaffung umgesetzt werden mußte, konnte ich zeigen, daß ich schon einiges gelernt hatte. Außerdem wurde ich auf diese Weise in den Routinebetrieb von Bibliothek und Fernleihe eingeführt, in die Schwierigkeiten des Korrekturlesens eingewiesen (das König sehr ernst nahm und trotz seiner sonstigen Belastungen selber mitbetrieb) und konnte die Vorbereitungen der Lehrveranstaltungen verfolgen (die König anhand seiner Stenoblocks bis zum letzten Augenblick noch zu bessern suchte). Aber auch persönliche Gespräche waren nicht selten, da König – solange er noch nicht mit Familie in Köln wohnte – nach einem langen Arbeitstag abends noch gerne einkehrte und, meist bei „Bremer“ in der Dürener Straße, zu Essen und Trinken einlud. Auch Peter Heintz, wiewohl von völlig anderem Naturell als König, zeigte sich ansprechbar, interessiert und hilfreich.

Das erste kleinere Projekt, dessen selbständige wissenschaftliche Bearbeitung ich Anfang 1952 übernahm, hatte langfristige Auswirkungen. Im Rahmen eines Seminars über Sozialforschung vergab König unter anderem als Auftrag eine Recherche über Malinowski und dessen Programm einer Mass Observation. Der polnisch-britische Ethnologe hatte in den dreißiger Jahren die Idee propagiert, die Verfahren der Beobachtung und anderer Datensammlung seines Faches nicht nur zum Studium „primitiver Völker“, sondern auch zur Analyse von Industriegesellschaften wie Großbritannien einzusetzen. Dazu mußte man sich erstens mit dieser Koryphäe vertraut machen, dann die Grenzlinie zwischen Soziologie und Ethnologie bestimmen und schließlich das besondere Potential ethnologischer Methoden für eine entwickelte Gesellschaft abzuschätzen versuchen. Kein kleines Pensum für ein bloßes Seminarreferat! Da ich nicht erwarten konnte, ausreichende Unterlagen in Deutschland vorzufinden, investierte ich einen Teil meines Reportereinkommens in ein Ticket nach London und setzte mich in die Bibliothek des British Museum. Nicht nur schloß ich so Bekanntschaft mit einem der Gründerväter des Funktionalismus, sondern ich wurde sensibilisiert für die Stärken und Schwächen meines Faches und seiner Anrainer.

Ich blieb nicht lange in Köln. Schon als drittsemestriger Student hatte ich mich um ein Stipendium der *Hicog*, also der amerikanischen Militärregierung in Deutschland, für einen einjährigen USA-Aufenthalt beworben und erhielt unerwartet schnell den Bescheid, daß ich im Sommer 1952 reisen dürfe. Im Laufe der Vorbereitung auf diesen ausgedehnten Auslandsaufenthalt wurde mir zunehmend klar, daß das Stipendium ein Teil des Re-Education Programms der Militärregierung war und mit unerfreulichen Auflagen verbunden sein könne. Ich bildete mir jedoch ein, den eigenen Studienwunsch gegen alle Erwartungen der Geldgeber durchsetzen zu können und bat König um seinen Rat für einen passenden Studienort. Seine Empfehlung lautete: Chicago, genauer gesagt, Anschluß zu suchen an die soziologische Fakultät mit ihrer berühmten Chicago School of Sociology. Dorthin machte ich mich dann auch auf den Weg – eigentlich zu früh, denn ich hätte von König noch vieles lernen können über Durkheim, über Tönnies und Thurnwald wie besonders auch über die philosophischen Wurzeln unseres Faches. Aber ich stand ganz im Bann des Stipendiums und der USA-Reise.

Plackerei und Prämien in Chicago

Der Verwirklichung meiner Studienpläne stellten sich jedoch bald typische Schwierigkeiten in den Weg. Unter dem spürbaren Druck meines Finanziers weigerte sich die Universität Chicago, mich als Studenten aufzunehmen. Die *Hicog*-Stipendiaten seien nicht zum Studium in die Vereinigten Staaten eingelassen worden, sondern um sich mit dem amerikanischen Way of Life vertraut zu machen und Institutionen der verschiedensten Art näher kennenzulernen. Letzten Endes, so der Kompromißvorschlag des Department of Sociology, würde man mich nicht am Studium hindern; auf eine (rückwirkende) Zulassung könne ich jedoch nur hoffen, wenn mein späterer Examenserfolg eine solche Ausnahme rechtfertige. Zu der Zeit blieben mir noch neun Monate bis zu den Prüfungen für das Diplom eines Master of Arts. Enttäuschend lief auch der Versuch, näher an die Chicago School of Sociology anzuschließen; denn die School war in Auflösung. Herbert Blumer war inzwischen nach Kalifornien verzogen, Louis Wirth war verstorben, Nels Anderson hatte die Leitung des UNESCO-Instituts für Sozialwissenschaften in Köln (!) übernommen, und auch andere Vertreter der School waren nicht mehr greifbar.

Mein Studium begann damit, daß mir mein Betreuer eine Leseliste mit ca. 75 Titeln in die Hand drückte – einige davon allerdings nur nach ausgewählten Kapiteln oder auf genau benannten Seiten zu lesen. Sich in Chicago zurechtzufinden war ansonsten schwer. Das Lehrangebot schwankte zwischen empiristischen Veranstaltungen, in denen zwar Verfahren der Datensammlung, aber keine inhaltlichen Probleme erörtert wurden, und abstrakten Vorlesungen, in denen die Dozenten sich auf die kommende Hegemonie des vor allem von Harvard ausgehenden Strukturfunktionalismus einzustellen versuchten. In einer Anfängerübung wurden die Studenten beispielsweise auf die Straße geschickt, um anhand von augenfälligen Indikatoren wie den Vorhängen oder Lampen in den Straßenfenstern dann eine schichtungsorientierte Zuordnung einzelner Nachbarschaften zu üben. Daneben hörte man Vorlesungen über die funktionalen Voraussetzungen jeder Gesellschaft („immer und überall...“). Ich fand auch hier einige gute Lehrer. Harvard mochte einen Parsons vorzuzeigen haben, aber Chicago hatte seinen E.A. Shils, ebenbürtigen Beiträger mit Parsons und Bales zu den *Working Papers in the Theory of Action* (1953) und mit Parsons der Herausgeber von *Toward a General Theory of Action* (1951).

Da die von mir ursprünglich angesteuerte Chicago School keine aktuelle Anziehung mehr entfaltete, geriet ich bald in den Sog eines mir ohnehin naheliegenden Themas. In Chicago spielten seinerzeit erstmals die Industrial Relations eine wichtige akademische Rolle, also die interdisziplinäre Aufarbeitung der Sozialbeziehungen in der In-

dustrie. Organisatorisch gebündelt wurde dieser Schwerpunkt in dem Industrial Relations Center. Dessen Leitung lag bei drei Ökonomen, die allerdings den glaubhaften Versuch machten, Soziologen und andere Sozialwissenschaftler in ihre Arbeit einzubeziehen. Unter dem Dach dieses Centers machte ich als studentischer Mitläufer erste Bekanntschaft mit dem amerikanischen Gewerkschaftswesen. Angefangen von passiver Beteiligung an universitärer Weiterbildung für Gewerkschafter bis hin zu Besuchen bei Streikposten erfüllte sich damit doch zumindest in diesem Bereich das Programm der *Hicog*. Dabei ergab sich auch das Thema meiner Diplomarbeit: „Communication and Participation in a Local Union (No. 517, OWIU – CIO)“.

Daß ich trotz aller Handikaps beizeiten mit den Vorbereitungen für die Schlußprüfung fertig wurde, verdanke ich wohl weitgehend dem amerikanischen *credit point*-System, das die stetige Ansammlung eines gewissen Guthabens für den Abschluß erlaubt und eine effiziente Verteilung der Arbeitsanstrengung fördert. Im Endeffekt fühlte ich mich jedoch andererseits wie in einem Drill, der keinen Ausbruch gestatten würde. Die Stadt Chicago habe ich erst kennengelernt, als ich 1992 zur Hundertjahrfeier des Department of Sociology eingeladen wurde und Zeit hatte für einige touristische Erkundungen. Zumindest einige zusätzliche, „freie“ Erkundungen an der Universität hätten mir sicher gut getan. Heute noch bedaure ich beispielsweise, daß ich mir Vorlesungen von Friedrich v. Hayek habe entgehen lassen.

Kaum hatte ich mein Examen im Spätsommer 1953 bestanden, da ergab sich ein Bedarf für den eben erst diplomierten deutschen Soziologen. Frederick H. Harbison, einer der Direktoren des Industrial Relations Center, hatte zusammen mit Kollegen an anderen amerikanischen Universitäten eine vergleichende Langzeitstudie entworfen, die den strategischen Beitrag des Managements zum Wirtschaftswachstum in verschiedenen Ländern nachweisen sollte. Im Kielwasser ihres militärischen Sieges begannen die Amerikaner Anfang der 50er Jahre allgemein, sich für die Binnenverhältnisse anderer Länder wissenschaftlich zu interessieren und ihr Modell der Menschenführung und Ressourcennutzung zu exportieren, beziehungsweise mit ausländischen Mustern zu vergleichen. Harbison stellte mich für den deutschen Teil der Studie als Research Associate ein. Da die verschiedenen Teile dieser Studie von dem Leitungsgremium enggeführt wurden, ergab sich bald ein gutes persönliches und produktives Verhältnis zu Harbison, einem Mann mit neuen Ideen und großem Geschick im Wissenschaftsmanagement, aber auch zu den anderen Mitgliedern dieses Gremiums: John Dunlop, Clark Kerr, Charles Myers wie schließlich auch zu den Betreuern einiger anderer Länderstudien.

Erster Job, erste Veröffentlichung, erster Ärger

Ausgestattet mit dem großartigen Titel eines Director of Research in Germany kam ich 1953 nach Deutschland zurück, um eine Länderstudie für das Gesamtprojekt durchzuführen. Vor dem Hintergrund des amerikanischen Interesses an der zahlenmäßigen Stärke und fachlichen Qualität des deutschen Managements sollte ich vor allem die Frage beantworten helfen, inwieweit Bildung und Ausbildung für den Erfolg der deutschen Wirtschaftsführer verantwortlich seien. Diese Schwerpunktbildung war für Amerikaner mit ihrem spezifischen Zutrauen zur Erlernbarkeit jedweder Qualifikation ganz naheliegend und paßte gut zu der außergewöhnlichen Bedeutung, die man in der amerikanischen Soziologie der Sozialisation zuschreibt. Im deutschen Kontext mußte diese Fragestellung dagegen doppelt fremdartig wirken. Zum einen war man gewohnt, die Leistungen der Unternehmensleiter ihrer Persönlichkeit zuzurechnen, was immer damit gesagt sein sollte, zum anderen wurde eine formalisierte Ausbildung für Manager und Unternehmer bis dahin so gut wie gar nicht angeboten. Das galt erst recht für die Hochschulen, auf die sich angesichts der lebhaften Ausbildungstätigkeit amerikanischer Business Schools meine Aufmerksamkeit vorrangig richten sollte.

Mit meiner Tätigkeit übernahm ich eine Rolle, die als solche in Deutschland ebenfalls weitgehend unbekannt war: ich arbeitete als Sozialforscher ohne Anbindung an den Lehrbetrieb und ohne Ehrgeiz in dieser Richtung. Das betreffende Berufsbild hat sich erst sehr allmählich entwickelt und noch heute verlassen professionelle Sozialforscher gerne ihre Sonderrolle, wenn sich die Gelegenheit zu einer vollberuflichen oder auch nur gelegentlichen Beteiligung am Lehrbetrieb ergibt. Ich empfand dagegen aus zwei Gründen kein berufliches Manko. Erstens war durch die räumliche Trennung von Harbison meine Unabhängigkeit ganz erheblich gewachsen, zum anderen hatte ich Aufnahme gefunden im Kölner UNESCO-Institut, dessen Mitglieder bis hin zu dem Direktor Nels Anderson ebenfalls so gut wie keine Gelegenheit hatten, sich am Lehrangebot der Universität Köln zu beteiligen. Wir waren „Forscher unter sich“ und interessierten uns eher für die nachbarlichen Projekte als für ein studentisches Publikum, beziehungsweise arbeitsteilige Beziehungen zur Universität.

Die Datensammlung für meine Studie war größtenteils angelegt in Form einer Befragung von Spitzenkräften der deutschen Wirtschaft. Dank meines Anstellungsverhältnisses bei der Universität Chicago konnte ich fast immer Zugang finden und längere Interviews durchführen. Im Rahmen meiner Recherche lernte ich einen großen Teil der damaligen Wirtschaftselite kennen und geriet an viele faszinierende Gesprächspartner: Karl Blessing, O.A. Friedrich, Heinz Nordhoff,

Walter Raymond, Ludwig Vaubel und andere. Für jemanden, der sich für Industrial Relations interessierte, war dies ein denkbar informativer und anregender Einstieg in die deutsche Szene. Auch an den Hochschulen, bei den Verbänden und bei den Medien ergaben sich aufschlußreiche und beflügelnde Kontakte. Ich fand meine Arbeit so spannend, daß ich sie auch ohne Bezahlung durchgeführt hätte. Das Endergebnis konnte ich umgehend veröffentlichen. Die Studie erschien 1953 in Paris unter dem Titel *Education for Business Leadership. The Role of the German Hochschulen*; später erschienen Übersetzungen ins Französische und Deutsche.

Die Antwort auf die ursprüngliche Frage meiner Auftraggeber war vorhersehbar gewesen. Trotz einer für amerikanische Verhältnisse stupenden Akademisierung der Chefetagen lieferten die deutschen Hochschulen so gut wie gar keinen Beitrag zur formalisierten Vorbereitung oder Weiterbildung von Unternehmern und Top-Managern. Um dieses gut sichtbare Ergebnis aber verstehbar zu machen, hatte ich spezifische Glaubensvorstellungen der Wirtschaftselite herauspräparieren müssen, den ideologischen Konflikt zwischen Eigentümern und „angestellten“ Unternehmern aufschlüsseln müssen, das Bildungsethos der Hochschulen mit dem Selbstbild der Praktiker konfrontieren müssen. Als ich meine Schlußfolgerungen mit Leuten aus der deutschen Wirtschaft und dem Verbandswesen zu erörtern begann, erging es mir wie so manchen Soziologen, die rein analytisch an kollektive Überzeugungen und organisierte Interessen herangehen. Meine Beobachtungen und Kommentare wurden als Einbruch in einen sicherheits- und überlegenheitsspendenden Mythos empfunden, als kompromittierende Bloßstellung und Bagatellisierung betrachtet, als ungläubiger Angriff auf ein Kredo gewertet. Die Verteidiger der unternehmerischen Mystik in diesem Lande wehrten sich dadurch, daß sie meinen Status abzuwerten und zu verdächtigen begannen. Ein wirksam plaziertes Gerücht unterstellte mir, ich sei im Auftrag von Henry Morgenthau (ebenfalls an der Universität Chicago) unterwegs, der sich zum Ende des Krieges gegen die Wiederherstellung der deutschen Industrie und für die Umwandlung Deutschlands in einen Agrarstaat ausgesprochen hatte. Obwohl vieles an diesem Vorgang für das Fach und unsere Arbeit typisch war und ist, fühlte ich mich damals verkannt, ja verfolgt.

Während meiner Forschungsarbeit machte ich im übrigen den Versuch, meine akademischen Qualifikationen aufzustocken, stieß aber auf große Vorbehalte der Professoren und Verwaltung gegenüber meinen amerikanischen Bescheinigungen. Hatte man mir vorher in den USA bedeutet, man halte nicht viel von den deutschen Studienverfahren, so stieß ich jetzt auf Skepsis in umgekehrter Richtung. Außerdem geriet ich in das Spannungsverhältnis zwischen René König und Nels Anderson. Dementsprechend glaubte ich, für eine Promotion hier wenig tun zu können. Inzwischen hatte Harbison einen Ruf der

Princeton University erhalten und Chicago verlassen. Von ihm kam dann das Angebot, weiter bei dem Großprojekt zu bleiben und in Princeton zu promovieren. Mitte 1955 schloß ich meine Arbeit in Köln ab und reiste nach Princeton.

Noch einmal Studium, diesmal vom Feinsten

In Princeton fand ich für mein Doktorandenstudium ganz hervorragende Lehrer. Marion J. Levy und Wilbert E. Moore waren aus Harvard dorthin gekommen und lehrten – der eine extrem, der zweite gemäßigt, beide jedoch mit Perfektion – den zuerst von Parsons und Merton entwickelten Strukturfunktionalismus. Neben ihnen vertraten Melvin Tumin und Charles Page beredt und authentisch einen eher konfliktorientierten Ansatz. Die Seminare waren klein, so daß man leicht in direkten Austausch geriet. Die Bibliothek war eine der besten Amerikas (und bis mitternachts geöffnet). Harbison hatte die Industrial Relations Sektion übernommen und mich weiterhin als Research Associate beschäftigt. Die Sektion war voller interessanter Kollegen. Mein Zimmergenosse Bill Bowen wurde später Präsident der Universität, mein Zimmernachbar Werner M. Blumenthal zeitweise Finanzminister in der amerikanischen Bundesregierung. Die zweijährige Forschungsarbeit in Deutschland hatte mir schon eine gewisse Anerkennung eingetragen, und ich wurde erstmals zu Konferenzen und Gutachten zugezogen. Mir war zumute, als hätte ich ein großes Los gezogen.

Besonders angenehm empfand ich unter anderem, daß ich nicht einfach in ein vorprogrammiertes Studienprogramm eingezwängt war, sondern meine festen Verpflichtungen mir noch die Möglichkeit beließen, zusätzliche Veranstaltungen frei zu wählen. In Princeton machte ich den ungezwungenen Versuch, noch einmal Zugang zur Volkswirtschaftslehre zu finden. Bei Fachvertretern wie William Boumol oder Jacob Viner besuchte ich denkbar gute Veranstaltungen, konnte aber dann bei der nötigen Vertiefung zeitlich und vom Umfang her nicht mehr mithalten. Als besonders befruchtend erwiesen sich Veranstaltungen zur Wissenschaftstheorie, die ich bei Carl G. Hempel besuchte. Seine Vorträge über Begriffsbildung und Theorieentwicklung erwiesen sich auf Jahrzehnte hinaus als hilfreich. Außerdem war Hempel einer der geschicktesten Lehrer, die ich je erlebt habe. Per saldo erfüllte sich in Princeton der traumhafte Studienablauf, der an deutschen Universitäten immer schon ideologisch verklärt, an den modernen Universitäten aber immer weniger realisierbar wird.

Zu alledem kam hinzu, daß ich mit erwachendem fachlichen Selbstbewußtsein dazu überging, mich um Kontakte außerhalb Prince-

tons zu bemühen. Naheliegenderes Terrain für solche Sondierungen bot sich in dem siebzig Kilometer nördlich gelegenen New York. So konnte ich beispielsweise ein Treffen mit Paul Lazarsfeld verabreden, der dort das Bureau of Applied Social Research aufgebaut hatte. Dieser Riesenbetrieb interessierte mich nicht nur wegen eventueller Beschäftigungsmöglichkeiten, sondern auch als Modell eines Großinstituts für professionelle Sozialforscher, das zugleich Distanz wie auch Verbindung zur Universität herstellte. Lazarsfeld war ein sehr umgänglicher und beflügelnder Gesprächspartner. Aus diesem Anfang entwickelte sich ein andauerndes und produktives Gesprächsverhältnis, das schließlich zu einer Gastprofessur (1969) an der Columbia Universität führte. Auch Max Horkheimer ließ sich sprechen. Er lud mich ein in den Russian Tea Room (auf der 57th Street nahe der Carnegie Hall) und interessierte sich fast mehr für mich als ich mich für ihn interessieren konnte – einfach weil er wissen wollte, was mit jemandem geschieht, dem meine Chancen geboten werden. Jahre später erwirkte er bei seinem Freund Adorno eine Einladung an mich zu einem Vortrag in Frankfurt.

Während dieser Zeit saß ich an meiner Dissertation über *Authority and Organization in German Management*. Als konzeptioneller Rahmen diente mir die Webersche Herrschaftssoziologie, als empirisches Material gingen mehrere Fallstudien darin ein, die ich während meines Deutschlandaufenthalts 1953-55 erstellt hatte. Im Endeffekt ging es darum zu zeigen, was später vielfach behauptet und bestätigt wurde: daß eine an die lokale Kultur angepaßte Organisation besonders effizient sein kann – mit der Implikation, daß die Verwendung des amerikanischen Modells im fremden Kontext weniger wirksam, wenn nicht sogar dysfunktional sein könnte. Das Manuskript wurde 1959 bei der Princeton University Press gedruckt (2. Auflage 1970) und bei der Europäischen Verlagsanstalt in Frankfurt auch in Deutsch veröffentlicht (1968). Spezielle Auswertungen des Materials erschienen in *Administrative Science Quarterly*, *World Politics* und *Tradition* (sämtlich 1959). Die Problematik blieb noch lange aktuell, ja, sie verschärfte sich im gleichen Maße, wie das kulturelle Selbstgefühl außerhalb Amerikas sich verstärkte und die Skepsis gegenüber dem amerikanischen Muster von Menschenführung und Ressourceneinsatz zunahm.

Während des Doktorandenstudiums war ich ohne Aufhebens in den Lehrbetrieb gerutscht, zunächst als *instructor*, dann als *lecturer*. Nach meiner Promotion 1957 wechselte ich offiziell die Seiten im Studenten-Dozenten-Verhältnis und stieg auf zum Assistant Professor. Größere Lehraufgaben ließen allerdings auf sich warten. Denn an der Universität Princeton galt die eiserne Regel, daß Vorlesungen, gerade auch solche für das umfangreiche Anfängerpublikum, in erster Linie von den besonders erfahrenen und bewährten Professoren anzubieten seien. Demgegenüber war ich beschäftigt mit kleinen Gruppen, in de-

nen die vorausgegangenen Veranstaltungen noch einmal zur Diskussion gestellt, vertieft und weitergeführt wurden. Ich muß zugeben, daß ich vorerst noch reichlich mitzulernen hatte. Erfreulicherweise galt diese Entwicklung in Princeton als ganz normal und auch als Assistent Professor konnte ich meine Studienbesuche bei anderen Professoren fortsetzen. Erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland wurde ich, als ich wieder einmal als Gasthörer bei einem angesehenen Kollegen auftauchte, von diesem liebenswürdigen und weltläufigen Ratgeber dahingehend gewarnt, so etwas sei hierzulande nicht üblich.

Letzte Runde: Schub von Schelsky

Mit steigenden familiären Verpflichtungen wurde mir wie jedem anderen deutlicher, daß es nicht nur darauf ankam, zu dem erwünschten Fach zu finden, sondern auch in das System zugehöriger Stellen einzudringen. Als Assistant Professor stand ich unter dem ansonsten Privatdozenten wohlbekannten Druck, nach neuen, möglichst besseren Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb von Princeton zu suchen. Die Grundsatzentscheidung war einfach: da mich vor allem die realen Probleme in Deutschland interessierten, wollte ich zurück. Ich ließ diese Absicht bekannt werden und als Helmut Schelsky 1961 in Hamburg ein Freisemester nahm, erhielt ich eine Gastprofessur an der dortigen Universität. Als Vermittler war Carl Jantke tätig geworden, dessen Buch über *Bergmann und Zeche* (1953) eine der besten Industrial Relations-Studien jener Zeit war. Die Hamburger Schuhe Schelskys waren zu groß für mich, aber ich nutzte den vollen Vorteil, als Insider über die Situation der amerikanischen Soziologie sprechen zu können. Als Schelsky wenig später von Walter G. Hoffmann die oberste Leitung der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster in Dortmund übernahm, machte er mir das Angebot, einer der wissenschaftlichen Direktoren dort zu werden. In Erinnerung an die Zeit am UNESCO-Institut in Köln und an das Bureau of Applied Social Research in New York sagte ich zu.

Diese Entscheidung mußte ich nicht bereuen, denn mit Schelsky und seinem Kreis war leicht auszukommen; und Arbeit gab es genug. Schelsky war zwar an anderen Fragestellungen als ich und stärker an der französischen Soziologie interessiert, bot jedoch jedem eine Nische, der etwas zu sagen hatte; ja, er spielte den Vermittler, wenn sich in seinem weitläufigen Netz von Kontakten die Chance zu einem Brückenschlag bot. Politische Vorlieben waren – damals! – zweitrangig für ihn, und er erlaubte sich allenfalls ein Lächeln, wenn sein Gegenüber zu sehr linkslastig auftrat. Schelsky war immer auf Diskussi-

on aus, horchte auf die Beiträge anderer und freute sich an scharfen Beobachtungen, treffenden Bemerkungen und informierten Anspielungen auf die soziologische, philosophische, juristische Klassik. Ich habe ihn, für einen Soziologen überraschend, selten zynisch erlebt, sondern im Gegenteil oft vertrauensvoll und begeisterungsfähig. In späteren Jahren wurde das anders; aber da waren wir schon auf unterschiedlichen Wegen.

Schelsky war im übrigen ganz das, was man im Englischen als *empire builder* bezeichnet. Er hatte sehr viel Sinn für die Entwicklung von Institutionen und verfolgte lange vor der offiziellen Entdeckung und Vermarktung dieser Maxime eine Politik der persönlichen Motivierung, aufgrund derer jeder Mitarbeiter und Kollege sich wie aus eigenem Antrieb in den Dienst der Sache stellte. Typisch war, daß er mich am Tag meiner Ankunft in Dortmund sofort zur gemeinsamen Besichtigung einer Picasso-Ausstellung einlud und unsere Besprechung danach mit der Frage nach meinen Plänen eröffnete. Sein direkter Einfluß bestand vor allem darin, daß er mir nahelegte, begrenzte Absichten im Anspruch anzuheben. Aus vereinzelt Projektplänen wurde dabei im Handumdrehen ein ganzes Forschungsprogramm. Darüber hinaus verdanke ich ihm die Anregung, einen Sammelband über die *Moderne Amerikanische Soziologie* (1967, 2. Auflage 1972) herauszugeben und mich selber daran mit längeren Ausführungen über „Stand und Entwicklung der amerikanischen Soziologie“ zu beteiligen.

Obwohl ich in Princeton schon als akademischer Lehrer tätig gewesen war, wurden Schelsky und ich uns schnell einig, daß sich angesichts der deutschen Karrieremuster auch für mich empfehlen würde, zunächst eine Habilitation anzustreben. Ich warf das schon abgeschlossene Manuskript über *Funktionale Autorität* in die Waagschale, und unter freundlicher Mithilfe von Hans Freyer als Zweitreferenten konnte ich 1962 die deutsche Lehrerlaubnis für das Fach Soziologie erwerben. Nachdem ich dann einen Ruf an die Universität Gießen erhalten hatte, durfte ich 1964 einen Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Münster besetzen. Münster war damals ein Zentrum soziologischer Lehre. Auf anderen Lehrstühlen saßen neben Schelsky die Kollegen Claessens, Kaufmann, Luhmann, Matthes, die alle zugleich auch in der Sozialforschungsstelle für die Anleitung wissenschaftlicher Forschung verantwortlich waren. Ich war mit meiner Suche nach dem für mich passenden Fach gerade zur rechten Zeit fertig geworden, um gleichberechtigt an dieser tief gestaffelten Mobilisierung der deutschen Soziologie beteiligt zu sein.

Zum vorläufigen Abschluß

Natürlich teile ich im allgemeinen wie auch in einigen Besonderheiten das Schicksal einer Generation, die in der selben Richtung unterwegs war. Wie Dahrendorf eben erst zu Recht zusammenfaßte, hatten wir mit dem Studium des Faches begonnen, „um durch Erforschung der Wirklichkeit zu verstehen, was um uns herum vorgeht. Wir wollten Habhaftes gegen Ideologie setzen...“³ Ein Stückchen persönlicher Evidenz für diese These ergibt sich unter anderem daraus, daß neben mir noch zwei andere Absolventen meiner Gymnasialklasse zur Soziologie gefunden haben: Hansjürgen Daheim und Paul Meyer. Lehrer und Literatur hatten uns wohl während der Schulzeit ähnlich geprägt. Andererseits sollte man die Gemeinsamkeiten der Generation wohl nicht überbetonen. Ich kann mich nicht entsinnen, daß die Richtung der Berufswahl und die einzelnen Schritte in den Beruf, aber auch die Probleme auf diesem Weg und die Chancen beruflichen Erfolgs unter Gleichaltrigen diskutiert, abgewogen, kritisiert worden wären. Das gilt sogar für meine Zeit am Lehrstuhl von René König, wo seinerzeit eine größere Auswahl von gleichsinnig Interessierten im etwa selben Alter anzutreffen war: Scheuch, Lepsius, Büschges, Atteslander (in der Reihenfolge meiner Bekanntschaft mit ihnen) u.a. Aber jeder von uns war für sich unterwegs. Als wir uns später in überregionalen Gremien, Tagungen, Gutachtersitzungen wieder trafen, nahm der Austausch zu – obwohl bisher niemand wirklich geprüft hat, ob dies entscheidend auf die Zugehörigkeit zur gleichen Generation zurückging. Allgemein gesprochen: wenn man sich davor zu hüten hat, dem Generationsbegriff einen Oberton von Interaktion zuzuschreiben, möchte ich ihn auch nicht voreilig schon dort einsetzen, wo die Mitglieder einer Kohorte unterwegs sind.

Aus meiner bisherigen Schilderung müßte deutlich geworden sein, daß ich Unterstützung auf meinem Weg zur Soziologie in erster Linie von den besten Vertretern des Faches erfahren habe. Anderen ist es wohl ähnlich ergangen. In dem von v. Alemann/Kunz herausgegebenen Gedenkband *René König* (1992) reiht sich eine Danksagung an die andere, alle mit konkretem Bezug und alle glaubwürdig. Letzten Endes haben viele Altmeister ganz offensichtlich eine dankbare Klientel hinterlassen. Zur Erklärung dieser wohl meist unerwarteten Förderung ist gelegentlich die Vokabel vom Altruismus ins Gespräch gebracht worden. Eine solche Kennzeichnung mag angehen, solange nur eine Person, ein Spender zur Debatte steht. Aber man kann sich kaum vorstellen, daß die renommierten Hochschullehrer im Fach durchgängig „altruistisch“ gestimmt sind bzw. waren. Ich vermute viel-

3 in *Soziologische Revue*, XVIII (1995), S. 157.

mehr, daß diese interessierte und großzügige Bereitschaft zu helfen durchaus funktional verstanden werden muß und im gewissen Sinne auch selbstbezogen gedacht war – insoweit sie nämlich als Hilfestellung für den fachlichen Nachwuchs angeboten wurde. Teils vordergründig, teils weniger direkt war meines Erachtens stark die Absicht im Spiel, die Kontinuität des Faches zu sichern. Damit soll den damals schon Etablierten kein Jota von der Anerkennung und Verpflichtung genommen werden, die dieser Vorgang bei den Geförderten in der Regel hinterließ. Im Gegenteil, ihr strategisches Denken, d.h. Weitsicht gepaart mit Systematik, ist in meinen Augen ein zusätzlicher Anlaß, das Andenken an diese Männer in Ehren zu halten. Und man muß noch einen Schritt weiter gehen. Durch ihre vielfache Investition in die Nachwuchsförderung haben die Älteren ein Vorbild geschaffen, das jetzt und in Zukunft im Fach aufgegriffen und gepflegt werden sollte.

Die Bedeutung, die die Hilfestellung anderer für den Empfänger im Laufe der Jahre annimmt, kann in einer Skizze wie dieser allerdings nicht wirklich dargestellt, sondern nur angedeutet werden. Denn die Antwort auf die Frage nach dem Wie des persönlichen Einstiegs in das Fach deckt fast definitionsgemäß nur wenige Lebensjahre ab, so daß die Auswirkungen früher Sozialisation und eindrucksvoller Begegnungen auf spätere Phasen der beruflichen Entwicklung gar nicht zur Sprache kommen können, von vereinzelt Hinweisen abgesehen. Die Zusammenhänge zwischen Früher und Später ergeben sich also vollständig und überzeugend nur aus der geschlossenen (Auto-)Biographie. Daß ich im Gegensatz zu den dreißig Kollegen in meinem Fachbereich das Angebot einer Gastprofessur an der Staatlichen Akademie für Management in Moskau interessant finden würde, hätte man vielleicht vorhersagen können, obwohl inzwischen fast sechzig Jahre zwischen den ersten Beeinflussungen in dieser Richtung und meiner positiven Antwort (1993) verstrichen waren. Für meine Begriffe zeigt sich im Rückblick über die vergangenen Jahrzehnte fast bestürzend viel „Pfadabhängigkeit“, wenn man sich die denkbaren Sprünge und die alternativen Tätigkeitsfelder vor Augen führt. Tröstlich erscheint mir allerdings, daß ich bei meiner Suche nach Soziologie von vornherein damals unübliche Wege eingeschlagen habe und viele Fremde auf mich habe einwirken lassen. So habe ich zumindest selber glauben dürfen, daß meine berufliche Entwicklung von institutioneller Abwechslung und fachlichem Reichtum mitgeprägt worden sei. Jüngere Leser dürfen daraus gerne den Schluß ziehen, daß es sich lebenslang lohne, die Annäherung an das gewählte Fach möglichst breit und reichhaltig anzulegen.



Friedrich Fürstenberg

Mein Weg zur Soziologie

Die Anfänge meiner bewußten Wahrnehmung der sozialen Welt fallen in die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Sie waren beeinflußt durch einen häufigen Orts- und Schulwechsel vor dem Hintergrund einer immer unerbittlicher und unentrinnbarer werdenden totalitären Manipulation des gesamten Lebens. Die kritische Haltung meines Vaters und eigene Alltagserfahrungen bewahrten mich vor einem damals so weit verbreiteten aggressiven Gemeinschaftsenthusiasmus.

Erinnerungen aus der Schulzeit

Meine bewußten Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus waren einerseits durch eine immer stärkere Reglementierung des Alltags im Zuge der Kriegswirtschaft und die totale Ideologisierung des öffentlichen Lebens geprägt. Andererseits hatte ich aber auch Erlebnisse, die mich als jugendlichen Menschen sehr berührt haben und bleibende Eindrücke hinterließen. Ich bin als Schuljunge mit meiner Mutter auf dem Wege zum Sommergrundstück meiner Großeltern am KZ Sachsenhausen vorbeigelaufen, und ich habe den bedrückenden Eindruck der festungsartigen Mauern mit den MG-bestückten Türmen ebenso wenig vergessen wie ein Außenkommando von Sträflingen, auf die ein SS-Aufseher mit einem Gummiknüppel einschlug. Ich habe aber im Sommer 1945 auch auf dem Bahnhof Oranienburg einen endlosen Güterzug stehen sehen, an dessen winzigen, stacheldrahtversperrten Luken sich die Gesichter von Menschen drängten, die auf ihren Abtransport nach Sibirien warteten. Besonders eingepreßt hat sich mir eine Begebenheit, als ich 13 Jahre alt war. Auf meinem Schulweg passierte ich immer den Zaun einer Kohlenhandlung, auf dem schwarz übermalt immer noch eine Wahlkampfparole von 1932 zu entziffern

war: „Weg mit den braunen Mörderbuben! Wählt Liste 2“. Unter diesen Zaun schob regelmäßig ein etwa fünfjähriges Mädchen eine Schale Milch, um eine Katze zu füttern. Es trug einen Judenstern. Nach den Ferien erzählte mir ein Schulkamerad, es seien zwei Lastwagen gekommen, auf den einen seien die Eltern, auf den anderen das Mädchen mit ihrem kleinen Bruder gestiegen. Beide hätten bei der Abfahrt schrecklich geschrien. Es gab die unterschiedlichsten Einstellungen in der Schule. Im KLV-Lager (KLV=Kinderlandverschickung zum Schutz gegen Fliegerangriffe), in das ich mit zehn Jahren für ein halbes Jahr kam, machte mir ein Lehrer die größten Vorwürfe, weil ich einen Beschwerdebrief meines Klassenkameraden, der ein Halbjude war, mit unterzeichnet hatte. In der gleichen Schule hat später unsere Deutschlehrerin mit der Bemerkung, eigentlich sei das ja verboten, uns Heinrich Heines Gedicht Loreley vorgelesen, weil es doch ein wunderbares Gedicht sei, das Friedrich Silcher herrlich vertont habe. So gab es einige Fanatiker, viele Mitläufer und auch einige versteckte Gegner. Diese Erinnerungen sind Beispiele dafür, wie ein Schulkind unmittelbare Erfahrungen sammelt, ohne sie zunächst einordnen zu können. Dennoch hatten sie prägende Kraft insofern, als ich meine Umwelt durchaus mit kritischen Augen zu sehen lernte.

Mit dem nahenden Kriegsende, das ich als knapp 15jähriger an der deutsch-tschechischen Grenze erlebte, wurde der ideologische Überbau einer grausamen Gewaltherrschaft immer brüchiger. Nach dem Zusammenbruch hinterließ ein 14tägiger Fußmarch zurück nach Berlin quer durch die russische Besatzungszone unauslöschliche Eindrücke von einem auf Überlebenstechniken reduzierten Sozialleben. Die Zerstörung unserer Wohnung im Osten Berlins in den letzten Kriegstagen hatte zur Folge, daß ich in den späteren amerikanischen Sektor geriet und auch dort, in Steglitz, im Frühjahr 1947 das Abitur ablegte. Im zurückgelassenen Unrat in unserem total ausgeplünderten Sommerhäuschen hatte ich im Sommer 1945 mehrere Bändchen aus der von Martin Buber herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft“ entdeckt, die ich noch heute besitze und die den Grundstock meiner Fachbibliothek gebildet haben.

Die unmittelbare Nachkriegszeit war auch der Anfang einer eigenen Auseinandersetzung mit meiner durch „asymmetrische Kulturkontakte“ geprägten sozialen Umwelt und einer persönlichen Stellungnahme zu ihren Problemen. Mit großer Intensität nahm ich die vielfältigen Eindrücke eines außergewöhnlich reichhaltigen kulturellen Lebens in Berlin (bedingt durch die Konkurrenz der Besatzungsmächte) auf, und die Mitarbeit in einem Jugendclub im Rahmen des German Youth Activities-Programms bot zusätzliche Anregungen. Ursprünglich wollte ich Journalist werden. Mein Abituraufsatz trug den Titel: „Der Beitrag der Presse zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“.

Die Zulassung zum Universitätsstudium war damals außerordentlich schwierig und fast ausschließlich für Kriegsteilnehmer, in der sowjetischen Besatzungszone noch zusätzlich für ideologisch unverdächtige „Arbeiter- und Bauernkinder“, reserviert. In der französischen Besatzungszone hingegen wurde auch noch Wert auf ausgezeichnete Abiturnoten gelegt. So wurde meine Bewerbung an der Universität Tübingen erfolgreich.

Studienjahre in Tübingen

Nach einem kurzen Intermezzo als Volontär der städtischen Bücherei in Berlin-Steglitz begann ich im November 1947 das Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Tübingen. Trotz dieses Interessenschwerpunkts war ich schon damals durchaus an sozialen Problemen interessiert, als Betroffener, als Beobachter und gelegentlich auch schon als Analytiker. Mit der damals nur ganz spärlich vorhandenen soziologischen Literatur kam ich im wesentlichen über Zeitschriftenbeiträge, z.B. in der „Amerikanischen Rundschau“ und im „Monat“, in Berührung.

Das unzerstörte Tübingen als Residenz der französischen Militärregierung war einer der wenigen Zufluchtsorte für Überreste des Bildungsbürgertums. Für einen Besucher aus dem weitgehend zerstörten Berlin stellte die kleine Stadt trotz der vielen Flüchtlinge eine beinahe noch heile Welt dar. Der Ruf Tübingens als „geistiges Refugium“ ermöglichte es, eine Reihe namhafter Hochschullehrer kennenzulernen. Besonders eindrucksvoll waren für mich die Vorlesungen von Eduard Spranger, Romano Guardini, Wilhelm Weischedel und Rudolf Stadelmann. Sie befähigten mich, ein wirkliches Studium generale zu absolvieren. Soziologie tauchte allerdings weder als Studienfach noch im Lehrplan auf.

Es wird für den heutigen Soziologen-Nachwuchs nur schwer nachvollziehbar sein, was es bedeutete, damals zu studieren. Stipendien gab es nicht. Für den Gebührenerlaß mußte man für jedes Semester zwei Fleißprüfungen ablegen. Die materiellen Lebensbedingungen während meines gesamten Studiums waren kümmerlich. Ich mußte mir die wesentlichen Mittel selbst verdienen, meist als „lebende Rechenmaschine“ in Heimarbeit für das Statistische Landesamt, wobei endlose Zahlenkolonnen über mehrere Seiten hinweg quer zu addieren waren. Vier Jahre lang habe ich mittags in der Volksküche vorwiegend „Niedernauer Kartoffeln“ und „Gaisburger Marsch“ gegessen. Zu Theateraufführungen bin ich mit Freunden heimlich über den Schnürboden geschlichen. Trotzdem fehlte es nicht an Initiativen

und Aktivitäten. Ich gründete einen Gesprächskreis an der Volkshochschule Kirchheim-Teck, in dem wir regelmäßig soziale und kulturelle Fragen diskutierten.

Der Sommer 1948 brachte einschneidende krisenhafte Veränderungen. Die Notwendigkeit einer realistischen, berufschancenorientierten Perspektive und ein wachsendes Interesse an den Realfaktoren des gesellschaftlichen Lebens führten zum Wechsel des Studienfachs. Aber auch als Studierender der Volkswirtschaftslehre blieb ich weiterhin an sozialgeschichtlichen und sozialphilosophischen Lehrveranstaltungen interessiert. Neben den Pflichtvorlesungen beeindruckte mich zunehmend mein späterer Doktorvater Carl Brinkmann, ein Schmoller-Schüler, der regelmäßig ein soziologisches Kolloquium für einen kleinen Kreis veranstaltete. Im zweiten Fachsemester wagte ich es, ein Referat über Bronislaw Malinowskis rechtsethnologische Forschungen zu übernehmen, mit dem ich gleichsam die Eintrittskarte in den Club der Soziologie-Fans erwarb. Die dadurch eingeleitete intensive Beschäftigung mit der Kulturanthropologie war zugleich der Beginn meiner spezifisch soziologischen Ausbildung. Wie eng der Kreis der Interessenten war, dokumentiert die Tatsache, daß ein fachspezifisches Seminar über Guanchen, Berber und Basken nur drei Teilnehmer hatte, von denen allerdings zwei später Professoren und der dritte Direktor eines der größten Völkerkunde-Museen wurde. Wer sich also mit Soziologie und benachbarten Gebieten beschäftigte, hatte Mut zur kleinen Zahl. Carl Brinkmann vermittelte eine Fülle historisch-soziologischer Anregungen, stand aber der empirischen Sozialforschung eher fern. So war für mich ein grundlegendes Bildungserlebnis, daß mir durch ein Stipendium der Besuch der ersten (und auch einzigen) Sociology Session des Salzburg Seminar in American Studies auf Schloß Leopoldskron im Februar 1950 ermöglicht wurde. Damals ahnte ich nicht, daß ich später einmal in Salzburg ansässig werden und an der dortigen Universität Vorlesungen halten würde. Einen Monat lang hatte ich gemeinsam mit Studenten aus den westeuropäischen Ländern Gelegenheit, täglich eine Vorlesung und ein Seminar von Edward Shils von der Universität Chicago zu besuchen. Er verstand es hervorragend, die Soziologie gerade auch in ihrer klassischen Begründung als geschlossenes Wissens- und Forschungsgebiet darzustellen. Dabei verband er theoretische Entwürfe mit empirischen Forschungsergebnissen in einer Weise, die Mut machte, sich intensiver weiterzubilden. Unterrichts- und Umgangssprache war Englisch. Es spricht für den Sprachunterricht an den 5 Oberschulen, die ich von 1939 bis 1947 besucht habe, daß ich keine ernsthaften Verständigungsprobleme hatte.

Die Tübinger Studienzeit erlebte ich gemeinsam mit der Generation der Kriegsteilnehmer, gewissermaßen als Benjamin meiner Studienkollegen, die erheblich älter waren, und unter denen sich viele

Heimatvertriebene befanden. Die deutsche Katastrophe war so deutlich sichtbar und spürbar, daß es keiner besonderen Aufklärung bedurfte, um sich von der Vergangenheit eindeutig zu distanzieren. Die Restauration hatte noch nicht begonnen. Unsere Professoren bemühten sich sehr um eine glaubwürdige Haltung angesichts der Verstrickungen, in die diese Generation geraten war. Persönlich erlebte ich sehr stark den Widerspruch zwischen einer wachsenden Europaorientierung in Südwestdeutschland und dem erneuten Aufbau eines totalitären Systems in Ostdeutschland, das ich während der regelmäßigen Besuche bei meinen Eltern in Berlin beobachten konnte. Auch im Blockadewinter 1948 hielt ich mich dort längere Zeit auf und erlebte, wie trotz sehr eingeeengter Lebensverhältnisse (es standen für den gesamten Winter nur 20 kg Brennmaterial zur Verfügung, und elektrisches Licht gab es nur während der Nachtstunden) die Ablehnung der sowjetischen Vereinnahmungsversuche in der Bevölkerung wirklich überwältigend war. Die Gründung der Freien Universität in West-Berlin dokumentiert durchaus auch einen Versuch der geistigen Erneuerung in dieser Zeit großer Bedrängnis.

Berufseinstieg und Assistentenjahre

1951 schloß ich mein Studium mit dem Diplomexamen für Volkswirte ab. Anfangsstellungen waren eine Seltenheit. So bedeutete es für mich ein großes Glück, daß der Werkzeitschriftleiter der Robert Bosch GmbH einen Assistenten suchte und persönlich an der Universität bei den Absolventen Umschau hielt. Ein längeres Gespräch war für mich erfolgreich. So begann ich im Sommer eine Tätigkeit im Personalbereich der Robert-Bosch GmbH in Stuttgart, und zwar in der Abteilung Werknachrichten, Kultur- und Bildungswesen. Damit war auch ein intensives Werkspraktikum verbunden, meine erste teilnehmende Beobachtung auf Werkstattebene eines Großunternehmens. Die Anfangsstellung bot wenig Entwicklungschancen, aber die Möglichkeit, Material für eine Dissertation zum Thema „Die soziale Integration im industriellen Großbetrieb“ zu sammeln, mit der ich 1953 zum Dr. rer. pol. promoviert wurde. Hierbei handelt es sich um eine auch vom Studium der Veröffentlichungen von Goetz Briefs beeinflusste explizit betriebssoziologische Untersuchung anhand der verfügbaren Fachliteratur und einer Inhaltsanalyse von Werkzeitschriften. Das Prädikatsexamen („summa cum laude“) und die Fürsprache Carl Brinkmanns ermöglichten mir die erfolgreiche Bewerbung um ein Fulbright-Stipendium. So hatte ich Gelegenheit, das methodologische Defizit meiner bisherigen Ausbildung durch einen einjährigen Forschungsaufenthalt als Fulbright-Stipendiat an der Cornell University auszu-

gleichen. Die Universitätswahl erfolgte ohne jegliche deutsche Einflußnahme, aber offensichtlich seitens der Amerikaner doch mit großem Einfühlungsvermögen in die Interessen der Stipendiaten. Als Mitglied der Human Relations Research Group unter der Leitung von William F. Whyte habe ich Untersuchungen in amerikanischen Betrieben durchführen können, deren Ergebnisse auch in dem 1955 erschienen Buch „Money and Motivation“ veröffentlicht worden sind. Andere Gruppenmitglieder waren Peter Atteslander, Richard Dunnington, Frank Miller, Henry Landsberger und Edith Lentz. Verbindendes Forschungsparadigma war der Interaktionismus mit kulturanthropologischer Perspektive. George C. Homans, Chris Argyris und George Strauss waren Mitträger dieses Konzepts, das in der Society for Applied Anthropology (Präsidentin war damals Margaret Mead) ein Forum gefunden hatte. Unabhängig von diesen Einflüssen habe ich auch viel von Robin M. Williams gelernt, der als Hauptvertreter der Soziologie an der Cornell University damals an seinem Buch „The American Society“ arbeitete, das Anstoß für meine eigenen Veröffentlichungen zur Sozialstrukturanalyse wurde. In Ithaca schrieb ich auch meinen ersten soziologischen Aufsatz, der 1954 in der Kölner Zeitschrift für Soziologie veröffentlicht wurde.

Damals mußte ich mir oft die Frage anhören: „Fred, why did you get Hitler?“, und ich konnte ehrlicher Weise nur für mich selbst antworten, daß es meine Aufgabe sei, an der Schaffung von Verhältnissen mitzuwirken, die eine Wiederholung des Kulturzusammenbruchs in Mitteleuropa verhindern konnten. Mir war bald klar, daß dies nicht allein eine Angelegenheit veränderter Haltungen und Einstellungen sein konnte, sondern daß eine gesellschaftliche Rekonstruktion notwendig war, die viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Auch konnte es sich nicht um eine rein deutsche Angelegenheit handeln. Ein übergreifender soziokultureller Wiederaufbau Europas war ebenso notwendig wie die Regeneration seiner Wirtschaftsstruktur.

Als ich 1954 nach Tübingen zurückkehrte, hatte ich gleichsam ein Studium irregulare der Soziologie absolviert und eine entsprechende Berufssozialisation erfahren. Die Realisierungschancen waren aber zunächst gering. Ich erhielt eine Assistentenstelle am Leibniz-Kolleg, eine Institution zur Durchführung des Studium generale, womit auch Lehraufgaben gegenüber Studienanfängern verbunden waren. Im Assistentenkolloquium habe ich erstmals meine Überlegungen zum Strukturproblem in der Soziologie vorgetragen. 1954 wurde ich auf Fürsprache Leopold von Wieses das 198ste Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, und ich erinnere mich an den Soziologentag in Heidelberg als eine Honoratiorenversammlung par excellence. Erst 1955 erfolgte dann die Öffnung gegenüber der „jungen Generation“.

Nach meiner Rückkehr aus den USA erlebte ich den Gegensatz zwischen einer dort vermittelten pragmatisch-empirischen Wissen-

schaftshaltung und der geisteswissenschaftlich-hermeneutischen Tradition Tübingens, in der die Soziologie praktisch keinen Platz hatte. Während meiner gesamten fünfjährigen Assistentenzeit habe ich mich damit auseinandergesetzt, und mein Weg zur Soziologie war somit auch eine ganz persönliche Suche nach den Möglichkeiten sozialer Erkenntnis. Meine Versuche, die Amerikaerfahrung mit empirischer Sozialforschung in der Arbeitswelt von der Diaspora Tübingen aus um- und fortzusetzen, waren angesichts der mangelnden Infrastruktur und des völligen Fehlens von Forschungsmitteln zunächst zum Scheitern verurteilt. Ich konnte lediglich als Mitglied des vom württembergischen Arbeitsminister Stetter gegründeten Arbeitskreises „Mensch und Arbeit“ an der Ausarbeitung von Vorschlägen zur sozialen Betriebsgestaltung mitarbeiten. 1955 wurde ich Mitglied der neugegründeten Gesellschaft für Arbeitswissenschaft, die eine interdisziplinäre Erforschung der Arbeitswelt und ihre humane Gestaltung zum Ziel hatte. Ich bin ihr in vielfältiger Weise bis zur Gegenwart eng verbunden geblieben. Ermunternd waren für mich auch enge Kontakte zu René König, dem Nachfolger Leopold v. Wieses, und dem Kölner Seminar für Soziologie. Ich habe Studententexte übersetzt, an kleineren empirischen Projekten mitgearbeitet und regelmäßig Buchbesprechungen für die Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie verfaßt.

Auf Jahre hinaus war ich – abgesehen von einem Juristen, der gelegentlich rechtssoziologische Lehrveranstaltungen anbot – der einzige, der als Lehrbeauftragter soziologische Seminare durchführte. Typisch für die Grundhaltung der maßgebenden Professoren war eine Bemerkung Eduard Sprangers, dem ich auf seine Frage nach meiner Tätigkeit geantwortet hatte, ich sei Soziologe. Er stellte kurz und bündig fest, die Soziologie beruhe seiner Meinung nach auf einem Denkfehler. Er habe ihn zwar noch nicht gefunden, sei aber zuversichtlich, daß ihm dies noch gelingen werde.

Um mehr Chancen für wissenschaftliches Arbeiten zu erhalten, übernahm ich zunächst aus rein pragmatischen Gründen (Aussicht auf ein „Freijahr“) als Assistent den Aufbau des Instituts für christliche Gesellschaftslehre. Davon blieb aber ein intensives Interesse an religionssoziologischen Fragestellungen zurück. Als Fachberater für Sozialwissenschaften bei der dritten Auflage der „Religion in Geschichte und Gegenwart“ (1956-1962) konnte ich meinen Überblick über den aktuellen Wissensstand des Fachs vertiefen und durch eigene Beiträge einen Fundus schaffen, der mir später die Ausarbeitung von Vorlesungen wesentlich erleichterte. Es gelang auch, eine empirische Untersuchung über Berufsbild und Berufswirklichkeit württembergischer Pfarrer einzuleiten, aus der später eine Dissertation Günter Bormanns entstand. Ich selbst beschäftigte mich eingehender mit dem Strukturwandel religiöser Haltungen und den Wechselwirkungen zwischen Kirchenform und Gesellschaftsstruktur.

Mein Hauptinteresse galt jedoch der angestrebten Habilitation, zu der mich noch Carl Brinkmann kurz vor seinem Tod 1954 ermutigt hatte. Um Zeit für mein Habilitationsprojekt zu gewinnen, das noch ganz auf die Berufsperspektiven einer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ausgerichtet war, ging ich als Stipendiat des British Council für ein Jahr nach England. Den Herbst 1956 verbrachte ich an der Birmingham University, wo sich eine Freundschaft mit meinem älteren Kollegen Wilhelm Baldamus entwickelte, einem sehr kreativen Industriesoziologen, der als Emigrant ein schwieriges Berufsschicksal erlebt hatte. 1957 wechselte ich zur London School of Economics, wo ich, betreut von Ben Roberts, eine Untersuchung über die Joint Consultation in der Civil Air Transport Industry durchführen konnte. Diese Erneuerung meines Interesses an den Industrial Relations hatte fortdauernde internationale Kontakte zur Folge. Sie führte schließlich dazu, daß ich 1966 die Österreichische Forschungsgesellschaft für Arbeitsbeziehungen gründete, 1968 in Linz die erste Konferenz für europäische Arbeitsbeziehungen im Rahmen der von Roberts initiierten International Industrial Relations Association veranstaltete und schließlich von 1983 bis 1986 Präsident der IIRA wurde.

Im Frühjahr 1958 bewarb ich mich aufgrund einer Ausschreibung um eine bourse d'études der französischen Regierung. Sie wurde mir für einen zweimonatigen Forschungsaufenthalt am Centre d'études sociologiques in Paris gewährt. Dort lernte ich nicht nur damals maßgebende französische Soziologen wie Georges Gurvitch, Gabriel Le Bras, Georges Friedmann und Lucien Goldmann persönlich kennen, sondern auch junge Forscher, die später die französische Industriesoziologie mitgeprägt haben wie Alain Touraine, Jean-Daniel Reynaud und Yves Delamotte. Besonders intensiv war mein Kontakt mit dem Kreis von Religionssoziologen um Henri Desroche. Jahrelang war ich dann als deutscher Korrespondent der Archives de Sociologie des Religions tätig. Engere Beziehungen hatte ich auch zum Herausgeberkreis der „Arguments“ unter Leitung von Edgar Morin. An den wöchentlichen Redaktionssitzungen nahm ich regelmäßig als Gast teil. Leider wurden diese engen Kontakte zu französischen Soziologen durch das Scheitern meiner Tübinger Habilitationspläne unterbrochen. Doch habe ich durch meinen Aufenthalt in Paris wesentliche Anregungen erhalten, die eine gemeinsame Basis für die Zusammenarbeit mit Heinz Maus vorbereiteten und später den Anstoß zur Herausgabe wichtiger französischer Autoren in den Soziologischen Texten gaben.

Meine als Habilitationsschrift gedachte Arbeit über die soziale Bedeutung der Lohnunterschiede erhielt leider nicht die Zustimmung des Tübinger Fachkollegen, die sich ganz an einer Mathematisierung und Modellbetrachtung ökonomischer Phänomene orientiert hatten und meinem Problemansatz verständnislos gegenüberstanden. In Buchform fanden die „Probleme der Lohnstruktur“ (1958) dennoch Aner-

kennung. Den Abschluß meiner Tübinger Arbeiten bildete der Götschen-Band „Wirtschaftssoziologie“ (1960) als Versuch einer Grundlegung der soziologischen Betrachtungsweise wirtschaftlicher Phänomene.

In das Ende meiner Tübinger Assistentenzeit fiel auch die Begegnung mit Heinz Maus, damals Dozent an der Pädagogischen Akademie in Weilburg, auf dem Saarbrückener Kongreß der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie. Wir beide hatten Interesse an der Gründung einer soziologischen Buchreihe, die ich mit Hinblick auf die Veröffentlichung von Studienmaterialien zunächst „Soziologische Quellentexte“ nennen wollte. Hierfür hatte ich schon recht positive Kontakte zum Westdeutschen Verlag aufgenommen, der bereits die deutsche Übersetzung von „Money and Motivation“ herausgebracht hatte. Maus erweiterte diese Perspektive und erzählte mir von einem jungen, sehr aktiven Lektor des Luchterhand-Verlags (Frank Benseler), der noch bessere Konditionen böte. So begründeten wir schließlich die „Soziologischen Texte“ bei Luchterhand. Unsere Intentionen waren im gemeinsam von Heinz Maus und mir verfaßten Vorwort klar umrissen. Wir wollten erreichen, „daß möglichst breite Kreise von Interessierten an die Stellen herangeführt werden, an denen soziologisches Fragen in seiner besten Form gesellschaftlich und wissenschaftsgeschichtlich bedeutsam wurde und daß zweitens gute Muster soziologischer Analyse und Argumentation vorgelegt werden, um so zu einer gründlicheren Kenntnis des modernen Denkens zu verhelfen.“ Der erste, von mir zusammengestellte Band „Industriesoziologie“ erschien 1959. Bis 1962 konnten wir Werke von Max Weber, Emile Durkheim, Georges Gurvitch, Theodor Geiger, Charles W. Mills, Georg Lukacs, Ernst Topitsch, Stanislaw Ossowski, Seymour Martin Lipset, Herbert Marcuse und Eric M. Hobsbawm sowie einen Reader zur Ideologieforschung von Kurt Lenk und eine Monographie über die französische Soziologie von Josef Gugler veröffentlichen. Es sollten insgesamt über 92 Bände erscheinen, bis der Luchterhand Verlag das Interesse an diesem nicht hinreichend lukrativen Projekt verlor und die Reihe Suhrkamp Text Wissenschaft das Erbe übernahm. Anhand meiner umfangreichen Korrespondenz mit Heinz Maus und später auch mit Frank Benseler (mit dem ich eine weitere kleinere Reihe „Soziologische Essays“ herausgab) kann ich noch jetzt die erstaunliche Symbiose unserer Vorstellungen und Pläne nachvollziehen. Wir standen uns sehr nahe, obwohl der äußeren Erscheinung nach er eher ein Literat und Bohemien, ich eher ein Wissenschaftler und Organisator war.

Erfahrungen in der Praxis und Habilitation

Der berufsbedingte Abschied von Tübingen fiel mir recht schwer. Zunächst hatte ich versucht, auf andere Weise meinen akademischen Berufsweg fortzusetzen. Eine wirkliche Chance wurde mir aber in der Wirtschaftspraxis geboten. So begann ich 1959 meine Tätigkeit in der Zentralverwaltung der Daimler Benz AG in Stuttgart, wo ich bald darauf den Aufbau und die Leitung der Abteilung „Ausbildung“ übernahm. Neben der administrativen Aufsicht über die kaufmännische Lehrlingsausbildung der Zentrale und das Lehrlingsheim „Lämmerbuckel“ betreute ich die Werkspraktikanten, baute eine Nachwuchsgruppe von Jungakademikern auf und organisierte vor allem die Daimler-Benz Seminare für Führungskräfte, die regelmäßig für 14 Tage durchgeführt wurden. So erhielt ich einen umfassenden Einblick in personalpolitische und sozialorganisatorische Probleme eines Großunternehmens und lernte auch die Berufswirklichkeit des „middle management“ aus eigener Erfahrung kennen. Die Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat bei der Lehrlingsauswahl und die Koordination von Aus- und Fortbildungsaktivitäten in allen Unternehmensbereichen zeigten mir deutlich, wie weit der Weg von der Theorie zur Praxis ist. Später mußte ich dann erkennen, daß derartige Erfahrungen sich ebenso schwierig ins akademische Milieu rückvermitteln lassen. Meine Berufserfahrungen und Studien als teilnehmender Beobachter haben wesentlichen Niederschlag in meinem Buch „Grundfragen der Betriebssoziologie“ (1964) gefunden.

Obwohl ich meine vielfältigen Aufgaben nach dem Urteil der Betroffenen durchaus erfolgreich erfüllte und die Karriereaussichten nur als glänzend zu bezeichnen waren, konnte ich mich doch nicht völlig vom Universitätsumfeld lösen. Ich nahm weiterhin einen Lehrauftrag in Tübingen wahr, wo inzwischen Ralf Dahrendorf als wohlbestallter Professor die Institutionalisierung der Soziologie einleiten konnte. Eine Anfrage des Erlanger Soziologen Georg Weippert, der meinen Lehrer Carl Brinkmann sehr geschätzt hatte, brachte schließlich die berufliche Wende. Weippert suchte für das Erlanger Forschungsinstitut für Genossenschaftswesen einen Geschäftsführer, dem eine Habilitationschance geboten werden sollte. Gegen den wohlmeinenden Rat aller Verwandten, Freunde und Bekannten nahm ich 1961 dieses Angebot an, das zunächst eine deutliche Verschlechterung der Lebensverhältnisse mit sich brachte. Auch war die Arbeitsbelastung enorm. Neben der Administration eines Instituts mit acht Fachkräften und seiner Vertretung auf zahlreichen Veranstaltungen war ich auch noch Redaktionssekretär der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen und hatte einen zweistündigen Lehrauftrag an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät in Nürnberg wahr-

zunehmen. Hinzu kamen publizistische Verpflichtungen. Daß es mir dennoch gelang, im Zeitraum von anderthalb Jahren eine Habilitationsschrift zum Thema „Das Aufstiegsproblem in der modernen Gesellschaft“ vorzulegen, verdanke ich letztlich einer guten nervlichen Konstitution, einem tiefgehenden Interesse am Thema, dem Druck einer ungesicherten Existenz angesichts des bedenklichen Gesundheitszustands von Georg Weippert und vor allem auch dem Verständnis meiner Ehefrau. Ich wollte unbedingt eine Wiederholung der Tübinger Ereignisse vermeiden. Jedenfalls habe ich die Risiken und Herausforderungen einer akademischen Laufbahn sehr nachhaltig erfahren und daraus die Konsequenzen bei meinen späteren Bemühungen um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses gezogen. Allerdings muß ich rückblickend doch feststellen, daß die Entscheidung für ein neues, kaum institutionalisiertes Tätigkeitsfeld auch Kräfte weckt, die im Routinealltag einer etablierten Forschungseinrichtung leicht verkümmern oder durch unfruchtbare Positionskämpfe aufgebraucht werden.

1962 habilitierte ich mich an der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg für das Fach „Soziologie“. Dies war der erste Fall dieser Art in der Nachkriegsgeschichte dieser Universität. Bald darauf erhielt ich einen Ruf auf das neu eingerichtete Ordinariat für Kulturwissenschaften und Soziologie der Bergakademie (TU) Clausthal im Harz. Zwar hatte mein Weg zur Soziologie damit in eine institutionelle Dauerstellung eingemündet. In der beruflichen Alltagspraxis stellten sich aber bald erhebliche Widerstände gegen eine Vertretung des Fachs in Forschung und Lehre heraus.

Die Clausthaler Professur

Die Clausthaler Professur war der Fakultät für Naturwissenschaften zugeordnet und mit der Leitung des Außeninstituts der Hochschule verbunden. Daraus ergab sich ein recht komplexer Wirkungskreis. Die Durchführung von fachspezifischen Lehrveranstaltungen erwies sich als schwierig angesichts der Überlastung der Studierenden mit Pflichtveranstaltungen von mehr als 40 Wochenstunden, wozu meine Vorlesungen und Seminare nicht gerechnet wurden. Immerhin konnte ich in einem kleinen Kreis von Assistenten als Hörern eine Einführungsvorlesung „Die Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland“ halten, die ich später in Buchform veröffentlichte. Bald fand ich durch einen Lehrauftrag an der Universität Göttingen ein Äquivalent für die fehlende Hörerresonanz.

Kern meiner Clausthaler Tätigkeit sollte nach dem Wunsch der Kollegen die Förderung des Studium generale sein, worunter man eher ein schöngeistiges Veranstaltungsprogramm verstand. Dem entsprach

auch meine Bestellung zum „Kulturbeauftragten für den Oberharz“. Neben kunst- und musikgeschichtlichen Gastvorlesungen organisierte ich Dichterlesungen, Kammerkonzerte und Ausstellungen. Mein Hauptinteresse galt jedoch der gesellschaftsbezogenen Problemvermittlung. Ich wählte jedes Semester ein Rahmenthema, zu dem namhafte Sozialwissenschaftler eingeladen wurden und das abschließend in einer Podiumsdiskussion im Dialog von Wissenschaftlern, Politikern und Schriftstellern behandelt wurde. Die Texte und Aufzeichnungen wurden in der von mir gegründeten Zeitschrift „Clausthaler Beiträge zum Studium generale“ veröffentlicht. Außerdem führte ich regelmäßig arbeitswissenschaftliche Kolloquien durch, auf denen einige später prominent gewordene Fachkollegen debütierten. So versuchte ich nach besten Kräften ein Gegengewicht gegen die doch recht traditionsgeprägte Clausthale Atmosphäre zu schaffen, die seitens der Studenten – wohl auch mangels des weiblichen Elements – ganz vom Verbindungsleben bestimmt war. Wollte ich Studentenkontakte pflegen, mußte ich in die Verbindungen gehen, wo man dann nach meinem Vortrag Kommerslieder sang und mir um Mitternacht die ehrenvolle Aufgabe zuwies, mit einem Säbel auf den Tisch zu hauen, worauf nach einem kurzen „Mitternachtsgeheul“ die feierliche Intonation des „Steigerlieds“ den Tageslauf beschloß. Mir kam dieses forcierte Gemeinschaftsleben nur wenige Kilometer von der Zonengrenze entfernt ziemlich unzeitgemäß vor. Ich will aber nicht verkennen, daß diese recht konservativ geprägten zukünftigen Ingenieure und Naturwissenschaftler auch sehr ansprechende Charakterzüge hatten: Kameradschaftlichkeit, Zuverlässigkeit und Einsatzbereitschaft. Aber es wurde mir auch klar, daß das Problembewußtsein des Soziologen zumindest damals keineswegs das Hochschulleben prägte. Auch heute neigen wir in gefährlicher Selbstüberschätzung dazu, unsere eigene Gesellschaftssicht als verbindlich zu deklarieren und sie mit messianischem Eifer zu verbreiten. Die Realität zeigt ganz andere Schwerpunkte.

Umso mehr bemühte ich mich in Clausthal um eine empirische, möglichst vorurteilslose Erforschung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, zunächst im Bereich der industriellen Arbeitswelt. Hierzu bot sich Gelegenheit durch einen Forschungsauftrag, in der chemischen Industrie die Auswirkungen der Rationalisierung auf die Soziallage der Chemiarbeiter zu untersuchen. Zwar wurde dieses Vorhaben von der Industrie finanziert, jedoch mit ausdrücklicher Zustimmung und Unterstützung der betroffenen Betriebsräte durchgeführt. Unser Team hielt sich jeweils zweimal in den Untersuchungsbetrieben zu direkten Beobachtungen und Befragungen, auch in der Form von Gruppendiskussionen, auf und wertete außerdem umfangreiche Arbeitsplatzbeschreibungen aus. Die Ergebnisse wurden in Buchform unter dem Titel „Die Soziallage der Chemiarbeiter“ 1969 veröffentlicht. Ich

hatte einige Ergebnisse daraus vorweg meinen Göttinger Kollegen Horst Kern und Michael Schumann auf deren Wunsch mitgeteilt. Daß sie dann mein Buch damals wohl als Konkurrenzprodukt ihrer eigenen, etwas später erschienenen Arbeit empfanden, hat neben einer zu erwartenden negativen Stellungnahme des „Instituts für Marxismusstudien“ zu einer recht kontroversen Diskussion der Ergebnisse beigetragen. Sie sind aus heutiger Sicht eine frühe Dokumentation des Individualisierungstrends in der Arbeitnehmerschaft, verbunden mit einer Manifestation des Wunsches nach direkten Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Damals wirkten sie auf die von einer gesellschaftsverändernden Arbeiterbewegung träumenden Vertreter der Studentenbewegung so provozierend, daß man vor dem Versuch eines bewußt inszenierten Rufmords nicht zurückschreckte. Mit einem Abstand von fast 30 Jahren sehen das natürlich einige Beteiligte ganz anders, ich selbst mit mehr Gelassenheit, die Gegenseite eher mit Bedauern.

Die Clausthaler Zeit brachte auch den Beginn meiner sozialwissenschaftlichen Japan-Kontakte, die sich später in einer Reihe von Forschungsprojekten konkretisieren sollten. 1965 erhielt ich die Einladung zur ersten japanischen Konferenz für Arbeitsbeziehungen in Tokyo, die der damalige Präsident des Japan Institute of Labour, Prof. Ichiro Nakayama organisiert hatte. Ich konnte damals nicht voraussehen, daß dieser zunächst als einmaliges Lebensereignis wahrgenommenen Reise nach Japan 22 weitere Besuche, mehrfach verbunden mit längeren Forschungsaufenthalten und Gastprofessuren, folgen sollten. Aber die Begegnung mit Japan hat mein Interesse an vergleichenden Sozialstrukturuntersuchungen und an der kulturellen Prägung sozialer Phänomene außerordentlich angeregt.

1966 lief meine damals noch von der Konferenz der deutschen Kultusminister verhängte dreijährige Sperrfrist für Berufungen ab. Ich hatte inzwischen eingesehen, daß in Clausthal eine Weiterentwicklung meiner soziologiebezogenen Berufspläne nicht möglich war. Als willkommener Weg aus der sich abzeichnenden Sackgasse erschienen mir drei kurz aufeinander folgende Rufe an die Universität Kiel (Nachfolge Wurzbacher), Erlangen-Nürnberg (Nachfolge Weippert) und an die neugegründete Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Linz/Österreich. Damals wurden derartige Professuren noch nicht ausgeschrieben, und man konnte sich dementsprechend auch nicht persönlich bewerben. So trafen mich diese Angebote völlig überraschend. Ich wählte mit Linz als dem Ort meiner zukünftigen Tätigkeit die Aufgabe, unter recht großzügigen Bedingungen die Soziologie als Hauptfach mit eigener Studienrichtung, aber im engen Verbund mit einer wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Grundausbildung, zu etablieren und zur bildungspolitischen Entwicklung einer damals noch vernachlässigten, aber traditionsreichen alpenlän-

dischen Region beizutragen. Erstmals erschloß sich damit die Chance, meinen Beruf wirklich als Hauptberuf auszuüben, meine Vorstellungen eigenständig zu entwickeln und eigenverantwortlich in der sozialen Wirklichkeit zu erproben. Mit der Übersiedlung nach Linz wurde ein Lebensabschnitt eingeleitet, den ich rückblickend als Zeit der aktivsten und unmittelbar wirksamsten Tätigkeit kennzeichnen kann.

Persönliche Einschätzung

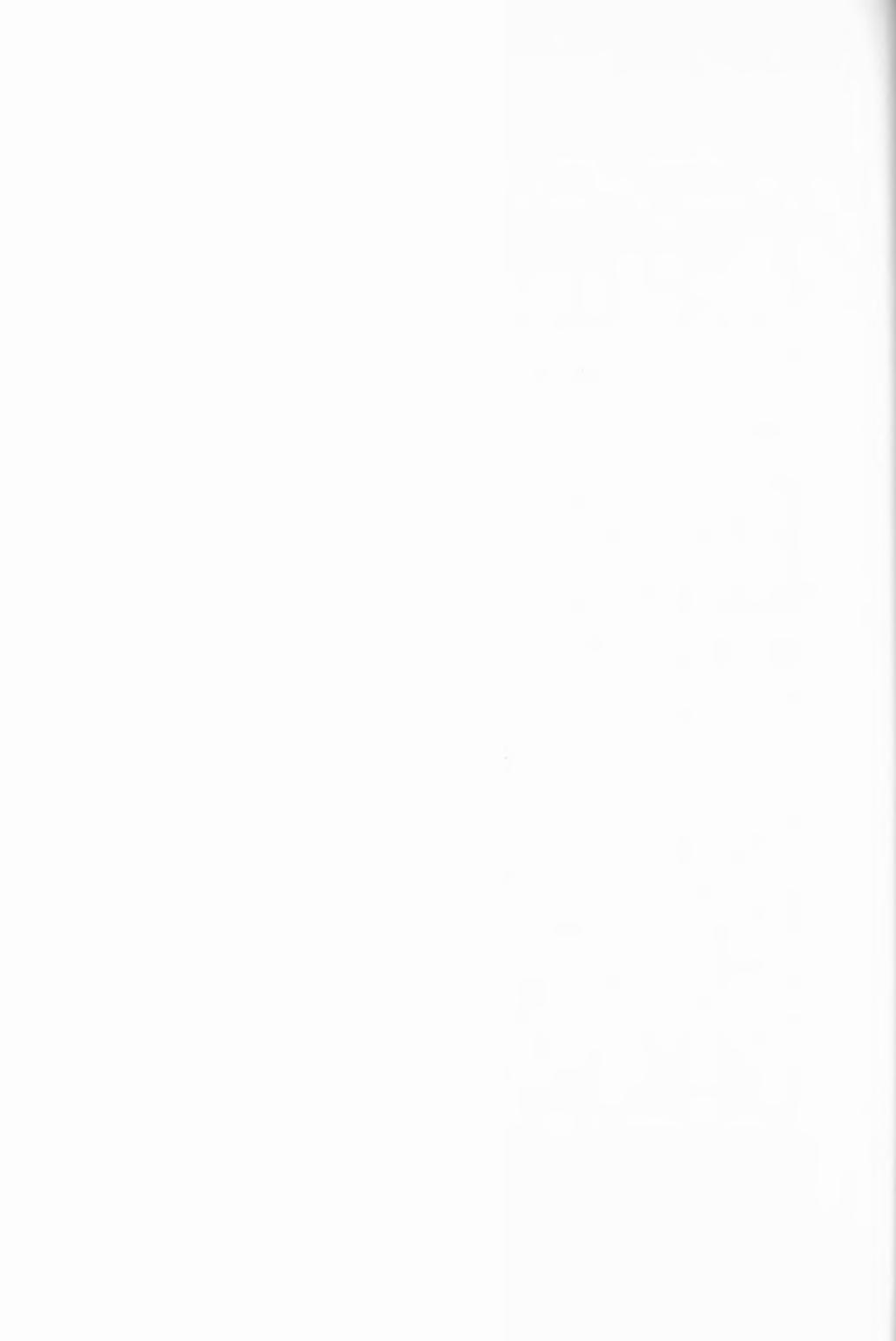
Im Rückblick stellt sich mein Weg als Soziologe bis zur Berufung nach Linz als eine persönliche Entwicklung im Rahmen der Konsolidierungsphase der deutschen Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg dar. Von einer Randerscheinung des akademischen Lebens wurde Soziologie zu einem eigenständigen Fachbereich. Ergänzend zur Bildungs- und Orientierungsfunktion soziologischen Wissens trat immer mehr eine Berufsperspektive in Erscheinung, der Wunsch und die Möglichkeit, auch in der Gesellschaftspraxis soziologische Erkenntnisse professionell anzuwenden.

Dieser Weg zu Institutionalisierung der Soziologie auch im internationalen Kontext war für alle Beteiligten sehr spannungsreich. Meine eigenen Erfahrungen dokumentieren, wie schwierig der Zugang zur Soziologie für einen jungen Menschen war, wie wenig man sich in der Ausbildung an vorgeformte Muster halten konnte und wie riskant der Versuch wurde, sich allmählich mit dem Beruf des Soziologen, insbesondere im akademischen Feld, zu identifizieren.

Meiner Generation kam in diesem Zusammenhang eine Pionierrolle zu. Wir konnten nur bedingt an die Soziologie der 20er Jahre anknüpfen, so wichtig auch die Beiträge der Klassiker für das Selbstverständnis der Soziologie waren. Sie haben letztlich geholfen, die Diskontinuitäten in der Zeit des Nationalsozialismus zu überwinden. Aber nach 1945 stellte sich nicht nur die Aufgabe der Retrospektive. Entscheidend war es, die Gegenwartsaufgaben der Soziologie ernst zu nehmen, d.h. Gesellschaftsanalyse zu betreiben, auch als Beitrag zur Konsolidierung einer demokratischen Ordnung. Dies war ohne eine produktive Auseinandersetzung mit der angelsächsischen empirischen Sozialforschung nicht möglich. Für den jungen Soziologen der 50er Jahre war Soziologie keine Schreibtischangelegenheit. Der Wunsch, sich an empirischen Untersuchungen zu beteiligen und sie womöglich auch selbständig durchzuführen, war besonders ausgeprägt. Ich selbst habe meine Berufsvorstellungen sehr an diesen Zielsetzungen orientiert.

Damit stellte sich aber auch das Problem der Beziehung zwischen Theorie, Forschung und Praxis. Die Soziologie mußte sich nicht nur im

akademischen Feld durchsetzen, was angesichts der maßgebenden Trends an den hierfür in Frage kommenden Fakultäten recht problematisch war. Es mußte darüber hinaus ein Weg zur sozialen Praxis gefunden werden. Auch hier stellten sich mannigfache Widerstände entgegen. Ich habe in meiner eigenen Entwicklung diese Probleme schrittweise abgearbeitet und muß rückblickend feststellen, daß dies angesichts der kaum vorhandenen Ressourcen bisweilen einem Ritt über den Bodensee glich. Aber die seinerzeit erfahrenen Widerstände und Widersprüche erscheinen jetzt weniger wichtig als die Folgerichtigkeit, mit der sich in diesen Auseinandersetzungen ein tragfähiges Verständnis der Soziologie als Wissenschaft und Profession herauskristallisierte. Weder ein gleichsam idealistisches und normatives Modelldenken noch eine rein historisch-hermeneutische Annäherung an soziale Phänomene konnte die geforderte gegenwartsbezogene Gesellschaftsanalyse begründen. Hierzu war es erforderlich, Modell- und Kausaldenken zugunsten eines Prozeßdenkens zu ergänzen und teilweise zu überwinden und an die Stelle eines bloß beschreibenden und typisierenden historischen Rückblicks die Analyse von Beziehungen in sich ändernden Verhältnissen auch theoriebezogen durchzuführen. Die Soziologie in der Konsolidierungsphase nach dem Zweiten Weltkrieg sollte daran gemessen werden, inwiefern dieser Ansatz Ergebnisse gebracht hat und die weitere Entwicklung fördern konnte.



In hindsight – through a glass darkly¹

I.

Der Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht im Frühjahr 1945 bedeutete für uns, die Familie in der ich aufwuchs, in erster Linie die Zerstörung des Nazistaats. Dies war eine Erfahrung ohne jede Ambivalenz. Der verlorene Krieg bedeutete nicht den Untergang Deutschlands, sondern die Chance eines neuen Anfangs. Im Frühjahr 1945 war ich vierzehn Jahre alt, Mitglied einer schmalen Generation: jünger als die auch nur etwas Älteren, die den Ansprüchen des Regimes und des immer totaleren Krieges als Fast-Erwachsene ausgesetzt waren, und doch alt genug, um die Nazizeit bewußt zu erleben. Es war die Politik der ersten Nachkriegsjahre, die Politik des Neuanfangs, die mich später zu den Gesellschaftswissenschaften und speziell zur Soziologie führte.

Meine Eltern, beide praktische Ärzte, waren vor 1933 in der Zentrumspartei aktiv gewesen. Mein Vater war ein Abgeordneter im Bezirksparlament von Reinickendorf in Berlin. Nach 1933 erwo-gen meine Eltern auszuwandern, sahen aber aus gesundheitlichen und familiären Gründen davon ab und zogen 1936 von Berlin nach Osnabrück, in die Heimat meines Vaters, um. Ihre politische Position vor 1933 und ihre berufliche Unabhängigkeit machten es ihnen leichter, ihre Integrität während der Nazizeit zu bewahren. Sie waren nicht im Widerstand aktiv, aber ihr Standpunkt war bekannt – bei den Patienten, im Dorf bei Osnabrück, wo wir wohnten, und bei der Partei. Viele Freunde fanden bei ihnen Information und Ermutigung.

Politik – und zwar nicht-großdeutsche Politik – hatte in der Familie Tradition. Ein Großvater war ein Loyalist des hannoverschen Königreichs. Der andere trat in Westfalen – in Ochtrup – im Kulturkampf gegen Bismarck auf. Sein Bruder emigrierte in die Niederlande, kam aus familiären Gründen vor dem ersten Weltkrieg nach Westfalen zu-

1 (Erster Brief an die Korinther, 13, 12.) Ich danke Dr. Hildegard Geissler, Dr. Margret Tönnemann, Prof. Marilyn Rüschemeyer und Prof. Fritz Sack für Ihre Durchsicht einer ersten Fassung und für hilfreiche kritische Kommentare.

rück, hielt aber während des Krieges nicht nur seine holländische Staatsbürgerschaft sondern auch seine Loyalität gegenüber den Niederlanden aufrecht und wurde erst nach dem Krieg wieder deutscher Staatsbürger. Meinem Onkel, der ihn während des Krieges als etwa zehnjähriger Junge „einen alten Holländermuff“ genannt hatte, schärfte er ein: „Dies muß Du Dir merken: die Holländer sind keine Muffen; die Preußen sind die Muffen.“ Dieser Familienhintergrund macht es vielleicht verständlich, daß wir seit 1939 ohne jede Ambivalenz darauf hofften, daß der Krieg verloren ging. Eine solche Ambivalenz war selbst bei überzeugten Gegnern des Regimes nicht ungewöhnlich. Eine Freundin, deren Familie sich ebenso engagiert von den Nazis distanzierte, wurde im Frühjahr 1945 ohne Abendessen ins Bett geschickt, weil sie laut und fröhlich gesungen hatte, als die französischen Truppen in den Ort einzogen. „Man jubelt nicht, wenn das Vaterland den Krieg verliert,“ war die Erklärung des Vaters.

Mein Vater wurde – ich glaube es war 1946 – Mitglied des ersten Bezirksparlaments in Osnabrück, das nicht gewählt sondern von den englischen Besatzungsbehörden eingesetzt wurde. Später war er lange Bezirksvorsitzender der CDU in Osnabrück und kurze Zeit Vorsitzender des Landesverbandes Hannover. Meine frühesten Eindrücke von demokratischer Politik stammen aus dem Wahlkampf für die ersten Kommunal- und Kreistagswahlen. Ich begleitete meinen Vater und seinen besten Freund, die in einer zweiwöchigen Reise im ländlichen Norden des Bezirks Osnabrück für interkonfessionelle Zusammenarbeit in der CDU warben. In diesen ersten Jahren war der politische Diskurs oft eher philosophisch als politisch. Obwohl die alten Parteistrukturen der Weimarer Zeit im Hintergrund durchaus wirksam waren, gab es eine breite Solidarität der Antinazis, die von einer konservativen hannoverschen Partei bis zu den Kommunisten reichte. Die CDU reflektierte diese Konstellation, indem sie die alten konfessionellen Gegensätze zu überwinden suchte. Vor 1949 war die CDU de facto eine gemäßigt sozialistische Partei, da die später dominanten konservativen Kräfte noch weitgehend kompromittiert waren oder sich resigniert zurückhielten.

II.

Schon bald nach ihrem ersten Erscheinen entdeckte ich die *Frankfurter Hefte*. Ihre Kommentare und Analysen vom Standpunkt eines christlichen Sozialismus beeindruckten mich durch ihre politische und kulturelle Offenheit ebenso wie durch ihr Engagement. Walter Dirks hatte mit seinen Aufsätzen in den FH einen außerordentlich starken Einfluß auf meine persönliche intellektuelle Entwicklung, obwohl ich ihm nur

einmal direkt begegnet bin. Ich weiß von niemandem, an den ich auch nach Jahrzehnten mit größerem Respekt zurückdenke als an ihn. So ist es kein Zufall, daß er eine der drei Personen war, denen wir – zwei Freunde und ich – 1992 unser Buch über *Capitalist Development and Democracy* widmeten: „For Edward Broadbent, the late Walter Dirks, and the late Michael Harrington: fighters for democracy – formal and substantive“. 1946 kommentierte meine Mutter meinen spontanen Enthusiasmus mit der für mich damals etwas rätselhaften Bemerkung: „Ja der Walter Dirks – der ist nicht in der Jugendbewegung stecken geblieben.“

Die Jugendbewegung und ihre Nachwirkungen in den zwanziger Jahren – in der katholischen Welt der „Quickborn“ – wurden mir vertraut durch intensive Zeitschriftenlektüre auf dem Dachboden unseres Hauses. Die ganz andere, oft romantisch-diffuse Sprache war mir interessant, weil sie einen Einblick in eine Welt gab, die mir teils vertraut und verständlich, teils fremd und vergangen erschien. Daß die Jugendbewegung auch spezifische Affinitäten zum Nationalsozialismus hatte, wurde mir erst in Vorlesungen und Diskussionen mit René König in Köln klar, obwohl ich schon früher Menschen kennen gelernt hatte, die in der Jugendbewegung aufgewachsen waren und dann Nationalsozialisten wurden.

Ich begann meine Universitätsstudien in München und wechselte später nach Köln. München im Sommer 1950 war eine neue und aufregende Welt für mich, einen jungen Menschen, der aus der norddeutschen Provinz kam, aus einem kleinen Dorf, mit einem Abschluß vom Gymnasium Carolinum in Osnabrück, dem ältesten – aber nicht besonders weltoffenen oder gegenwartsorientierten – humanistischen Gymnasium Deutschlands. Ich belegte hauptsächlich Vorlesungen in der Wirtschaftswissenschaft und in der juristischen Fakultät, aber viele andere kamen hinzu: über Rokoko Kunst und Skulptur, Franz Schnabel über die französische Revolution, von der Heyde über das französische Parteiensystem, Fedor Stepun über Rußland und Europa, Romano Guardini über Augustinus, ein Seminar über betriebliche Sozialpolitik, Henry Dekus neothomistische Vorlesungen, deren Aphorismen darauf angelegt waren, Sozialwissenschaftler zu provozieren, und vieles andere.

In die Soziologie wurde ich von Alfred von Martin eingeführt, der über verschiedene soziologische Themen las, etwa über Webers Modell der Bürokratie. Webers Soziologie war ein Phänomen, an dem es mir lange schwer fiel, Geschmack zu finden. Das lag nicht nur an der Unzugänglichkeit seiner zentralen Ideen; als ich ein besseres Verständnis gewann, stieß ich mich vor allem an dem ungeheuerlichen Wert, den er dem nationalen Interesse Deutschlands zumaß.

In der Aula der Universität fanden Proben für Konzerte statt, die ausschließlich der modernen Musik gewidmet waren. Die Konzerte

der Münchener Philharmoniker waren eher konservativ, vor allem aber teuer und zudem regelmäßig ausverkauft. Die *Musica Viva* Konzerte wurden von dem Komponisten Karl Amadeus Hartmann geleitet, der kurz vor Beginn ein oder zwei Dutzend Studenten einließ, die dann ohne Karten auf guten Plätzen landeten. Obwohl diese Konzerte nach meiner Erinnerung hauptsächlich neoklassizistische Musik, etwa von Strawinski und Hindemith, brachten (im Gegensatz zu den wirklich zeitgenössischen Konzerten mit Boulez oder Stockhausen, die ich später im Westdeutschen Rundfunkhaus in Köln hörte), öffneten sie eine musikalische Welt, die während der Nazizeit verschlossen gewesen war. Vor München schien selbst Brahms oft schwierig und modern.

In der darstellenden Kunst spielte die Galerie Günther Francke in der Villa Stuck eine ähnliche Rolle. Hier lernte ich etwa Werke von Kandinski kennen und lieben. In Köln, wohin ich nach drei Semestern umzog, war es die Galerie Ferdinand Möller, die in einer modernen Villa am Neumarkt „Alte Meister der modernen Kunst“ vorstellte – ein wunderbar stiller Ort, an dem ich oft Stunden verbrachte. Die Münchener Kammerspiele hatten kein Äquivalent in Köln. Sie brachten das französische existentialistische Theater und vieles andere. Die Inszenierung von Bert Brechts *Mutter Courage* in der Saison 1950/51 war eines der intensivsten Theatererlebnisse meines Lebens.

III.

Warum studierte ich Wirtschaftswissenschaft und Jura? Inspiriert von den Diskussionen über die Rekonstruktion des politischen Lebens in Deutschland – in der Politik, in Publikationen wie den Frankfurter Heften –, wollte ich in der Erwachsenenbildung arbeiten. Dafür schienen Wirtschaftswissenschaft und vielleicht Soziologie eine gute Grundlage zu geben. Ich würde heute Jura ganz ähnlich einschätzen, wählte es aber damals als eine Art Versicherung: Der einzige Verwandte, der Erfahrung in den Sozialwissenschaften hatte, erklärte mir, das er, ein mittlerer Unternehmer, mit der Wirtschaftstheorie noch nie etwas, mit Jura aber sehr viel anfangen konnte; das Ziel, Erwachsenenbildung als Hauptberuf zu machen, nahm er nicht ernst. Bernhard Pfister, der in München Volkswirtschaftslehre las, schob in einem Beratungsgespräch die Erwachsenenbildung ebenso beiseite; er riet mir von der Wirtschaftswissenschaft ab, empfahl statt dessen Jura oder, besser noch, Philologie. Meine Reaktion darauf war, da ich das Ziel der Erwachsenenbildung nicht aufgeben wollte, nach Köln umzuziehen, an eine Universität, in der die Sozial- und Wirtschaftswissen-

schaften stärker als in München vertreten waren, und mich ganz auf diese Fächer zu konzentrieren.

Soziologie wurde in Köln von René König und, als Emeritus, Leopold von Wiese vertreten. König war kurz vorher aus der Emigration in die Schweiz an den Lehrstuhl in Köln berufen worden. In seinen Vorlesungen, etwa über den „dreifachen Ursprung der Soziologie“, zeichnete er die Entwicklung soziologischer Ideen eingebettet in breitere Strömungen und Konflikte der europäischen Geistesgeschichte. Diese Vorlesungen strahlten eine ganz eigenartige Faszination aus. Sie gaben das Bild einer Disziplin, die von großem intellektuellen Interesse war, die man sich jedoch nur schwer als Prüfungsfach vorstellen konnte. Seine Seminare befaßten sich von Semester zu Semester mit immer neuen Themen. Das wohl faszinierendste bestand in einer detaillierten Lektüre von Schriften des jungen Marx, eine Unternehmung, die nicht von marxistischer Ideologie geleitet war, jedoch gerade weil sie ohne unmittelbar politische Motivation auf genauem Lesen und komplexer Interpretation bestand, im beginnenden Kalten Krieg ein politisches Zeichen setzte.

Einen weiteren Beitrag zur Soziologie in Köln leistete Alfred Müller-Armack, der die Konzeption der sozialen Marktwirtschaft etablieren half und im Bonner Wirtschaftsministerium Staatssekretär war. Neben seinen wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten führte er Weberische Ideen über die Beziehungen zwischen Religion und Sozial- und Wirtschaftsentwicklung in Arbeiten über Osteuropa und die orthodoxe Kirche fort. Später kamen die Vorlesungen und Seminare von Peter Heintz hinzu, der mit König aus der Schweiz nach Köln zog und sich in Köln habilitierte. Es war in seinen Veranstaltungen, daß ich die gegenwärtigen Diskussionen in der amerikanischen Soziologie und Sozialpsychologie und das subtile Zusammenspiel von detaillierter Theoriebildung und empirischen Befunden in der modernen Forschung kennenlernte.

Neben der Volkswirtschaftslehre studierte ich als Wahlfach Sozialpolitik bei Ludwig Heyde und, vor allem, Gerhard Weisser. Weissers leidenschaftliches Engagement an seinem Fach, an den aktuellen Entwicklungen in der Sozialpolitik, so etwa der Strukturierung des Lastenausgleichs, und an der ethischen Begründung eines demokratischen Sozialismus war in der weitgehend konservativ orientierten Fakultät ohne Parallele.

In meinem ersten Semester in Köln begegnete ich Hans Albert, der damals als „Amanuensis“ (studentische Hilfskraft) in der Bibliothek des Volkswirtschaftlichen Seminars arbeitete und später Assistent von Weisser wurde. Von dem Augenblick, als ich bei ihm Gunnar Myrdals Buch „Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinebildung“ bestellte, wurde ich zum Empfänger immer weiterer Empfehlungen Alberts zur methodologischen Kritik der Wirtschafts- und

Sozialwissenschaften. Um ihn herum entstand ein kleines „invisible college“ von Studenten, die an kritischer Wissenschaftstheorie interessiert waren. Schon als junger Wirtschaftswissenschaftler war Albert ein durchweg zentraler und durchweg kritischer Teilnehmer an den Hauptseminaren in der Wirtschaftstheorie. In den frühen fünfziger Jahren hatte die Wirtschaftswissenschaft den Vorsprung der englischen, amerikanischen und skandinavischen Wirtschaftstheorie weitgehend noch nicht eingeholt. Viele hatten etwa Keynes noch nicht rezipiert – sei's positiv, sei's kritisch.

Die Kritik am Formalismus der neoklassischen Wirtschaftstheorie und an ihrer impliziten politischen Orientierung kühlte mein Interesse an der Wirtschaftswissenschaft und brachte mich der Soziologie näher. Der unmittelbare Anlaß, Soziologie als Fach zu wählen, war aber schlichter und konkreter: Ein halbes Jahr vor den Diplomprüfungen nannte König als Prüfungsthemen Marx' Frühschriften in der Theorie und survey research in der Methodik. Das schien mir ebenso interessant wie machbar, und ich erklärte Soziologie – für eine Sondergebühr von zwanzig Mark – zum zweiten Wahlfach. König fand diesen Studenten, der über random sampling ebenso wie über den jungen Marx schreiben konnte, interessant. Er bot mir eine halbe Assistentenstelle an und lud mich ein, bei ihm zu promovieren. Die intellektuelle Freiheit, die man bei ihm genoß, wurde gleich in diesem ersten persönlichen Gespräch klar: Er hatte sich vorgestellt, ich würde über random sampling und Adressenmaschinen schreiben, stimmte aber sofort zu, als ich ihm eine Arbeit über Probleme der Wissenssoziologie, eine Kritik von Mannheim und Scheler vorschlug. Ich nahm sein Angebot an, obwohl ich auch die Chance hatte, bei Baumgarten in Freiburg als voller Assistent zu arbeiten.

IV.

Während der nächsten neun Jahre, von Ende 1953 bis zu meiner Auswanderung im Sommer 1962, habe ich (mit der Unterbrechung eines Stipendienjahres in den USA 1960/61) in Köln als Assistent gearbeitet, zunächst im Forschungsinstitut für Soziologie, dann im soziologischen Seminar, wo ich mit König die Theorieseminare besorgte. Die zunächst kleine, dann immer größere Gruppe von Soziologen in Köln machte moderne – und das hieß weitgehend amerikanische – Soziologie in Deutschland zugänglich und wandte sie an. Seit seiner Mitarbeit an der Gründung der International Sociological Association stand König mit vielen amerikanischen Soziologen in engem Kontakt. So wurde er zu einem wichtigen Vermittler der internationalen Soziologie im

Deutschland der fünfziger und sechziger Jahre, obwohl seine eigenen Vorlesungen und Arbeiten sich kaum auf den Nenner „moderne Fachsoziologie“ bringen ließen.

In den Jahren vor und während des zweiten Weltkriegs hatte die Disziplin in den USA beträchtliche Fortschritte gemacht, sowohl in der Theorie als auch in der Methodik, während in Deutschland zwar nicht alle Soziologie (wenn man den Begriff weit genug faßt), wohl aber rational-kritische Sozialwissenschaft vom Naziregime unterdrückt worden war. Anfangend mit Erwin Scheuchs früher Untersuchung von etwa 1952, in der er in verschiedenen Sachdimensionen erprobte, wie weit Interviewforschung verlässliche Information bringen kann, und an der ich als studentischer Interviewer teilnahm, trugen Kölner Soziologen ganz wesentlich zu einer methodisch soliden Entwicklung der Soziologie in Deutschland bei.

In der theoretischen Soziologie standen die Arbeiten von Homans, Merton und Parsons im Mittelpunkt. Peter Heintz brachte stärker empirisch orientierte „Theorien mittlerer Reichweite“, etwa über die Bildung von Vorurteilen, in die Diskussion. Als die Kritik von Dahrendorf und anderen an Parsons' Theorieentwurf großen Einfluß gewann (auch René König distanzierte sich von Parsons nach anfänglich starkem Interesse), ohne daß die Arbeiten von Parsons auf deutsch zugänglich waren, nahm ich die Gelegenheit wahr, im Luchterhand Verlag den ersten Band mit Aufsätzen von Parsons auf deutsch herauszugeben. König stand auch der kritischen Theorie der Gesellschaft von Horkheimer und Adorno skeptisch gegenüber. Für einige Zeit sah ich mich dann im Kölner Milieu als eine Art von Pflichtverteidiger, dessen Klienten so gegensätzlich waren wie Horkheimer und Adorno auf der einen, Parsons auf der anderen Seite.

Soziologische Theorie ebenso wie methodisch gesicherte Sozialforschung waren für uns ein Symbol ebenso wie ein Instrument der gesellschaftlichen und politischen Transformation Deutschlands. Soziologie verband sich erneut mit der Idee des Fortschritts, nun jedoch nicht mehr verstanden als Prinzip des Gangs der Weltgeschichte, sondern als die bescheidenere, konkret humanistische Vorstellung der Entwicklung einer menschlich akzeptablen Gesellschaftsordnung nach der Katastrophe des Nationalsozialismus. Trotzdem kamen in den konkreten Forschungsarbeiten in Köln die spezifischen Probleme der Nachkriegsgesellschaft wohl zu kurz.

Ich schrieb meine Dissertation über Probleme der Wissenssoziologie. Ursprünglich unternommen als Mittel einer philosophischen und soziologischen Selbstklärung, ging die Arbeit bald über die Kritik an Mannheim und Scheler hinaus. Einerseits versuchte ich den Platz des Wissens und der Wissenssoziologie in einer systematischen Konzeption der Sozialwissenschaften zu bestimmen; und zweitens sondierte ich die Kleingruppenforschung und die Psychologie der Per-

zeption – damals die Gebiete in der Soziologie und Sozialpsychologie, die am besten Theoriebildung mit rigoroser empirischer Forschung verbunden – auf Ergebnisse, die die Wissenssoziologie auf eine feste sozialwissenschaftliche Grundlage stellen könnten. Kein Wunder, dass Werner Stark, der philosophische Interessen mit der Wissenssoziologie verband, die Arbeit in der *Encyclopedia of Philosophy* mit der Anmerkung „strong bias toward naive empiricism“ zitierte. Für meine eigene Entwicklung bedeutete diese Arbeit eine Wende zur Theorie, zu einem intellektuellen Engagement an der Soziologie, auch unabhängig von pragmatisch politischen Interessen.

René König hatte Schwierigkeiten, sich im Post-Nazi-Deutschland zurechtzufinden. Bei der Orientierung an der Universität und im unmittelbaren Umfeld half ihm Margret Tönnemann, eine Medizinerin aus Düsseldorf, die bei ihm in der Schweiz studiert hatte und dann in Köln Assistentin wurde. Sie verliess 1958 Köln, um in London eine psycho-analytische Ausbildung zu machen. In der Disziplin entstand ein merkwürdiges Dreiecksverhältnis zwischen König, Schelsky, und Horkheimer und Adorno. Einerseits waren Horkheimer und Adorno ebenso wie König aus der Emigration zurückgekehrt und von Beziehungen zum NS Regime unbelastet, während Schelsky sich vor 1945 in Deutschland habilitiert hatte und mit stärker belasteten Kollegen in Verbindung stand. Andererseits fand König Gemeinsamkeiten mit Schelsky in einer Konzeption der Soziologie, die empirisch orientierte Forschung deutlich von Philosophie und insbesondere von der philosophisch orientierten kritischen Theorie der Frankfurter Schule absetzte.

Adorno und Schelsky hatten, jeder auf seine Weise, grösseren Einfluss auf ein breites Publikum als König, während König vielleicht die Entwicklung der Soziologie als Disziplin in Deutschland stärker beeinflusste. Schelsky zog es vor, seine Arbeiten nicht in der Kölner *Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, der damals wichtigsten Fachzeitschrift, zu veröffentlichen. Das wäre ein Staatsbegräbnis für seine Ideen, gab er König zu verstehen. Adorno schrieb für die *KZfSS*, aber nur unter der Bedingung, dass kein Wort oder Komma redaktionell verändert würde.

In den fünfziger Jahren waren Assistenten auf eine ganz ungewöhnliche Weise von ihrem Ordinarius abhängig. Das führte gelegentlich zu grober Ausnutzung. So erinnere ich mich an einen Hamburger Kollegen, in einem anderen Fach, der vor seiner Habilitation schon zwei Bücher geschrieben hatte – für seinen Professor. Bei König gab es keinerlei Ausnutzung dieser Art. Er erkannte grosszügig auch bescheidene Beiträge an, so etwa, als er mich zum Mitherausgeber eines Sammelbandes über *Das Interview* machte.

Trotzdem gab es im Kölner Institut and Seminar Spannungen, deren Intensität sich nur vor dem Hintergrund der genannten Abhängigkeiten verstehen lassen, Abhängigkeiten, die in einem kleinen Fach

mit nur wenigen Ordinarien im ganzen Land besonders stark waren. In Zürich war König Privatdozent gewesen, schlecht bezahlt und darum auch als Schriftsteller und Übersetzer tätig, aber Mittelpunkt eines Kreises von Schülern, die an ihm hingen. In Köln fand er eine grössere Zahl von Hörern und in Institut und Seminar einen Stellenapparat, der sich zunehmend vergrösserte. Dieser Gegensatz von informellem Kreis und fast bürokratischer Institution macht es vielleicht verständlich, dass sich in seinen Erwartungen und Reaktionen oft Persönliches und Sachliches auf widersprüchliche Weise mischte.

V.

Neben meiner Arbeit als Assistent, und schon als Student, war ich in Köln in der Erwachsenenbildung tätig. Die erste Möglichkeit für solche Arbeit ergab sich im „Kettelerkreis“, benannt nach Bischof Ketteler, der schon 1848 für eine aktive Sozialpolitik warb. Mit dieser Gruppe von Studenten, die an der katholischen Soziallehre interessiert waren und in der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB) aktiv waren, fand ich schon in meinem ersten Semester in Köln Kontakt. Der Kettelerkreis gehörte zu den politisch aktiven Studentengruppen in Köln. Er hatte lose Verbindungen zum Ring christlich demokratischer Studenten (RCDS), pflegte aber ebenso sympathische Beziehungen zum SDS, der sozialistischen Studentengruppe.

Einer der Gründer des Kettelerkreises, Heiner Budde, übernahm bald die Leitung der Bildungsarbeit in der KAB und wurde später Mitglied des Bundestages. Ein anderes Mitglied, Christian Schenk, wurde Leiter eines Jahreskurses für katholische Arbeiter, den die Diözese Köln in Bad Honnef einrichtete. Und Wolfgang Vogt, der auch Assistent im Soziologischen Seminar war und mit dem ich mehrere Jahre zusammen wohnte, redigierte die Zeitung der KAB; er wurde später auch Bundestagsabgeordneter und war mehrere Jahre lang parlamentarischer Staatssekretär im Arbeitsministerium. Wir hielten regelmässig Vorträge in Ortsvereinen der KAB, arbeiteten bei Wochenend-Schulungskursen mit und dozierten am Jahreskurs in Bad Honnef. Darüber hinaus hielt ich Vorlesungen an Volkshochschulen in der Umgebung von Köln und arbeitete auch bei Schulungskursen des Gewerkschaftsbundes (DGB) mit.

Diese Arbeit schärfte meine Urteilsfähigkeit in Fragen des Verständnisses politischer Vorgänge und der politischen Meinungsbildung. Unsere Gruppe engagierte sich auf dem linken Flügel der CDU und stand der konservativen Entwicklung der Partei und der zunehmenden Rolle von in der Nazizeit kompromittierten Personen wie

Globke kritisch gegenüber. Da ich weniger als meine Freunde in Organisationen eingebunden war, die mit der CDU mehr oder weniger eng liiert waren, führte mich die kritische Analyse der Adenauer Ära langsam zu einer demokratisch sozialistischen Position. Unabhängig von parteipolitischer Stellungnahme sehe ich jedoch heute auf diese Arbeit mit einer besonderen Genugtuung zurück – als einen Beitrag zur Erneuerung demokratischer Politik in Deutschland.

Heute werden die fünfziger Jahre oft abgewertet, was diese Erneuerung angeht. Die eigentliche Abwendung von der Hinterlassenschaft des Naziregimes, so die jetzt übliche Meinung, habe 1968 mit der ausserparlamentarischen Opposition und der Studentenbewegung stattgefunden. Ich habe diese Jahre nicht mehr als Teilnehmer, sondern teils aus der Ferne, teils als zurückkehrender Gast erlebt. Sicher war 1968 ein wichtiger Wendepunkt in der politischen Entwicklung Deutschlands nach der Nazizeit. Und sicher blieb die Abkehr von der Nazizeit in den vierziger und fünfziger Jahren unvollkommen: Der Antikommunismus des kalten Krieges und die Politik der Wiederbewaffnung überschatteten bald den Antifaschismus, und in diesem Kontext konnten alte Kräfte sich wieder etablieren. Trotzdem wurden die institutionellen Grundlagen des neuen politischen Lebens in Deutschland während der späten vierziger und der fünfziger Jahren gelegt.

Ein Aspekt dieser Zeit der Institutionalisierung demokratischer Politik in Deutschland war sicher eine „Verdrängung“ der Nazivergangenheit. Dies sollte man aber nicht nur – und nicht einmal in erster Linie – als individuelle psychische Vorgänge verstehen, sondern auch als gesellschaftliche Marginalisierung und Repression. Ich erinnere mich etwa an einen Leserbrief von Franz Böhm in der *Frankfurter Allgemeinen*, in dem er die Entlassung eines Gymnasiallehrers wegen nationalsozialistischer Äusserungen verteidigte. Böhms Argument verband Moral- und Machtanspruch: Jetzt sind wir obenauf; und wir bestehen auf zivilisierten Ideen und Normen: das Recht des Stärkeren hat ausgespielt. Solche „Verdrängung“ war effektiv. Ich weiss aus meiner Arbeit in der Erwachsenenbildung, wie schwer es war, Menschen über ihre politischen Entscheidungen in der Nazizeit zum Sprechen zu bringen. In Erwin Scheuchs Umfrageprojekt, das alle möglichen schwierigen Themen ansprach – von sexuellem Verhalten über Einkommensfragen zu religiösen Einstellungen – fehlte, wenn ich mich recht erinnere, das Thema des politischen Verhaltens während und vor der Nazizeit.

Die gesellschaftliche Repression von Elementen der Nazizeit konnte sich unmittelbar nach dem Krieg auf lebendige Erinnerungen stützen – auf die massiv negativen Erfahrungen vieler Menschen und auf die Enthüllungen über die genoziden Vernichtungslager. Ihr stand jedoch gleichzeitig eine breit angelegte Überzeugungs- und Ein-

übungsarbeit zur Seite. Die Politiker der demokratischen Parteien leisteten in den ersten Wahlkämpfen einen ungeheuer wichtigen – und erfolgreichen – Beitrag. Hieran waren viele Menschen beteiligt, da in diesen frühen Jahren (und in Abwesenheit des Fernsehens) die Politik sich noch nicht auf nur einige wenige führende Persönlichkeiten konzentriert hatte. Zu dieser Einübungs- und Überzeugungsarbeit trug auch – neben der Jugendarbeit – die Erwachsenenbildung, wie wir sie im Kölner Raum praktizierten, bei.

VI.

1962 verließ ich aus persönlichen Gründen Deutschland und wanderte in die Vereinigten Staaten aus. Ich kam in eine ganz andere Welt. Meine eigene Arbeit war in dieser neuen Umgebung weniger mit Politik und noch weniger mit Erwachsenenbildung verbunden, es sei denn man fasste die spezifisch amerikanische „liberal education“ im College als eine im weiten Sinn politische Erwachsenenbildung auf.

Im Universitätsleben war die Departmentstruktur eine sehr positive Überraschung. Alle Mitglieder, auch die nicht fest angestellten „assistant professors“, haben in den USA eine beträchtliche Autonomie. Ähnlich eingeebene Hierarchien haben sich in Deutschland nur nach Jahren und, wenn ich recht sehe, durchaus nicht in allen Fachbereichen eingebürgert.

Ein neues Leben anzufangen – in einer anderen Gesellschaft, in einer neuen Sprache, in einer jüdischen Familie – war eine existentiell zentrale Erfahrung, die auch intellektuelle Konsequenzen hatte. Diese Erfahrung – eine andere Welt intim kennenzulernen und sich in ihr einzuleben, ohne die alte zu verlieren – hat mein soziologischen Denken zutiefst beeinflusst. Aber das ist ein Thema, das über diesen Band hinausgeht.



Judith Jánoska

Soziologie für Sozialismus

Geboren 1931 in Graz als Judith Bendl und einziges Kind einer sehr bald aus freien Stücken alleinerziehenden Mutter. Sie arbeitete als städtische Kindergärtnerin – solange, bis sie irgendwann nach dem März 1938 äußerte, sie gedenke, das Tausendjährige Reich zu überleben. Da flog sie aus dem Dienst und verdiente während der nächsten sieben Jahre unser Brot in der Schreibstube einer Tischlerei. Dort teilte sie das Büro mit einer Zeugin Jehovas, die ihre Bewunderung genoß, weil sie sich standhaft weigerte, „Heil Hitler“ zu sagen.

Meine Mutter war ehrgeizig für mich, gottseidank. Und natürlich sollte ich ins Akademische Gymnasium. Aber o merkwürdige Logik der Nazis – Mädchen durften dort nicht hinein, außer in Orten, wo es nichts anderes gab. Ich habe es bis heute nicht ganz begriffen (allerdings auch keine ausführlichen Faschismusstudien betrieben): Widerspruch es der Ehre der Deutschen Frau, Griechisch zu lernen oder der Überlegenheit des Herrenmannes, wenn sie das tat? So landete ich also in der „Oberschule für Mädchen“.

Hier kam mir eine (zwiespältige) Besonderheit der österreichischen Geschichte zugute. Zwar war Graz bekanntermaßen die „Stadt der Volkserhebung“ und genoß damit m.W. als einzige Stadt neben München die Auszeichnung, einen Ehrentitel vom „Führer“ verliehen bekommen zu haben. Entsprechend hatten wir auch stramm linientreue Lehrerinnen. Aber daneben gab es immer noch die starke katholische Unterströmung, die zu großen Teilen antifaschistisch eingestellt war. Zwar getraute sich niemand etwas zu sagen, aber, wie ich mir im nachhinein einbilde, beeinflusste es die Atmosphäre. Und es tut mir heute noch leid, daß ich unmittelbar nach dem Krieg, als die Kommunisten noch etwas zu sagen hatten, einige dieser Leute in Furcht versetzte, indem ich mich öffentlich darüber beklagte, daß im Deutschunterricht Textunterlagen aus der Nazizeit verwendet wurden. Schamrot mußte ich bald erkennen, daß ich die Falschen erwischt hatte, jene, die liebend gern etwas anderes genommen hätten – wenn es das im Herbst 1945 gegeben hätte.

Eine von diesen Damen beschloß – obgleich ich sie während der zwei Jahre, in denen sie uns den Unterricht in philosophischer Propädeutik gab, ständig mit politischen Diskussionen belästigt hatte –, daß ich Philosophie studieren sollte. Und das tat ich denn auch – nach einem Einschub von vier Wochen, während derer ich es dem mütterlichen Überich zuliebe mit Medizin versucht hatte. Das war im Herbst 1949.

Die Atmosphäre, das Personal, das ich dort vorfand, waren mir völlig neu, fremd, umso mehr, als ich aufgrund meiner sozialen Herkunft keine Beziehung zum Grazer Bürgertum besaß: meine Angehörigen stammten aus der sozialdemokratischen halbintellektuellen Mittelschicht bzw. aus dem gehobenen, klassenbewußten Proletariat, und das war auch meine Mitwelt während der für mich hochpolitischen ersten vier Jahre der Nachkriegszeit gewesen. Jetzt also eine ganz neue Welt.

Die auffallendste Person, mit der ich zu tun hatte, war der Professor für systematische Philosophie, Graf Amadeo Silva-Tarouca. Uraltadel portugiesisch-böhmischer Zusammensetzung, der, wie wir während der langen „Nachsitzen“ im Gasthaus häufig zu hören bekamen, auf die Schlacht von Tours und Poitiers (732 n. Chr.) zurückreichte. Und „AST“, wie er sich selbst nannte, sah auch ganz so aus: Ein mächtiger Mann in Tiroler Lederhosen mit schwarzem Haar und schwarzem Schnauz – goodlooking, wenn einem das gefiel. Amadeo war damit beschäftigt, ein eigenes philosophisches System zu entwickeln, das er „Ontophänomenologie“ nannte. Es beruhte auf Neuthomismus, (Husserlscher) Phänomenologie und dem ASTschem Ehrgeiz, die philosophische und politische Zukunft Österreichs mitzugestalten. „AST“ bestach durch Temperament und Phantasie, war punktuell belesen und gesellschaftlich engagiert – mit uns Studierenden gründete er die philosophische Gemeinschaft „Die Blinker“ – was wohl signalisieren sollte, daß wir das Licht der Wahrheit gelegentlich zum Blinken bringen sollten, oder so. Später gründeten wir gar eine Partei, die natürlich binnen kurzem kläglich scheiterte. Was Amadeo ein bißchen Schwierigkeiten bereitete, war einerseits die Logik, andererseits die Verständlichkeit seiner für das Philosophicum aller Prüfungskandidaten der Fakultät verbindlichen Skripten. In diesen (und vielen anderen) Hinsichten half ihm der frischgebackene Dr. phil. Georg Jánoska aus der Slowakei über die Klippen.

Der zweite Professor – der einzige Ordinarius, aber zum Unterschied von Amadeo unauffällig und bescheiden – war Konstantin Radakovic, Professor für Geschichte der Philosophie und – „Philosophische Soziologie“! Radakovic, einer der ganz wenigen wirklichen Antifaschisten im Umkreis – zumindest kannte ich sonst keinen – hatte, ein aufgeklärter liberaler Großbürger, als der „Anschluß“ stattfand, aus Protest seine *venia legendi* niedergelegt und sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen.

Koni (für uns natürlich wie alle anderen dieser Kategorie immer nur „Herr Professor“) konnte nicht als der Inbegriff des fleißigen Forschers gelten, daran hinderte ihn auch sein äußerst schlechtes Sehvermögen, aber das war wohl keine hinreichende Bedingung. Er hat niemals mehr als ein paar ganz dünne Broschüren verfaßt, über Hume, über „Vitalismus und Mechanismus“ – an mehr erinnere ich mich nicht. Zu den Vorlesungen kam er regelmäßig viel zu spät, las dann allerdings über die Zeit. Und überhaupt verbrachte er seine Tage lieber im Kaffeehaus mit Zeitungen als an der Universität. Prüfungen bei ihm zu machen, war ein leichtes, und entsprechend wurde er in dieser Hinsicht ausgenützt. Alles in allem, man lächelte ein wenig über ihn. Aber das war, wie ich heute sicher bin, ungerecht. Denn so wenig er las, so gut und logisch dachte er. Was er an historischem Quellenwissen nicht besaß, das deduzierte er einfach. Ich erinnere mich an mein Staunen, als er, der als Hume- und Kant-Anhänger Hegel perhorreszierte und natürlich nicht las, die Theorie der Einheit von Substanz und Subjekt aus dem Kopf heraus philosophiegeschichtlich konstruierte.

Privatdozent und Assistent am philosophischen Seminar war Rudolf Freundlich. Er kam aus Wien und hatte bei Robert Reininger studiert. Was für uns aber wichtig war: In einem philosophisch sehr traditionellen Umfeld lehrte Freundlich moderne formalisierte Logik, und zu einer Zeit, da kaum jemand den Namen Ludwig Wittgensteins kannte, hielt er ein Seminar über den „Tractatus“ ab. Das war so um 1950.

Und dann gab es noch *einen* Mann, der – zum Unterschied von den anderen dreien – in der philosophischen Welt einen Namen hatte: Ferdinand Weinhandl: bekannter Goetheforscher und Gestaltphilosoph. Er hatte die Nazizeit als Professor in Deutschland verbracht und dort in gestiefelter Uniform auch gelegentlich geholfen, Bücher zu verbrennen: hochgeistig und voll ästhetischer Kompetenz, wie offenbar viele dieser Leute. Weinhandl war für die Zweite Republik als Lehrer der Jugend nicht tragbar. Oder doch? Hier setzte wieder eine der merkwürdigen behördlichen Logiken ein: Philosophie durfte er zwar nicht lehren, aber man berief ihn auf die Lehrkanzel für Psychologie. War das denn ideologisch *so* viel weniger brisant? Immerhin brachte es Weinhandl zustande, sich in kurzer Zeit ein neues Fachgebiet anzueignen, einen eigenen „Gestalt-Test“ zu entwickeln und eine große Zahl von Studierenden zu empirischer Arbeit zu veranlassen. Er war nach wie vor ein angesehener Mann – von der jüngeren Vergangenheit sprach niemand. Auch Koni spielte das Spiel widerstandslos mit, wenn die drei Herren (die einander natürlich nicht besonders leiden mochten) vor der Institutstür buckelten, um einander den Vortritt aufzunötigen. Und als Weinhandls 60. Geburtstag gefeiert wurde, da konnte er es sich leisten – notabene in Anwesenheit eines israelischen Doktoranden –, derartige Reflexionen von vornherein zu verbieten.

Die Gruppe der philosophischen Hauptfachstudierenden war klein und ziemlich familiär, obgleich wir uns den Zeitgewohnheiten entsprechend siezten und mit Herr/Frau Kolleg/in ansprachen. Es gab einen großen Seminarraum, der zugleich Bibliothek und Arbeitsraum war, praktisch für uns, da wir die Bücher in der Nähe hatten – kaufen konnten wir uns damals die Literatur ja kaum, zumal es noch so gut wie keine Taschenbücher gab.

Wir, das waren eine engere Gruppe von vier bis sechs Männern und zwei Frauen und noch ein paar Leuten, die auch philosophische Dissertationen schrieben, jedoch nicht den ganzen Tag hindurch den Seminarraum bevölkerten. Da war Armgard Ekhart (später Schiffer), die mir viel von moderner Architektur erzählte. Nach dem Philosophiedoktorat studierte sie denn auch noch Kunstgeschichte und wurde Museumskustodia in Deutschland, bis sie als Leiterin der Bild- und Tondokumentationsstelle des Landes Steiermark in die Heimat zurückkehrte. Rudolf Haller, quirliger Geist mit Baskenmütze, Schirm und lautem Lachen, stürzte sich zuerst in die Existenzphilosophie, später, wie allgemein bekannt, wurde er einer der führenden Vertreter der analytischen Philosophie und der Erforschung Wittgensteins sowie Historiograph der österreichischen Philosophie. Walter Ernst, genannt Caesar, war angetan von Husserl und allem, was schwierig und teuer war, er war (und ist) geistreich, ironisch und extravagant. Heute leitender Erwachsenenbildner an der Grazer Urania. Caesars Freund und geistiger Zwillingbruder war Alfred Kolleritsch, damals schon mit Gelegenheitsgedichten begeisternd und leidenschaftlich entbrannt für Heidegger. Jetzt ist er so etwas wie der Literaturpapst von Österreich. Und er war bis zuletzt ein treuer Freund von Georg Jánoska.

Georg war der älteste (nicht den Studienjahren nach, denn er kam aus dem Krieg) und der fortgeschrittenste von allen. Die Logik seiner Argumentation war gefürchtet, vor allem auch bei den Professoren, er hatte sich in kurzer Zeit ein breites Wissen angeeignet und wußte immer über die neuesten wichtigen Publikationen bescheid. Ich erinnere mich an das Erscheinen von Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen 1953. Bei den paar Leuten, die den Tractatus gekannt hatten, erweckte das neue Buch eher Enttäuschung, Jánoska hingegen war gleich begeistert, und er begann sich auch bald mit „Wittgenstein II“ zu beschäftigen – zu diesem Zeitpunkt noch ein ziemlich exotisches Unternehmen.

Für die Studierenden der philosophischen Fakultät erwies er sich als unentbehrlich, weil er so ziemlich als einziger das krause philosophische System von Silva-Tarouca verstand und alle mit Nachhilfestunden darüber versorgte. Engere Studienkollegen griffen ebenfalls gelegentlich auf Jánoskas Rat und Tat zurück. Er selbst arbeitete über Kant, aber er war auch der einzige, der sich in Marx auskannte und in der damit zusammenhängenden politischen Philosophie. Das erste Geschenk, das er mir – 1951 – machte, war „Die Revolution der Ma-

nager“ von James Burnham, ein Buch, von dem heute kaum mehr jemand spricht, das seinerzeit aber einigen Staub aufwirbelte, weil es erstmals nach dem Krieg die klassische Klassentheorie mit einem theoretischen Gegenvorschlag infrage gestellt hatte.

Damals war ich zwar noch Kommunistin, aber die unpolitischen Fünfzigerjahre sollten bald ihre betrübliche Wirkung auf mich ausüben. 1953 trat ich anlässlich der Enthüllungen im Zusammenhang mit Stalins Tod als erste der Familie aus der Partei aus – und in keine neue ein. Im Zuge des Philosophiestudiums hatte ich zwar neben der Logik auch Hegel und seine Dialektik für mich entdeckt, Marx (samt dem Marxismus) geriet aber derart in Vergessenheit, daß er in meiner Dissertation über die logische Analyse der hegelschen Dialektik gar nicht mehr vorkommt, obwohl sich dies wahrlich angeboten hätte. Stattdessen trat die Beschäftigung mit Kunst in den Vordergrund, dies während langer Jahre in einem Kreis ausschließlich bürgerlicher Freunde und Freundinnen im Rahmen der Grazer „Urania“. Erst als wir uns auf Anregung Jánoskas systematisch nicht nur mit „Kunst und Philosophie“, sondern dazu auch mit Geschichte und Ökonomie befaßten, fand ich neu zur historisch-materialistischen Fragestellung. Ich begann das, was inzwischen das Geschäft der HistorikerInnen geworden ist: mich mit Sozialgeschichte zu beschäftigen. Auf einer Basis zwar, die heute ein bißchen simpel klingt, in den Fünfzigerjahren aber nicht sehr aus dem Rahmen fiel, und für die etwa Arnold Hauser¹, als repräsentativ gelten kann. In diesem Sinne veranstaltete ich gemeinsam mit dem Kunsthistoriker und späteren Direktor der Albertina, Walter Koschatzky, einen Kurs über die Entstehung der Gotik vor dem Hintergrund früher Städtekultur und christlicher Armutsbewegungen, und ich publizierte meinen ersten Aufsatz, über Machiavellis Politikverständnis unter den sozialökonomischen Bedingungen des damaligen Florenz.

1954 schloß ich mein Studium ab, mit der besagten Dissertation über Hegel, und mit einem Nebenfach in Romanistik. Der Ehrgeiz meiner Mutter hatte mich so weit geprägt, daß ich die eben wieder eingerichtete Institution der Promotion „sub auspiciis“ in Anspruch nehmen konnte, etwas, das mir damals aus Stellengründen sehr zu-statten kam, was mich aber sehr bald als staatlich belohntes Strebertum eher störte und an den Untertanenstaat gemahnte, auch wenn die Auspizien des Imperators durch diejenigen des Präsidenten rei publicae ersetzt worden waren. Als typisch für die Zeit erscheint mir folgende peinliche Episode, die bei meiner Promotion passierte:

Ich bin die einzige an diesem Termin, und der Präsident (Theodor Körner) kommt nicht selbst, sondern wird von Unterrichtsminister Drimmel vertreten. Man schreibt das Jahr 1955, immerhin 10 Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches. Aula, Festlichkeit, Minister, Lan-

1 Philosophie der Kunstgeschichte, München 1958.

deshauptmann, Professoren in ihren Talaren, Studentenverbindungen in ihren Uniformen (zu meiner besonderen Freude!). Auch ein Streichquartett trägt zur Feierlichkeit bei. Und es spielt ausgerechnet Haydns Kaiserquartett mit dem bekannten zweiten Satz. Siehe da, das Publikum erhebt sich von seinen Sitzen, erst einige, dann immer mehr, die Prominentenreihe zögert noch, als dann aber der Landeshauptmann aufsteht, bleibt auch dem Minister nichts anderes übrig als aufzusteigen, allerdings, das kann ich sehen, mit sehr verärgertem Gesicht. Er war es dann wohl auch, der dem Fauxpas ein Ende setzte. Die Sache erinnert mich an eine beliebte Wendung, die mich immer geärgert hat, an die Redeweise nämlich vom „gelernten Österreicher“. Offenbar hatten viele auch prominente Österreicher nach zehn Jahren noch nicht „gelernt“, daß die Zweite Republik eine neue Bundeshymne hat.

Wenn ich mich recht erinnere, waren immerhin die ersten drei Personen, die in den Genuß dieser altneuen Einrichtung kamen, Frauen. Ansonsten stand es um die Karriereöglichkeiten von Frauen natürlich anders. Eigentlich gab es kein Problem, auch ohne Quotenregelung und Frauenbeauftragte, nur: die Bedingung war, daß frau den väterlichen Mann fand, der sie – als Einzelperson – unter seine etablierten Fittiche nahm, und – das unterstelle ich – es war wichtig, daß sie Einzelperson blieb. Das offizielle Klima war jedenfalls frostig. Ich weiß den genauen Anlaß nicht mehr, aber ich war einmal in der Sprechstunde des Dekans, Seiner Spektabilität, eines Physikers. Und ich wollte etwas, eine Stelle oder sonstige Förderung im Hinblick auf das akademische Weiterkommen. Er hockte beleibt auf seinem würdigen Sessel – und er lehnte ab: „Solange wir Männer haben ...“ Das höre ich noch, als ob es heute wäre. Von meinen näheren oder weiteren Studienkolleginnen hat es, so weit ich weiß, eine einzige zum Status der Ordinaria gebracht: die Psychologin Brigitte Rollett-Gorbach, sie lehrt heute in Wien.

Kurz vor meiner Promotion heiratete ich Georg Jánoska in dessen zweiter Ehe. Silva-Tarouca hatte ihn aus politischen Gründen als Assistent entlassen oder hinausgeekelt, auch anderen Professoren galt er als zu links, und das verzögerte seine Habilitation. Sein Brot verdiente er inzwischen bei der Urania als „Direktionssekretär“ und Kursleiter. Ich hingegen stand nach der Promotion zunächst einmal ohne Stelle da. Zum Unterschied von vielen Universitätsabsolventinnen heutigen Tags hatte ich keine Berührungängste gegenüber der akademischen Karriere, und als mir eine mütterliche Freundin riet, mich direkt an den Unterrichtsminister zu wenden, unter dessen Auspizien ich doch promoviert worden sei, da griff ich ohne Zögern zu – mit Erfolg: Ich bekam eine hundertprozentige Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft (das war damals so üblich), nicht bei Silva-Tarouca notabene, sondern bei Radakovic, der noch keinen Assistenten hatte, und zwar für eine merkwürdige Institution, die Koni neben der Philosophiegeschichte auch noch betreute: das „Seminar für philosophische Soziologie“. Das

war 1956. Und damit begann meine Laufbahn als Soziologin, die freilich nie zur idealtypischen Ausformung gedieh. Ich schäme mich fast, es zu sagen, aber für mein damaliges Bewußtsein hatte Soziologie tatsächlich etwas mit Sozialismus zu tun, und ich sah in dem Umstand, daß ich mich von nun an mit Soziologie beschäftigen sollte, eine Art moralischer Absolution für die politische Abstinenz.

Es traf sich, daß im selben Jahr der soziologisch interessierte Staatsrechtler von der anderen Fakultät, Prof. DDr. Johann Mokre, einen amerikanischen Gastprofessor eingeladen hatte: Ernest Manheim, den Cousin von Karl Mannheim. Er schrieb u.a. „Die Träger der öffentlichen Meinung“, 1933. Manheim erzählte in seinen Vorlesungen von Malinowski, Gottl-Ottlilienfeld und anderen Leuten, die ich nicht kannte, und er führte uns ins Jugendgericht, um uns anhand von Aktenanalysen die Grundzüge der empirischen Forschung beizubringen. Ich erinnere mich auch an einen abendlichen Gang durch die Straßen von Graz, als Manheim meiner gefühlsmäßigen Ablehnung der Todesstrafe die rationalen Argumente lieferte. Meine Einführung in die Soziologie ging aber bald in verdichteter Form noch weiter. Ebenfalls im Jahr 1956 gab es nämlich im „Salzburg Seminar in American Studies“ eine Session über Soziologie, auch diese Information kam von Manheim. Nach bestandenem Englisch-Test reisten Mokres Assistentin Hedwig Hönigschmied und ich für vier Wochen in das pittoreske Schloß Leopoldskron von weiland Max Reinhard, und es stellte sich heraus, daß wir dort die *crème de la crème* serviert bekamen: an der Spitze der *faculty* Meister Talcott Parsons himself, und als Antipode im Publikum das junge deutsche Genie Ralf Dahrendorf. Auf der Galerie der Bibliothek büffelte ich „The Structure of Social Action“ und „The Social System“. An einer Forumsdiskussion sollte ich über den Einfluß der amerikanischen Philosophie auf Österreich referieren, ich tat aber das Umgekehrte (es ging wohl um den Wiener Kreis), was dann gar nicht schlecht ankam. Dahrendorf hatte ein kleines Auto, ich glaube als einziger, und fuhr mit seiner Frau und anderen Bekannten öfter nach Salzburg, wahrscheinlich auch zu den Festspielen, ein Luxus, den wir ÖsterreicherInnen uns nicht leisten konnten. Dahrendorf besuchte aber nicht nur die Salzburger Festspiele, sondern auch die umliegenden Gasthäuser, und dort geschah es dann manchmal, daß der Deutsche die österreichischen Tischgenossen darüber belehren mußte, daß sie keine Deutschen mehr seien. Auch sonst waren die Deutschen im Seminar sehr präsent, und ich wurde zwischen den ehrwürdigen Vorlesungen von Meister Parsons und seinen Schülern in die deutsche Soziologenszene eingeweiht, so etwa in die Konflikte der beiden führenden Männer René König und Helmut Schelsky (die aus heutiger Kenntnis ja nicht sehr verwunderlich waren).

Heim nach Graz kam ich voller Tatendrang, und ich redete meinem Chef ein, daß er jetzt wirkliche Soziologie lesen müsse, zum Bei-

spiel über den Unterschied der Kapitalismustheorien von Sombart und Max Weber. Gut, sagte er, wenn Sie mir die Unterlagen liefern. Sehr weit war ich in meinen Weberstudien ja noch nicht gekommen, aber aus Salzburg hatte ich die Information mitgebracht, daß Parsons' Heidelberger Dissertation von 1927 über Sombart und Weber handelte (ein kleines Heftchen, wie Dissertationen damals eben oft waren). Dies als Leitfaden nehmend, braute ich für Koni das Material einer einstündigen Vorlesung zusammen. Das war aber bei weitem nicht meine einzige Aufgabe. Vom Postholen am Morgen über das Kaffeekochen vor der Vorlesung, das Bücherbestellen und -signieren, die Finanzabrechnung, das Erfinden und Vorbereiten von Seminaren bis zur Betreuung von Dissertanten machte ich so ziemlich alles. Und daneben ermahnte mich Radakovic – was ja wirklich liebenswürdig war –, möglichst schnell meine Habilitation vorzubereiten. Was ich dann auch tat – allerdings ging das in dem neuen Fach nicht so schnell.

Für die Seminare in „philosophischer Soziologie“ hatte ich hauptsächlich Sozial- und Ideengeschichte betrieben, allerdings auch einige soziologische Klassiker entdeckt, und im Rahmen eines zweisemestrigen Seminars über die „Kultursoziologie der Arbeit im Abendland“ die „Protestantische Ethik“. Über diese bin ich dann endgültig auf Max Weber verfallen, und nachdem ich Marianne Webers „Lebensbild“ in die Hände bekommen hatte, faszinierte mich auch die Biographie dieses klassisch freud'schen Neurotikers. (Heute wird Marianne von den Gralshütern natürlich kritisiert, aber das stört mich nicht so sehr.) Also Habilitation über Max Weber, und zwar mußte es meiner philosophischen Herkunft wegen etwas Methodologisches sein. Was lag näher als der Idealtypus? Irgendwann 1963 war ich endlich so weit, aber nun galt es, dem Reglement entsprechend, das die Habilitationsschrift gedruckt verlangte, einen Verlag zu finden. Max Webers Verlag (Mohr) lehnte ab mit der bemerkenswerten Logik, gerade weil er die Arbeit gut finde, könne er sie nicht drucken, oder so ähnlich. Daraufhin erinnerte ich mich an die Salzburger Bekanntschaft mit dem jetzt bereits voll etablierten Professor Dahrendorf, und er versprach auch mit souveräner Gebärde den Enke-Verlag. Für den war das Wort des Jungmeisters aber offensichtlich doch nicht Befehl, und auch er lehnte ab. Schließlich sagte über Vermittlung des Kollegen Reinhard Goll in Berlin Duncker & Humblot zu, und das genügte für den Abschluß des Habilitationsverfahrens. Das Buch erschien erst später². Jetzt kam Marx wieder ein wenig zu Ehren – schließlich hatte ja selbst Max Weber bemerkt, daß Marx ein meisterlicher Vertreter idealtypischer Begriffsbildung war.³

2 „Methodologische Aspekte des Idealtypus. Max Weber und die Soziologie der Geschichte“, Berlin: Duncker & Humblot 1965.

3 Vgl. Ges. Aufs. z. Wissenschaftslehre, Tübingen: Mohr, 2. Aufl. 1951, S.204f.

Als guter Patriotin war mir bald einmal klar geworden, daß es nicht nur die deutschen Patriarchen gab, sondern auch eine österreichische Tradition, die soziologiegeschichtlich nicht unwesentlich ist, und das noch dazu in Graz: Ich begann Ludwig Gumplovicz zu lesen und ihn gegen den Vorwurf des Sozialdarwinismus zu verteidigen. Beeindruckt war ich von dem Zusammenhang seiner Rassen- als Klassen-Theorie mit den ethnischen Verhältnissen des alten Österreich bzw. seiner Heimat Polen und von seiner humanistischen Einstellung trotz aller Biologielastigkeit. Mit diesem Thema bestritt ich dann das Habilitationskolloquium. Es war ein eindrücklicher Kreis von würdigen Männern, die mich da mit strengen Mienen prüften – wohl mindestens die halbe Fakultät. Aber schlußendlich taten sie mir nichts, und ich durfte zum Probevortrag antreten. Da war's dann wieder Max Weber, diesmal mit dem anderen Paradethema, dem Werturteilsstreit. Anfang 1964 bekam ich die *Venia legendi*.

Inzwischen war ich auch volle Assistentin geworden und pragmatisiert. So schien meiner akademischen Karriere eine rosige Zukunft beschieden – aber die Verhältnisse waren eben doch nicht so.

Als Radakovic 1965 emeritiert wurde und Jánoska keine Chance sah, in die engere Wahl der Nachfolgekandidaten zu kommen – Hausberufungen waren damals noch normal – wollte er aus Graz weg. Ich hatte gerade um ein sehr vorteilhaftes Amerikastipendium, das auch zwei Personen ernährt hätte, angesucht und war zum Interview nach Frankfurt eingeladen worden. Georg fuhr mit, und wir beschlossen, vor der Heimreise seinen alten Lehrer und Herausgeber der damals neuesten Nietzsche-Ausgabe, Karl Schlechta, in Darmstadt zu besuchen. Überfallsartig bot dieser, da seine Assistentin gerade am Weggehen war, zuerst Georg und dann mir die Stelle an. Wenn ich annehme, bekomme Georg eine bezahlte Dozentenstelle. Ich mußte mich innert einer Woche entscheiden – es wurden qualvolle Tage: Wenn wir nach Darmstadt gehen, ist das wunderbare Amerikastipendium dahin, kehren wir vielleicht nie mehr nach Graz zurück, und ich möchte doch in meiner Heimatstadt bleiben, an der Grazer Universität; und in Graz lebt meine Mutter, allein und, was ich damals noch nicht wußte, bald sehr krank. – Andererseits hat Georg im Moment aus persönlichen und politischen Gründen in Graz keine Chance. In Darmstadt kann er sich wissenschaftlich entfalten, er braucht keinem anderen Brotberuf nachzugehen und ist dem Beziehungsnetz näher, durch das die Professorenstellen vergeben werden. Ich ringe mich schließlich duch und entscheide mich für Darmstadt. Und damit endgültig für die traditionelle Frauenrolle. Georgs Karriere stand im Vordergrund. Gewiß, er war älter und sicherlich auch talentierter, vielversprechend. Und vielleicht würde ich aus diesen Gründen auch heute ähnlich überlegen. Aber das sind relative Gründe, und die Folgen waren absolut.

Wir blieben zwei Jahre in Darmstadt. Ich hatte mich umhabilitiert für „Soziologie“ mit einer Vorlesung über die verschiedenen Methodenstreite in der Soziologie – ein Thema, das in seiner neuesten Auflage bald die soziologischen Seminare beherrschen sollte. Dann kam eines Tages ein Brief von Freund Kreidler aus Bern: Da sei das Ordinariat für Philosophie ausgeschrieben, und Georg solle sich unbedingt bewerben. Bern, die Schweiz – diese Option war uns bisher nie in den Sinn gekommen. Warum nicht? Bern hatten wir als schöne Stadt erlebt, und man könnte ja auch von Bern wieder nach Graz zurückkehren. Georg wurde zum Vorsingen eingeladen und kam zusammen mit Michael Theunissen in die engste Wahl. Zwischen den beiden konnte die Kommission sich nicht entscheiden, bis einer auf die glorreiche Idee kam, bei der Regierung einen zweiten Lehrstuhl zu beantragen: mit Erfolg – das waren noch Zeiten!

Im September 1967 übersiedelten wir nach Bern. Im Oktober trat Georg sein Amt als Ordinarius an und ich das meine als kochende Hausfrau. Ganz so schlimm kam es dann nicht, im nächsten Jahr habe ich mich zum zweitenmal umhabilitiert, diesmal mit der Venia „Soziologische Theorie“, was durchaus gerechtfertigt war, denn zum damaligen Zeitpunkt mußte man für den empirischen Teil der Soziologie schon das Handwerk beherrschen, und das tat ich mit meiner Philosophieausbildung natürlich nicht. Sehr unterstützt wurde ich von Urs Jaeggi, der in Bern Extraordinarius war und soeben einen Ruf nach Bochum erhalten hatte. Der Zeit entsprechend ganz methodenkämpferisch aufgelegt, hielt ich meine Antrittsvorlesung mit „Bemerkungen zur geschichtslosen Soziologie“. Das Thema war offenbar populär, denn wir mußten aus einem mittleren Hörsaal ins Auditorium maximum umziehen. Wie leicht zu erraten, ging es gegen Strukturfunktionalismus, Strukturalismus und Positivismus (nicht gegen Popper, für den ich mich eigentlich immer gewehrt habe) unter dem Motto „Sie beschäftigen sich damit, die moderne Gesellschaft zu strukturieren, damit ihrer Ordnung nichts geschieht“ (Henri Lefebvre). Ich hatte Erfolg, denn auch in der Schweiz waren die Achtundsechzigerjahre angebrochen. Das manifestierte sich während der kommenden Jahre in Institutsbesetzungen, Go-ins und dergleichen, hier in Bern allerdings auf eine Art, die sich, soweit ich das weiß, von der deutschen unterschied: es waren mehr Spaß und Ironie im Spiel. So brachten die Studierenden den ins Dekanat eingeschlossenen Professoren Brötchen zu essen und bei einer anderen Gelegenheit Blumensträußchen, im Garten des soziologischen Instituts beschrifteten sie einen Baum mit „Bäumlin rüttel' dich ...“, weil der damalige Direktor so hieß, undsoweiter. Freilich gab es daneben härtere Konfrontationen und auch ein paar Relegationen. Im Verlaufe eines „Hearings“ wurde es dem Direktor des soziologischen Instituts, Prof. Kurt Meyer, zu viel, er verließ türeknallend den Hörsaal und trat wenig später als Professor zurück.

Meine Vorlesungen als Privatdozentin bestritt ich zuerst mit Geschichte der Soziologie, und zwar begann ich etwas absonderlich mit dem arabischen Gelehrten, Politiker und Richter Ibn Khaldun aus dem 14. Jhdt., den ich gerade für mich entdeckt hatte, und dessen quasi materialistischer Ansatz mir imponierte. Weniger begeistert waren wohl die HörerInnen, denn die Reihen lichteten sich bald bedenklich. Mehr Echo gab es für das Werturteilsproblem, und der „Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“ war dann natürlich das Richtige für die damaligen Gemüter.

Für das Studienjahr 1970/71 erhielt Jaeggi eine Einladung an die New School in New York, und er bat mich, ihn derweilen in Bochum zu vertreten. Sehr begeistert war ich nicht, und ein Teil der Bochumer Fakultät offenbar auch nicht, aber schließlich einigten sich alle Beteiligten, und ich zog für ein Jahr nach Bochum, die Betonwüste der Ruhr-Universität war noch im Bau und ziemlich häßlich. Ich las über Wissenschaftstheorie, machte natürlich ein Seminar über den Positivismusstreit und mußte Scharen von PädagogInnen über schichtspezifische Sprachbarrieren (Basil Bernstein) prüfen. Von den linken Studenten und wenigen Studentinnen wurde ich in den Diskussionen um Marx darüber belehrt, daß die „Deutsche Ideologie“ ein längst überholter Text sei, und daß es nunmehr gelte, sich mit dem „Methodenkapitel“ zu beschäftigen – es war die Zeit der „Wertformanalysen“.

Als ich zurück nach Bern kam, war da immer noch Lehrstuhlvakanz, und der interimistische Direktor, der erwähnte Staatsrechtler Richard Bäumlín, bat mich, die obligatorische Einführung in die soziologische Theorie zu lesen. Zu diesem Behuf beförderte man mich von der Privatdozentin zur „nebenamtlichen außerordentlichen Professorin“ – was ich bis heute geblieben bin. Um die Nachfolge auf dem Lehrstuhl gab es das übliche Gerangel, und nachdem einige liberale Professoren abgesagt hatten, berief man Walter Rüegg. Er war Schweizer, aber während der heiklen Zeit in Frankfurt Rektor gewesen und wohl traumatisiert. So verfolgte er hier mit unangemessener Heftigkeit alles, was links war und machte sich damit bei den Studierenden nicht gerade beliebt. 1986 mußte er aus Altersgründen gehen – die neue Regelung, wonach alle Professoren mit 65 zu emeritieren sind, wurde von der Erziehungsdirektorin strikt gehandhabt – und wir standen nach 13 Jahren wieder vor der Interimssituation, merkwürdigerweise mit zum Teil identischem Personal. Bäumlín wurde Interimsdirektor, ich bestritt gemeinsam mit Ruth Meyer und Farhad Afshar die Lehre. Ich sammelte ein Team von Assistentinnen um mich, und gemeinsam arbeiteten wir in den nächsten Jahren daran, daß zumindest einer der beiden vakanten Lehrstühle mit einer Frau besetzt würde. Wir erreichten, daß sich dreißig Frauen (bei sechzig Männern) bewarben, vier wurden zum Vorsingen eingeladen, und schließlich berief die Erziehungsdirektorin zu meiner Freude Claudia Honegger auf den Lehrstuhl für allgemeine Soziologie.

In meinen Berner Jahren habe ich zum größten Teil in der alten Richtung weitergearbeitet: Wissenschaftstheoretische Themen im weiteren Sinne, Klassentheorie und sozialer Wandel (Revolutionstheorien), Evolutionstheorie, Theoriegeschichtliches zu Arbeit und Religion. Im Sommer 1980 kündigte ich endlich ein Interpretationsseminar zum Marxschen „Methodenkapitel“ an (das ist der 3. Abschnitt der Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie von 1857). Dieser Text von 8 Seiten hatte mich auch ohne die Bochumer Studenten schon lange fasziniert, weil er ziemlich dunkel ist und allen Stereotypen zuwiderläuft. Obwohl die Wertformanalyse-Literatur ihn dauernd partiell zitiert, ist er niemals im Zusammenhang interpretiert worden. So setzte ich mich mit ein paar Teilnehmern des Seminars zusammen, und mit der schließlichen Förderung durch den Schweizerischen Nationalfonds und nach viel Arbeit und heftigen Debatten konnten wir 1994 unseren Kommentar publizieren.⁴

Während all der Jahre habe ich mich dreimal in Deutschland halbherzig um eine Professur beworben, aber auch wenn ich fachlich Chancen gehabt haben sollte: Niemand glaubte mir, daß ich wirklich kommen würde, da ja der Mann Ordinarius in Bern war und die „Spagatehen“ nicht so üblich wie in den letzten Jahren. Und ich wäre wohl auch nicht gegangen, zu sehr war meine Ehe geprägt von den Definitionen der Fünfzigerjahre.

Dieser Umstand ließ mich auch verhältnismäßig spät zur Frauenbewegung stoßen. Nachdem mich irgendwann 1980 eine Studentin in eine Lesegruppe verschleppt hatte, ging es aber rasch. Ich arbeitete mich intensiv in die Literatur ein und publizierte bald einen Artikel „Über Solidarität“⁵, der viel diskutiert wurde.

Im Februar 1990 schied Georg Jánoska freiwillig aus dem Leben. Die folgenden drei Jahre waren schwarze Jahre. Georgs Tochter Dolores in Graz mit ihrer Familie und die Freundinnen und Freunde in Bern halfen mir jedoch in wundervoller Weise. Nicolas Broccard, Jánoskas ehemaliger Assistent und liebenswerter Freund, teilte mir bald seinen Entschluß mit, verstreute Aufsätze in einem Band herauszugeben und damit einen lang gehegten Wunsch Georgs posthum zu erfüllen. Zuerst war ich unfähig, etwas zu tun, bald aber machte ich mir die Idee zueigen und arbeitete fleißig mit – was half. Zu viert haben wir das Buch im Herbst 1992 herausgebracht⁶. – Zu meinem 60. Geburtstag überraschten mich

4 Judith Jánoska, Martin Bondeli, Konrad Kindle, Marc Hofer, Das „Methodenkapitel“ von Karl Marx. Ein historischer und systematischer Kommentar, Basel: Schwabe 1994.

5 Schweizerische Zs. f. Soziologie Vol. 8 Nr. 2 (1982), S.331-340.

6 Georg Jánoska, Sein und Bedeutung. Philosophische Schriften 1952-1989, hrsgg. von Stefanie Brander, Nicolas Broccard, Judith Jánoska, Alex Sutter, Bern et al.: Peter Lang 1992.

die jungen Freundinnen mit einer Festschrift, ausschließlich von Frauen bestritten – vermutlich ein Novum in diesem Genre⁷.

1996 werde ich den hiesigen Gepflogenheiten gemäß pensioniert. Eigentlich wollte ich dann gleich nach Graz zurückkehren. Meiner Schweizer Freundin zuliebe werde ich das aber vorläufig lassen.

7 Katharina Belser, Elisabeth Ryter, Brigitte Schnegg, Marianne Ulmi (Hg.), Solidarität – Streit – Widerspruch. Fs. f. Judith Jánoska, Zürich: eFeF Verl. 1991.

Artur Meier

Verspäteter Einlaß

Prolog: Volltreffer

Meine Studenten in Berkeley und auch ein Teil des übrigen Personals am Center for Studies in Higher Education staunten nicht schlecht: Ein Soziologe aus East Germany wäre ich? Sie kannten bestenfalls ein oder zwei Namen aus Deutschlands Westen. Aus einem kommunistischen Land käme ich? Sie vermuteten, daß es dort gar keine Soziologie gäbe. Über bildungssoziologische Vergleiche auf empirischer Ebene wollte ich mit ihnen arbeiten? Da konnten sie nicht „Nein“ sagen, blieben aber dennoch vorerst skeptisch.

Die ebenso naiv wie kritisch Fragenden wußten damals – immerhin im Jahre 1988 – nicht viel mehr über die DDR, als daß dieses andere Deutschland zwar die schöne Eisprinzessin Katy Witt hervorgebracht hatte, aber ansonsten von der übrigen Welt, ihrer westlichen natürlich, durch eine unüberwindliche Mauer abgeschlossen war. Ihr anfängliche Zurückhaltung war so unverständlich nicht; denn schließlich zierte auch mein Name nicht ihre Literaturlisten, auf der fast nur die Angehörigen der geheiligten Familie der amerikanischen Soziologie auftauchten.

Es bedurfte also erst einmal der Fürsprache von Neil Smelser und Martin Trow, meiner beiden Freunde, die schon das Kunststück fertiggebracht hatten, mich aus meinen bedrückenden Verhältnissen wenigstens für einige Zeit herauszuholen. Mit der für Amerikaner so typischen Direktheit machten sie sehr schnell klar, welche professionellen Maßstäbe für die Einladung an die UC Berkeley galten. Daß sie meine Vizepräsidentschaft in der International Sociological Association und die wissenschaftliche Verantwortung für den folgenden Weltkongreß nicht zu erwähnen vergaßen, freute mich sehr, machte aber keineswegs den von mir erhofften Eindruck. Anders als in meiner Heimat schienen hier Ämter oder Funktionen nicht so sehr zu zählen. Viel stärker dagegen wog der Hinweis auf meine Publikationen in ihrer Sprache.

Nach diesen Startschwierigkeiten kam die Sache trotzdem ins Rollen und begann allmählich, uns gegenseitig Spaß zu machen. Mit der kleinen Gruppe von Studenten ließ es sich besonders gut arbeiten.

Es entstand die angenehme Nähe zwischen Lehrenden und Studierenden, die ich „von Hause aus“, der alten Humboldt-Universität zu Berlin, kannte und schätzte.

Die kalifornische Sonne schien für mich augenblicklich noch wärmer, als ich von einer neuen Einladung in die USA erfuhr: Joe Gusfield – wir hatten uns 1973 in Polen kennengelernt und dann auf Weltkongressen getroffen – wollte mich an sein Department ins schöne San Diego holen, schon im darauffolgenden Jahr. Der Aufenthalt in der Fremde mit all den angenehmen Freiheiten schien sich als ein später Volltreffer in meinem Leben zu erweisen, weit über die akademischen Aspekte hinaus. Ich fühlte mich bombig.

Ein Bombentreffer ganz anderer Art brachte jedoch plötzlich die schöne soziale Konstruktion zwischen mir und Berkeley's Jungakademikern wieder ins Wanken. Fragte mich doch eines Tages eine unbefangene Studentin vor allen anderen, warum denn so einer wie ich Ostdeutschland dem Westen vorzöge, die Unfreiheit sozusagen der Freiheit. Die „latente“ Irritation über meine Herkunft, die ich schon gewichen glaubte, wurde vollends „manifest“, als ich daraufhin prompt feststellte, daß ich von geburtswegen eigentlich ein Westler sei, erst später durch die Umstände in den Osten gelangt. „Why that?“ – „Thanks to your bombs.“ Die Verwirrung nach dieser Antwort, wie konnte es anders sein, war perfekt. Mißlungene symbolische Interaktion, so unterschiedliche Bedeutungen.

So what? Ja, als Zwölfjähriger hatte ich 1944 meine ganze Straße in Berlin-Wedding in Flammen stehen sehen. Eine amerikanische Luftmine hatte auch unsere kleine Arbeiterwohnung hinweggerissen, von ihrem kärglichen Mobiliar blieb nichts übrig. Meine Eltern und ich überstanden die Terrorangriffe fast wie durch ein Wunder. Bei Verwandten in Berlin-Pankow fanden wir Unterschlupf, dann – nach dem Kriegsende – dort in der Nähe auch eine noch kleinere Bleibe.

Spiel des Schicksals; denn so geschah es: Die Siegermächte bestimmten im Jahre 1945, daß der „rote Wedding“ zu den Westsektoren und das viel feinere Pankow zum Ostsektor gehörten.

An der örtlichen Friedrich-List-Schule machte ich dann mein Abitur. Im Osten galt damals eine neue Kulturverordnung, die Abiturienten mit der besten Abschlußnote eine freie Studienwahl gestattete. Meine Herkunft aus einem antifaschistisch aktiven Elternhaus stellte zusätzlich eine „positive Diskriminierung“ dar. Ich wollte Chemie studieren. Doch da war mein alter Deutschlehrer, der es zum Hauptschulrat für die Oberschulen gebracht hatte, dazwischen. Er machte mir den sensationell anmutenden Vorschlag, sogleich nach den Ferien als Deutsch- und Geschichtslehrer sogar an einer Oberschule anzufangen und daneben ein Fern- und Abendstudium an der damals in Ostberlin beheimateten Pädagogischen Hochschule aufzunehmen. Das reizte mich sehr, ich griff zu.

Infolge der Entlassung von Lehrern, die in der NSDAP aktiv gewesen waren, und der zahlreichen Übergänge älterer Studienräte in den Westen herrschte im Ostsektor der Stadt ein starker Lehrermangel. So fing ich im Range eines „Lehramtsanwärters“ mit 24 Wochenstunden an der Schinkelschule in Prenzlauer Berg an. Mit den Schülern der 9. bis 12. Klassen hatte ich erstaunlicherweise keine Schwierigkeiten. Ich legte nebenher meine beiden Staatsexamensprüfungen für das Lehramt ab. Auch das war nicht schwer, denn durch meinen Unterricht auf der Abiturstufe stand ich „voll im Stoff“ und war auch didaktisch auf der Höhe. Mein Lehrer-Dasein nahm seinen Gang. Ich war dabei glücklich und zufrieden – in Ostberlin.

Mit 24 veröffentlichte ich mein erstes Buch: Über die französische Revolution und ihre Folgen. Es fand eine starke Verbreitung, man beförderte mich. Daß ich nunmehr als jüngster Schulrat in Deutschland ausgeben werden konnte, dazu noch parteilos, paßte gut zu dem Image, das die DDR in den 50er Jahren von sich zu erwecken suchte. Ich kann nicht behaupten, daß es mir mißfiel. Zudem hatte ich einigen Erfolg. Nur meine Schule fehlte mir sehr. Bald wollte ich unbedingt wieder Lehrer sein, und kluge Freunde rieten mir, auf keinen Fall die für mich schier vorgezeichnete Funktionärslaufbahn einzuschlagen. Ich erreichte meine Versetzung an die Volkshochschule, ein Glücksumstand mehr in meinem Leben diesseits der 30. Das „Peter-Prinzip“ schien durchbrochen.

Das alles spielte sich noch vor dem Bau der Mauer ab. Die beiden Hälften der Stadt gingen schon getrennte Wege, aber der Alltag der meisten Berliner war zunächst so verschieden nicht. Erst mit der rigorosen Spaltung im Jahre 1961 teilte sich für mich und meine Freunde die Welt. Trotzdem ahnten wir damals nicht, daß sie fast dreißig Jahre halten sollte. Wir sahen darin eine vorübergehende Notmaßnahme. Und irrten uns gewaltig.

Meinen amerikanischen Studenten, denen ich die verwirrende Geschichte meiner westöstlichen Herkunft nur in der Kurzform zu erklären versuchte, mochte daran klarwerden, wie gering oft unsere „rational choices“ und wie stark dagegen die „limits“ sind, die unser Leben bestimmen. Zwei amerikanische Volltreffer in meinem Leben, ganz verschieden in ihrer Art, dazwischen fast ein halbes Jahrhundert. Der erste markierte den Beginn meines Weges in den Osten, der zweite die schon signifikante Bewegung in die umgekehrte Richtung. Der Zufall will es auch, daß genau auf der zeitlichen Mitte zwischen diesen Ereignissen, nämlich 1966, meine Beschäftigung mit der Soziologie einsetzte; aus westlicher Sicht relativ spät, aus östlicher vergleichsweise ziemlich früh.

Zwischenspiel: Umwege

Erst im Jahre 1964 hatte das Politbüro der SED einen Beschluß gefaßt, der faktisch die Wiederzulassung soziologischer Forschung bedeutete. In fast allen anderen Ländern des real existierenden Sozialismus in Europa (außer in Albanien) war das schon mehrere Jahre zuvor – in der „Tauwetterperiode“ – erfolgt. „Der Rat der Götter“ in der DDR tat sich offenbar besonders schwer, die seit der Hoch-Zeit des Stalinismus als „bürgerliche Pseudowissenschaft“ gebrandmarkte und faktisch über fünfzehn Jahre hinweg im östlichen Deutschland verbotene Soziologie wieder anzuerkennen, vorsichtshalber mit dem einschränken- den Attribut „marxistisch“. Zum Leidwesen von Ökonomen, die sich empirisch und auch mit dem Blick auf westliche Theorien schon mit dem Gegenstand auseinandersetzen begonnen hatten, wurde sie unter die ideologische Aufsicht linientreuer Philosophen gestellt. Trotzdem: das gesprochene Wort galt. Wiederum nach sowjetischem Vorbild wurde die Angelegenheit langsam, aber sicher institutionalisiert: zuerst am ZK-hauseigenem Institut für Gesellschaftswissenschaften, dann – Mitte der 60er Jahre – an weiteren zentralen Forschungseinrichtungen und schließlich, nach manchem Hin und Her, gegen Ende des Jahrzehnts auch an den Universitäten, zuerst als eine Art Nebenfach.

Um diese Zeit also bot sich mir überraschend die Chance, in die Sache einzusteigen, gewissermaßen von der Seite her. Im besagten Jahr 1964 hatte ich mit einer Dissertation über die Arbeiterbildung in der Weimarer Republik an der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert. Sie erschien später als Raubdruck in der Bundesrepublik und fand, wie ich erfuhr, in einigen universitären Oberseminaren dort eine gewisse Resonanz. Bekannte Fachkollegen von drüben zollten ihr ebenfalls Anerkennung, was mich insgeheim stolz machte, nicht aber allzu publik werden durfte. So hätte es weitergehen können. Aber mein Doktorvater, der international bekannte Bildungshistoriker, Prof. Dr. Helmut König, legte mir, ganz im Gegenteil, nahe, das Gebiet zu verlassen und etwas ganz Neues in Angriff zu nehmen. In der Soziologie, so meinte er, gelte es jetzt, Pionierarbeit zu leisten. Man dürfe, so sein Credo, nicht sein ganzes Leben ein und dasselbe wissenschaftliche Feld abgrasen. Das gefiel mir. Auf der Suche nach einem geeigneten Thema für meine Habilitationsschrift kamen wir auf die Idee, systematisch die Bildungssoziologie aufzuarbeiten und ihr ein breites Fundament für die Einführung als Wissenschaftsdisziplin im Osten zu legen, wo sie bis dato noch gänzlich fehlte. Das war doch was. Und einmal ein guter Universitätsprofessor in einem speziellen Fach zu werden, das war schon ein lockendes Ziel.

Bis dahin jedoch sollte es noch ein langer Weg werden. Wenn seinerzeit die Bildungssoziologie selbst noch im Westen ein ziemlich dis-

parates Gebilde war, so hatten meine Altersgenossen dort selbstverständlich einen klaren Vorsprung, unter dem Einfluß ganz anderer „Könige“. Während sie wahrscheinlich Mitte der 60er Jahre ihren obligaten Amerika-Aufenthalt schon hinter sich und die Berufung vor sich, ja, meistens schon in der Tasche hatten, amtierte ich, als ich mit meiner Einarbeitung in das Fach begann, hauptberuflich als Volkshochschuldirektor in Berlin-Prenzlauer Berg.

Das war in der DDR immerhin möglich: Man blieb weiterhin erwerbstätig und konnte außerdem studieren, promovieren oder sich habilitieren – mit einigen, gesetzlich großzügig geregelten Freistellungen pro Jahr. Kein leichtes Unterfangen, aber auch kein schlechtes. Es erlaubte einem, eigene Wege zu gehen. Bei entsprechenden Leistungen erhielt man eine sogenannte „außerplanmäßige Aspirantur“ an der Universität, eine Art unbezahlte Stelle an einer Fakultät mit Betreuung durch einen Professor, auf der man sich auf höhere akademische Grade vorbereiten konnte. So war es auch schon mit meiner Promotion gelaufen, wobei ich zugeben muß, daß die Volkshochschularbeit – in der Hauptsache nur ein paar Stunden im dazugehörigen Abendgymnasium und ein bißchen Verwaltungskram – mir tagsüber viel Zeit für mein Studium ließ. Autodidaktisch voranzukommen, das hatte ich teils der Umstände halber, teils aus eigenem Ehrgeiz schon seit langem drauf.

Ohne das Jahrzehnt an der Volkshochschule Prenzlauer Berg aber hätte ich meine Wunschvorstellung wohl nie verwirklichen können; denn nicht nur die damit verbundene freie Zeit erwies sich für mein Vorhaben als vorteilhaft. Auch manches andere machte mir das Leben hier sehr angenehm. Da waren als Hörer junge, sympathische Erwachsene, wie ich sie später in meinen Studenten wiedererkannte: das große Gewicht, das in einem solchen Falle einem guten Verhältnis zu ihnen und der Lehre generell zukommt. Da hatte ich einen Kreis von haupt- und nebenamtlichen Lehrkräften zusammenbringen können, die zumeist ebenfalls wissenschaftliche Ambitionen hatten, kreative Köpfe, wie sie sogar an Hochschulen ohne das populistische Präfix eine intellektuelle Rarität darstellten. Und da wohnte und arbeitete ich in einem Stadtbezirk, der wohl der soziologisch interessanteste in Ostberlin war und wie unsere Volkshochschule selbst bald ein Geheimtip für westliche Besucher. Schließlich durften meine Kollegen und ich wie kaum an einer anderen Bildungsstätte sehr freizügig mit den Lehrgegenständen experimentieren. Dies trug mir einige Einladungen in den Westen ein, von denen mir allerdings 1967 nur eine einzige für einen halben Tag nach Westberlin wahrzunehmen erlaubt wurde. Ans „Abhauen“ dachte ich damals nicht. Meine sekundäre Sozialisation war längst gelungen. Meine schöne Frau Regine, mein kleiner Sohn Andreas, gute Freunde und eine befriedigende Arbeit sorgten außerdem für soziale Seßhaftigkeit.

Daß wir Lehrer an der Volkshochschule Prenzlauer Berg jahrelang unser eigenes Lehrprogramm, sozusagen ein „hidden curriculum“ besonderer Art, umsetzen konnten, war wiederum vielen günstigen Faktoren geschuldet. Als Fallbeispiel wären sie bildungssoziologisch, mehr aber noch alltagssoziologisch für ein Verständnis dessen, was unterhalb der realsozialistischen Oberfläche geschah, gewiß interessant. Der Zufall hatte aber auch hier seine Hand im Spiel. Einer glücklichen Fügung war es zu verdanken, daß einer unserer besten und charakterstärksten Abiturienten über eine FDJ-Karriere in die wichtigste Machtposition des Stadtbezirkes gelangt war. Als 1. Kreissekretär der Partei schützte der inzwischen selbst promovierte Mann den Kader an seiner geliebten Schule, die so anders war als alle anderen. (Wie ich freilich heute annehme, waren Protektionen dieser Art nicht so selten, in einer „sozialistischen Ständegesellschaft“.) Dazu kam die „revolutionäre Romantik“ meines jungen Kollegiums und damals auch noch größerer Teile der Hörerschaft auf diesem 2. Bildungsweg. Sie ließ uns glauben, wir würden alternativ zu der konservativ dominierten Bundesrepublik hier ein fortschrittliches und gerechtes Deutschland aufbauen.

Dieser Hauch von Freiheit, diese Lust an Experimenten, diese Beweglichkeit jenseits des Offiziellen – all dies änderte sich jedoch schlagartig, von einem Tag auf den anderen. Man schrieb den 21. August 1968. Die Truppen der Bruderstaaten des Warschauer Paktes – „Brüder kann man sich nicht aussuchen“ – waren des Morgens in die Tschechoslowakei einmarschiert. Des Abends blieb die VHS Prenzlauer Berg geschlossen – auch anders als alle die anderen, die so weitermachten, als wäre nichts geschehen. Noch einmal konnte der mächtigste Mann am Ort seine schützende Hand über unser Kollegium halten und mögliche schwerwiegende Folgen unseres kurzen Streiks abwenden. Was er aber nicht verhindern konnte, war ein Riß, der viel tiefer ging als jeder äußere Schlag, der uns hätte treffen können. Für viele meiner Weggefährten von damals brachte (spätestens) dieser Tag das Ende der lang gehegten Illusion. Wie merkwürdig: Als drüben die jungen Akademiker der Utopie just nachzulaufen begonnen hatten, ging sie für uns hüben gerade zu Ende. Meine engsten Freunde und ich, die wir geistes- oder gesellschaftswissenschaftliche Fächer unterrichteten, beschlossen, die Volkshochschule zu verlassen. Wie hätten wir unseren Hörern gegenüber ehrlich bleiben können und zugleich einen „staatlichen Auftrag“ als sozialistische Lehrer erfüllen sollen? Soweit es ging, versuchten wir, uns scheinbar abseits gelegenen Wissensgebieten zu widmen. Das Experiment Volkshochschule schien uns als gescheitert – wie vieles am Sozialismus selbst. Ich hielt dazumal die Bildungssoziologie für eine mögliche Nische wissenschaftlichen Arbeitens.

Die große biographische Schleife vor Beginn meiner Existenz als Wissenschaftler von Berufswegen war wohl – rein akademisch be-

trachtet – ein beträchtlicher Umweg; trotz allem: als ein Holzweg erscheint sie mir bis heute wahrhaftig nicht.

Performance: Vorder- und Hinterbühne

Bevor ich endlich meine Rolle als Forscher im kleinen Provinztheater der DDR-Soziologie antreten konnte, bedurfte es des im Schreib- und Stempelstaat erst noch üblichen Einlaßausweises. In meinem Fall war das die Habilitation. Die Hochschullehrerberufungsordnung von 1968 sah als Voraussetzung dafür Forschungsergebnisse vor, die das „Höchstniveau der Wissenschaften“ erreichen sollten, „wissenschaftliche Spitzenleistungen“ also. Diejenigen, die mir die außerplanmäßige Aspirantur an der Humboldt-Universität gewährt hatten, schienen dies sogar erstaunlich wörtlich zu nehmen: Ich auch, so komisch es erscheinen mag. Spürte man doch auch damals schon allerorts die Beschränkungen der Forschung, in Sonderheit auf einem gesellschaftswissenschaftlichen Gebiet. Aber gerade unter einer Diktatur lernt man die einmalige Gewitztheit, ja Gerissenheit, Schlupflöcher zu suchen, die einem den Zugang zu den verbotenen oder mitunter auch nur geheimnisumwitterten Dingen dennoch gestatten. Wenn man es denn tatsächlich gewollt hat, so konnte man mit vielen Tricks eine Balance zwischen äußerer Anpassung an das Regime und seine Dogmen und innerer Unabhängigkeit bei der Suche nach wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit (oder was man dafür hielt) herstellen, eine leicht zerbrechliche zwar, aber im allgemeinen auch recht erträgliche. Was moralisch so doppelbödig erscheinen mag, war so unvernünftig nicht – im real existierenden sozialistischen Alltag. Bei der Anfertigung meiner Habilitationsschrift jedenfalls bediente ich mich manch unerlaubter Hilfsmittel.

Woher denn die aktuelle soziologische Literatur nehmen, wenn sie in sogenannten „Giftschränken“ der Bibliotheken aufbewahrt oder vielleicht angesichts der chronischen Devisenknappheit der DDR schon gar nicht mehr angeschafft wurde?

Um da heranzukommen, brauchte es indes eines nicht allzu trickreichen Verfahrens (welches demzufolge auch unter dem „gelehrten Publikum“ in der DDR weit verbreitet war). Dafür aber eines guten Freundes oder einer guten Freundin aus dem Westen, die den Mut zum Schmuggeln aufbrachten. Ich hatte das Glück, 1965 eine Studentin der FU im Ostberliner Kabarett „Die Distel“ kennengelernt zu haben, die mich seitdem regelmäßig besuchte. Den DDR-Grenzen entging bei ihren argwöhnischen Blicken in Taschen und Beutel der „andere Umstand“, daß Angelas Körperumfang von Mal zu Mal zunahm.

Beim Auspacken der Bücher bei mir zu Hause wurde sie dann sichtlich wieder schlanker. Wir tauschten „Rotkäppchen“ gegen Renate Mayntz; Braun (Volker) gegen Blau (Peter M.), bulgarischen Krims gegen amerikanischen Brim's, (Helga) Königsdorf gegen (Ralf) Dahrendorf usw. Obwohl ungesetzlich, so doch ganz sozialistisch – Ware gegen Ware: Sekt, Volkskunst, schöngeistige Bücher von hüben gegen Fachliteratur von drüben. Von den drei Gutachtern meiner Habilitation beanstandete nur einer, daß etwa die Hälfte der in meinem Nachweis aufgeführten Quellen westlicher Provenienz sei, dazu noch auf dem aktuellsten Stand. Die anderen hatten die Courage, den internationalen Überblick hingegen hervorzuheben.

Wie denn aber eine soziologische Facharbeit abliefern, die dem Gebot der „Parteilichkeit“ Rechnung trug und trotzdem wissenschaftlicher Objektivität genügte, unvereinbaren Prinzipien vorherrschender Ideologie und kritischer Forschung? Aber selbst da gab es Spielräume, vor und hinter den Kulissen.

Damals blühte in Walter Ulbrichts DDR zeitweilig gerade eine weit abgehobene Systemtheorie auf, bevor sie – wenige Jahre später unter Erich Honecker – als „den Interessen der Arbeiterklasse“ zuwiderlaufend hingestellt wurde, und wieder verdorrte. Ich konnte mir noch rechtzeitig den kurzen Frühling system- und organisationstheoretischen Denkens zunutze machen; denn von daher ließen sich schließlich bildungssoziologische Fundamente legen und darauf eine Systematik der Disziplin aufbauen. Heraus kam eine merkwürdige Mischung von vordergründigem Marxismus und hintergründigem Strukturfunktionalismus, drapiert mit einigen absichernden politischen Zitaten, unter dem neutralen Titel: „Das Bildungswesen als soziale Organisation“.

Das also war geschafft. Der Eintritt in die von der Öffentlichkeit sorgfältig abgeschirmte Veranstaltung beginnender DDR-Soziologie wurde mir jetzt gestattet. Im kleinen Kreise feierten wir das Ereignis zusammen mit dem Weihnachtsfest 1970. Sogar aus Bonn erhielt ich auf Umwegen einen Glückwunsch: von meinem FDP-Freund Dr. Dietrich Urbach.

Aber wie ein derart spezielles Fach denn nun wirklich etablieren? Konnte man denn unter den damaligen Verhältnissen daran denken, der bildungssoziologischen Forschung selbst sozusagen einen organisationssoziologisch relevanten Background irgendwo zu verschaffen?

Der Industriesoziologie war solches bis dahin als einziger gelungen. Jugend- und Familienforschung, Stadt- und Kulturforschung, ebenfalls im Kommen, wollten oder durften sich nicht als Soziologie ausgeben. Sie wurden als interdisziplinär betitelt, die Leiter derartiger Forschungseinrichtungen, zumeist Philosophen oder Psychologen blieben zum neuen Fach deutlich auf Distanz. Nur die Medizinsoziologie fand damals den internationalen Anschluß. Ihr Begründer, ein

altkommunistischer Widerstandskämpfer und Sozialhygieniker von Format, hatte sie unter dem schützenden Dach der Charité angesiedelt.

Wir Jüngerer aber hatten untereinander wenig Kontakt, bis schließlich die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Humboldt-Universität erstmalig ein soziologisches Zusatzstudium einzurichten mußte. Statistik und Methodik gehörten mit zur Ausbildung. Wir strömten dorthin. Und nach drei Semestern erhielten wir, die wir größtenteils schon in einer anderen Disziplin promoviert hatten, als erste im Jahr 1969 das begehrte Staatliche Zeugnis – als „Industriesoziologen“. Mit diesem wichtigen Zertifikat ließ sich vielerorts der nächste Schritt zu empirisch fundierter Forschung, bald auch zu eigener Lehre auf speziellen Gebieten wagen.

Doch die philosophisch-ideologischen Linienrichter verschärften gerade um diese Zeit ihre Wachsamkeit. Erstmals gab es, im November 1969, unter dem Motto „Soziologie im Sozialismus“ einen Kongreß: die „Tage der marxistisch-leninistischen Soziologie in der DDR“. Um sich von der Vorkriegsbezeichnung und vom westdeutschen Gegenpart gleich doppelt abzugrenzen, wählte man großspurig gleich einmal den Plural und fügte dem Attribut „marxistisch“ (das hatten die drüben ja gerade auch für sich entdeckt) noch ein weiteres hinzu, das das Dogma eines weiteren Propheten symbolisierte. Hatte der doch Anfang des Jahrhunderts den Marxismus für wahr und deshalb für allmächtig erklärt. Der Name seines wahrhaft allmächtigen Nachfolgers, des mörderischen Erfinders einer Gesellschaft von 2½ befreundeten Klassen, jedoch wurde niemals auf dem Kongreß genannt. Auf der Vorderbühne des Kongresses hatte er aber, lange nach seinem Tode, noch große Auftritte. In seinem Geiste galt es, wieder einmal eine Bedrohung durch den Klassenfeind zu bannen. Denn ein Gespenst ging um: das der bürgerlichen Soziologie. Von hinten kommend, drohte es heimlich die offizielle Rollenverteilung, ja, das ganze Drehbuch durcheinanderzubringen. Raffiniert bediente es sich einer fremden Fachsprache, die doch regelrecht auf einen Verbots-Index gesetzt worden war: Sozialisation, Devianz, ja, Sozialrolle selbst beispielsweise. Und es schlüpfte in immer neue Kleider: In die Kostüme immer neuer Bindestrich-Soziologien gehüllt, schien es das mit so viel Bedacht gewebte Einheitskleid einer Soziologie unter dem Primat des Historischen Materialismus zu durchlöchern. Den damaligen ideologischen Aufpassern könnte man nachträglich zugute halten, daß sie um den Fortgang der Vorstellung besorgt waren – oder nur um ihr eigenes Rollendasein, was schließlich auch verständlich gewesen wäre.

Als ich, in diesen Kreisen noch wenig bekannt, in einer Arbeitsgruppe des Kongresses über den Gegenstand der Bildungssoziologie referierte, wurde doch allen Ernstes und in scharfem Ton gefragt, ob man denn etwa noch eine Zweigsoziologie zulassen wolle. Wenig

später erfuhr ich von einem internen Gutachten an das Volksbildungsministerium, das vor dieser bürgerlichen Gefahr der Auflösung der einheitlichen m.-l. Soziologie warnte. Bewirkt hat diese Intervention aber das Gegenteil: absurdes Theater.

Jetzt erst recht, schienen sich nämlich einige Protagonisten der neuen Disziplin zu sagen. Sie erreichten sogar schließlich ihre Institutionalisierung. Just um diese Zeit wurde die „Akademie der Pädagogischen Wissenschaften“ geschaffen, und die, die sie konstruierten – mein Professor Helmut König und der kluge Bildungsökonom Professor Klaus Korn in wichtigen Führungspositionen beim Volksbildungsministerium – hielten eine Soziologie des Bildungswesens für unabdingbar. Sie setzten eine Forschungsabteilung gleichen Namens durch, anfangs nur mit drei Leuten, aber immerhin.

Der Hauptgrund für diesen Erfolg, so konnte man eigentlich schon damals beobachten, obwohl einem das theoretische Verständnis dafür fehlte, war wohl der ständische Charakter der realsozialistischen Macht. Die Großfürstin an der Spitze der Volksbildungspyramide ließ sich von niemandem, das war bekannt und gleichermaßen auch gefürchtet, in ihr Herrschaftsgebiet hineinreden – schon gar nicht von Vasallen aus anderen politisch markierten Provinzen, nicht einmal von solchen, die dem ZK direkt unterstanden. Hatten die anderswo ihre Industriosozologie oder maßen sich eine übergreifende Jugendforschung an, so ließ man eben auf dem eigenen Feudum eine Bildungssoziologie ackern – ob man sich von ihr nun wirklich neues Herrschaftswissen versprach oder auch nicht. *Cuius regio, eius religio*. Der Religionsfriede wurde in einer traditionellen Gesellschaft respektiert, zumindest unter dem sozialistischen Adel an der Spitze. In diesen Grenzen aber bot er den jeweiligen Hintersassen auch einen bestimmten Schutz.

Nolens volens wurde aus diesem „role making“ von oben für mich das „role taking“ von unten. Ich wurde zum designierten Akademiepräsidenten bestellt und sollte meine Ideen von dem neuen soziologischen Fach darstellen. Gesagt, getan. Am Ende der Diskussion bot man mir die Leitung der kleinen bildungssoziologischen Forschungsabteilung an. Ja, man machte mir sogar zusätzliche Avancen. Ich könnte mit dem Vorschlag für eine Berufung zum Ordentlichen Hochschuldozenten für Bildungssoziologie zu Beginn des neuen Semesters im Frühjahr 1971 rechnen, eine spätere Professur sei nicht ausgeschlossen. Meine Habilitationsschrift sollte auf ihre Veröffentlichung als Einführungswerk in die Soziologie des Bildungswesens geprüft werden. In beiden Fällen verzichtete man, aus welchem Grund auch immer, aber zu meiner freudigen Überraschung auf die ansonsten gängige Attributierung (m.-l.). Ins Ausland reisen dürfen? Da kam die Antwort schon zögerlicher, aber immerhin klang sie nicht ablehnend: Man werde ins Auge fassen, mich in eine interdisziplinär

zusammengesetzte „Delegation“ in die Sowjetunion aufzunehmen; dann müsse man weiter sehen. Die ausgelegten Köder ließen mich anbeißen. Ich war zwar nicht mehr so naiv wie in den „Silbernen 50ern“, die sich als „Falsche Fuffziger“ herausgestellt hatten, oder wie in den „Goldenen 60ern“, die an einem „Schwarzen Freitag“ im August für uns so abrupt ihr Ende gefunden hatten. Dennoch willigte ich ein. Eine echte Alternative zu dem schizophoren Vergnügen, das da auf mich fachlich und politisch zukam, hatte ich in Wahrheit auch wohl kaum. Wie witzelten wir doch allemal in der DDR: Bei uns kann jeder werden, was er möchte, ob er will oder nicht.

1971 wurde ich tatsächlich zum Hochschullehrer berufen; an der Akademie konnte ich forschen, an der Humboldt-Universität mein Fach einführen. Bald darauf lehrte ich nebenbei die Bildungssoziologie als Gast auch an den Universitäten in Leipzig und Halle, außer meiner Berliner Wirkungsstätte die einzigen beiden Hochschulen, an denen in den 70er Jahren nunmehr Studenten sich für die Soziologie immatrikulieren konnten, jeweils 20 maximal, ein DDR-weiter NC von 60 Zulassungen pro Studienjahr. Vom Berufsstatus her war ich mehr Forscher; aus Berufung, wenn man so etwas heute noch sagen darf, fühlte ich mich stets mehr als Lehrer. Beide Rollen auf einen Nenner zu bringen war in der DDR – zum Unterschied von gegenwärtigen Klischees über ihren Wissenschaftsbetrieb – kein wesentliches Problem. Zumindest auf der Hinterbühne war Humboldts Geist lebendiger, als man von bestimmter Seite her es heute wahr haben möchte. Inter-Rollen-Konflikte blieben mir in meinen Anfangsjahren viel eher erspart als die sogenannten Intra-Rollen-Konflikte. Als Lehrender nahm ich mir die Freiheit, den Studenten die Bildungssoziologie im internationalen Überblick nahezubringen, was jene fast immer dankbar quittierten. Als angehender empirischer Forscher hingegen war ich von Anfang an großen Beschränkungen ausgesetzt, die es mir ungemein schwer machten, internationale Standards einzuhalten.

Die DDR-Autoritäten hatten eine ebenso notorische wie lächerliche Furcht vor dem geschriebenen Wort. Soziologische Forschungsberichte wurden umgehend für „Streng Vertraulich“ erklärt, manch ein Artikel durch eine mehrstufige interne Zensur bis zur Unkenntlichkeit verhunzt.

Das Risiko des gesprochenen Wortes im kleinen Kreis des eines-teils handverlesenen, andernteils einem auch vertrauten akademischen Nachwuchses an der Universität war hingegen viel geringer. Von meinen eigenen Studenten, glaube ich, hat mich jedenfalls seinerzeit niemand provoziert oder gar denunziert. Damals, zu Beginn der soziologischen Lehrveranstaltungen in der DDR, konnte man, so man es wirklich wollte, in seinen mündlichen Darlegungen ziemlich weit gehen. Beherrschte man ein wenig die Techniken primärer und sekundärer Anpassung, übte man sich auch hin und wieder in der „Rol-

lendistanz“, dann vermochte man den ebenso aufmerksamen wie anhänglichen Studenten sehr viel mehr und vor allem sehr viel anders mitzuteilen als die staatlich sanktionierten Curricula einem aufgaben. Ich habe es, als ich mit den speziellen bildungssoziologischen Vorlesungen in den höheren Semestern begann, als ein großes Lob empfunden, wenn mir manche meiner Studenten spontan sagten, sie hätten jetzt erst einen Begriff von dem bekommen, was Soziologie als Wissenschaft sei. Hinter der vorgehaltenen Hand spotteten diejenigen, die einem besonders nahestanden, über die „Histmatniki“, die Chefidologen eines eher „Hysterischen“ als „Historischen“ Materialismus, an dessen Gängelband die aufstrebende Soziologie in der DDR nach dem Willen der Parteioberen geführt werden sollte. Ja, so ist das mit dem „Unterleben“ von sozialen Organisationen.

Schwieriger als an der Universität ließ es sich jedoch mit meiner Forschungsgruppe an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften an. Ich fand drei ältere „Doggies“ vor, die fachlich schwach, dafür aber politisch um so emsiger waren. Ihre Karriere hatten sie in den unteren Rängen der Partei oder in deren Kampfgruppen gemacht. Sie versuchten mich, im Bunde mit anderen Altgenossen auch bald ideologisch anzuschwärzen. Daß sie damit nicht durchkamen und die Präsidenten der APW, vor allem die Professoren Gerhart Neuner und Karl-Heinz Günther, mich auch weiterhin deckten, war wohl weniger deren subjektiver Sympathie für mich oder ihrem politischen Mut zu verdanken als vielmehr einer objektiven inneren Spannung, in der sich die DDR-Gesellschaftswissenschaften die ganze Zeit über befanden. Einerseits sollten sie mit ihren Mitteln das Regime ideologisch legitimieren, andererseits auch gesellschaftliche Prozesse steuern helfen. Das erstere verlangte politische Unterordnung und rituelle Phrasen; das letztere ließ fachgerechte Forschung mit verlässlichen Methoden zu, wenn auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Ich erlernte frühzeitig die Regeln dieses nicht ungefährlichen Spiels, also den Drahtseilakt zwischen Parteidisziplin und Wissenschaftsdisziplin. So kam auch die Sache ins Laufen. Kleinere Schwankungen wurden von den Oberen hingenommen, geringere Abstürze konnten wir da unten verschmerzen. Inzwischen hatte ich meine Abteilung um einige jüngere Leute – teils auf dem Wege von Aspiranturen, teils infolge meiner gleichzeitigen Tätigkeit an der Universität – erweitern können. Selbst die älteren „Genossen“ begriffen allmählich, daß man gut daran tat, bei der Hinwendung zu mehr pragmatischen, hier und da schon meritokratischen Tendenzen im seinerzeitigen Wissenschaftsbetrieb mitzuspielen.

In „sozialistischen Gemeinschaftsarbeit“ verfertigten wir unter meiner Federführung aufgrund von ausgedehnten empirischen Studien einen komparativen Forschungsbericht mit Moskauer Bildungssoziologen. Als unsere russischen Partner an die Veröffentlichung aus-

gewählter Ergebnisse gehen wollten, ein Verlag bei ihnen war schon gefunden, kam prompt ein harsches „Njet“ – nicht aus der Moskauer Zentrale, sondern aus dem Berliner Volksbildungsministerium. (Wie das Leben so spielt, verdankte ich 15 Jahre später ausgerechnet die eingangs erwähnte Einladung nach Berkeley einer Darstellung der von uns ehemals ermittelten krassen Unterschiede zwischen der Sozialisation von Jugendlichen in der Sowjetunion und der DDR auf dem 82. Soziologiekongreß der ASA. Melvin Kohn hatte mich ermutigt, die eigentlich veralteten Ergebnisse der Vergleichsforschung in USA publik zu machen, wenn auch verspätet.)

Intern war zu hören, wie erschrocken Margot Honecker – gleich nach der Machtergreifung ihres Gatten – über die „noch“ vorhandenen Unterschiede zwischen ihrem und dem sowjetischen Bildungssystem gewesen sein soll. Vor allem: wie deutsch stellte sich doch das erstere trotz aller sozialistischen Reformen immer noch dar! Jegliche Publikation dieser Art hatten wir uns – Anfang der siebziger Jahre – aus dem Kopf zu schlagen. Unter Aufsicht weiterforschen ließ man uns trotzdem.

Auch der „Aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“ (Bertolt Brecht) ging vorerst weiter. Meine theoretische Einführung in die „Soziologie des Bildungswesens“ durfte in Berlin und Köln 1974 endlich erscheinen und wurde als erstes soziologisches Fachbuch von einem westdeutschen Verlag in Lizenz übernommen. Daß die dortige Auflage von 8 000 Exemplaren bald vergriffen war, freute die DDR-Staatskasse, die bis auf einen kleinen Obolus für mich die Tantiemen gleich einmal einstrich. Daß dagegen die Auflage in gleicher Höhe sich hier im Osten nur schwer absetzen ließ, überraschte niemanden: Dieselben, die den Druck des Bundes gestattet hatten, hielten es von der Lehrerschaft in der DDR fern und fütterten jene dafür mit der ideologisch schwer verdaulichen Suppe „kommunistischer Pädagogik“.

Ich bemerkte dies ein wenig traurig, aber umwerfen konnte mich schon lange nichts mehr. Da gab es ja noch die Neben Bühnen zum volksbildnerischen Hoftheater mit seinen absurden „Leer“- oder Lehrstücken. Zu ihnen drängte es mich mehr und mehr. Und wieder einmal standen meine Sterne so ungünstig nicht: Die Polnische Akademie der Wissenschaften verlieh mir für mein erstes Fachbuch einen Internationalen Preis, den ich mir zwar mit Fidel Castro (in Anerkennung von dessen Reden über die Bildung des Volkes) und mit der Witwe von S. L. Rubinstein (als posthume Ehrung für sein psychologisches Lebenswerk) teilen mußte, dem aber weitere Übersetzungen in mehrere Sprachen folgten. Inzwischen hatte ich – ebenfalls auf polnischem Boden – mit Pierre Bourdieu Freundschaft geschlossen. Er regte mich nicht nur kühn zu Forschungen über die Reproduktion der Sozialstruktur in einer sozialistischen Gesellschaft an, sondern ihm gelang es auch mit viel Geschick, mich zum VIII. Weltkongreß für So-

ziologie 1974 nach Toronto zu holen. Welch ein Glück, dort wurde ich ad personam in ein Spitzengremium der ISA gewählt, was weitere Westreisen verhiess. Zwei Jahre später berief mich der DDR-Hochschulminister zum „Ordentlichen Professor für Bildungssoziologie“. So ließ es sich aushalten.

Die Nachkriegszeit währte in der DDR offenbar viel länger als in der Bundesrepublik – jedenfalls für die Soziologen meiner Generation. Sehr spät erst hatte sich für uns der Vorhang zu einem Spektakel gehoben, von dem nicht feststellbar zu sein scheint, welcher Gattung es eigentlich zuzurechnen wäre.

Epilog: Um – Besetzung

Die einst mühsam inszenierte soziologische Aufführung in Deutschlands Osten endete jählings als eine seltsame Mischung von Possen- und Trauerspiel. Es grenzte deshalb an Unwahrhaftigkeit, wollte man unbekümmert über die schwerfällige Eröffnung, nicht aber über die urplötzliche Schließung dieses „Theaters“ schreiben. Die Soziologengeneration, der ich angehöre, ist an beidem auf tragikomische Weise beteiligt.

Kaum hatten die soziologischen Akteure in der DDR ihre fachgerechten Rollen recht und schlecht gelernt, als sie die Bühne des Geschehens auch schon wieder verlassen mußten. Viele von ihnen klatschten noch wie ihr Publikum enthusiastisch Beifall dafür, daß endlich der Eiserne Vorhang hochgezogen worden ward, und freuten sich darauf, in Zukunft ihre Stücke nicht mehr vor geschlossener Gesellschaft aufführen zu müssen. Da erwischte sie das Verdikt der neuen herrschaftlichen Intendanz.

Deren folgende Aktion glich einer „Säuberung, über die man reden sollte“, so Jan Myrdal in der Frankfurter Rundschau vom 15. 8. 1991. Sie übertraf bei weitem jeglichen behördlichen Eingriff, wie man ihn aus der nahen oder sogar schon ganz fernen Vergangenheit der Verbote gewohnt war. Kurzum: Der gesamte Spielplan wurde gestrichen. Die Haupt- und Nebendarsteller mußten fast ausnahmslos ihren Hut nehmen. Ihre Wirkungsstätten wurden so oder so „abgewickelt“. Für die meisten: das Ende der Vorstellung.

Zwanzig Jahre nach der offiziellen Premiere war die Soziologie auch hier nunmehr eine „freie Wissenschaft“. Ihre überfällige Rekonstruktion konnte beginnen, das verstaubte Drehbuch umgeschrieben werden. Dazu erschien den schnell ernannten, neuen Regisseuren die Auswechslung des Personals als wünschenswert. Begierig klopfen schon von draußen die künftigen Rollenträger an die Tore. Die bishe-

rigen Darsteller aber, Alte wie Junge, erfuhren in den neuen deutschen Provinzen größtenteils die errungene Freiheit als überraschende Freisetzung ihrer selbst.

Ich selbst bin bei dieser landesweiten Um-Besetzung im Osten vergleichsweise noch glimpflich davongekommen, durfte ich doch wenigstens an der herzlichen Begrüßung der aus dem Westen herbei-„berufenen“ Truppe vorübergehend noch teilnehmen – und den Betrieb bis zu seiner mit viel Brimborium umgebenen Erneuerung aus einschichtigen Gründen aufrechterhalten helfen. Bei diesem Übergang erlebte ich Grotesken, die den ulkigen Anfang der DDR-Soziologie glatt in den Schatten stellten. Darüber wird später zu berichten sein, hier im Abspann muß ein biographisches Streiflicht genügen.

Per Dekret hatte ich – wie alle anderen – meinen Lehrstuhl von heute auf morgen verloren. Doch die hochrangige Kommission, die meine Vergangenheit aus nächster Nähe ohnehin gut kannte, mich aber dennoch, wie man ihr anbefohlen hatte, überprüfte, erklärte mir diesen Akt gutmütig als rein formal. Als sie aber ganz real zur Tat schritt und, ohne zu zögern, meine Wiedereinsetzung vorschlug, hatte sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mein frohgemuter Oberkommissar erlebte eine peinliche Überraschung. Er mußte sich einem bunt zusammengewürfelten „Akademischen“ Senat beugen, in dem emporgekommene Mediziner und andere „reine“ Naturwissenschaftler schäumend das große Wort führten. Ihr hauptsächliches Gegenargument verschlug ihm nachgerade die Sprache: Ich wäre schon deshalb für eine Übernahme persönlich nicht geeignet, weil ich einst in den Westen habe reisen dürfen, als Gastprofessor sogar nach Berkeley eingeladen worden sei. Gegen diese sehr späten Folgen und gänzlich unerwarteten Nebenwirkungen seinerzeitiger Volltreffer halfen keine Packungsbeilagen: Weder der „Persilschein“ der ansonsten so mächtigen Gauck-Behörde noch die Gutachten ansonsten so einflußreicher Kolleginnen und Kollegen (meiner westlichen Altersgenossen, von denen einige nun nachträglich mit mir in diesem Buch „vereinigt“ sind). Es blieb beim ebenso klaren wie inkompetenten Nein. Und, ehrlich gesagt, so neu war mir diese Erfahrung auch wieder nicht.

Der eingerückten neuen Staatsmacht kam das Gerangel um die richtige Rollenbesetzung gerade recht. Streng legal, wie jetzt alles lief, konnte sie sich auf diese Weise eines weiteren „Ost“-Professors ebenso leicht entledigen wie seiner offenbar überflüssigen Disziplin. „K.w.“, kann wegfallen, so stand es nunmehr hinter meinem Namen und meinem Fach – kürzer und besser läßt's sich wahrlich nicht ausdrücken.

Dennoch sei auch des Großmutes der neuen Herren gedacht. „Bis zur Erreichung des Rentenalters“ und den dann in Aussicht stehenden stolzen Zweitausendfünfhundert Deutschmark, so wurde mir mit dem diskreten Charme der Bürokratie mitgeteilt, bliebe meine Planstelle noch erhalten und ich ein ordentlicher Professor. Erst danach gelten

den neuen Spielregeln gemäß beide gleichermaßen als abgewickelt: die Sache und die Person. Für die hiesige Bildungssoziologie eine Art Ironie ihrer Geschichte; für mich gerade noch die Gnade der rechtzeitigen Geburt.

Nach einer doppelten Nachkriegszeit weiß man aber: Es hätte auch schlimmer kommen können.

Über die Autoren

Hans Albert, geb. 1921 in Köln am Rhein, 1963-1989 Ordinarius für Soziologie und Wissenschaftslehre an der Universität Mannheim. Bücher: Ökonomische Ideologie und politische Theorie, Göttingen 1954, Marktsoziologie und Entscheidungslogik, Neuwied 1967, Traktat über kritische Vernunft, Tübingen 1968, 5. Aufl. 1991, Traktat über rationale Praxis, Tübingen 1978, Kritik der reinen Hermeneutik, Tübingen 1994.

Peter Atteslander, geb. 1926 in Ennenda, Kanton Glarus, Studium an der Universität Zürich, Dr. phil. 1952, Commonwealth Fellowship 1952, Studienaufenthalte in Harvard und Cornell, 1954-56 Forschungsleiter am Institut für Soziologie der Universität Köln, 1960 Habilitation an der Universität Bern, Professuren in Bern, Genf und Zürich, ab 1972 bis zu seiner Emeritierung 1994 Lehrstuhlinhaber für Soziologie und empirische Sozialforschung an der Universität Augsburg. Bücher: Probleme der sozialen Anpassung. Eine soziologische Untersuchung über den Zuzug nach der Stadt Zürich, Köln 1956, Konflikt und Kooperation im Industriebetrieb. Forschungsbeiträge zur Betriebssoziologie, Köln 1959, Materialien zur Siedlungssoziologie (Hg. m.B. Hamm), Köln 1974, Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung (bislang 8 Auflagen), Berlin 1969 u.ö., Dichte und Mischung der Bevölkerung. Raumrelevante Aspekte des Sozialverhaltens, Berlin 1975.

Karl Martin Bolte, geb. 1925; Dipl. Volkswirt, Dr. rer. pol., Dr. phil. h.c., emeritierter (ord.) Professor für Soziologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Veröffentlichungen: Sozialer Aufstieg und Abstieg – Eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität, 1959, Deutsche Gesellschaft im Wandel (mit anderen), Bd. 1, 1966; Bd. 2, 1970, Leistung und Leistungsprinzip – Zur Konzeption, Wirklichkeit und Möglichkeit eines gesellschaftlichen Gestaltungsprinzips, 1979, Bevölke-

rung – Statistik, Theorie, Geschichte und Politik des Bevölkerungsprozesses (mit D. Kappe u. J. Schmid), 4. Aufl. 1980, Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie (Mitherausgeber und Mitverfasser), 1983, Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland (mit S. Hradil), 6. Aufl. 1988.

Dieter Claessens geb. 1921, Promotion mit „Status als entwicklungssoziologischer Begriff“ 1957, Habilitation für Soziologie mit „Familie und Wertsystem“ 1962, O. ö. Prof. 1962 in Münster, zugleich Mitdirektor der Sozialforschungsstelle Dortmund, 1966 O. Prof. für Soziologie und Anthropologie, Freie Universität Berlin, 1974-78 zugleich Rektor der staatlichen Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, seit 1983 i.R., Jüngste Veröffentlichungen: Freude am soziologischen Denken, 1993, Sozialgeschichte, 1995, Konkrete Soziologie – eine verständliche Einführung in soziologisches Denken, 1996.

Christian Fleck, geb. 1954 in Graz; Studium der Philosophie und Soziologie ebenda, Promotion 1979, seit 1979 Assistent. 1989 Habilitation an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. Seit 1986 Partner des „Büro für Sozialforschung“, Graz, seit 1987 Leiter des „Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich“, im Studienjahr 1993/94 Schumpeter Fellow an der Harvard University, Cambridge, Massachusetts. Publikationen: Korruption. Zur Soziologie nicht immer abweichenden Verhaltens, (Hrsg., gemeinsam mit Helmut Kuzmics), Königstein: Athenäum, 1985, Korallpartisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer, Wien, Köln: Böhlau 1986, Der Fall Brandweiner. Universität im Kalten Krieg, Wien: Gesellschaftskritik 1987, Rund um „Morienthal.“ Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung, Wien: Gesellschaftskritik 1990, Die verborgenen Kosten der Arbeitslosigkeit, Frankfurt/ M.: Anton Hain 1990 (gemeinsam mit H.G. Zilian, unter Mitarbeit von Josef Hödl und Anton Krickl), Anthony Giddens, Soziologie, (Hrsg., gemeinsam mit H.G. Zilian), Graz, Wien: Nausner & Nausner 1995, Herausgeber der Reihe „Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten“, Graz-Wien: Nausner & Nausner 1994ff.

Friedrich Fürstenberg, geb. 1930 in Berlin, Studium in Tübingen, 1962 Habilitation in Erlangen, 1963 Professor an der Bergakademie Clausthal, 1966 – 1981 an der Universität Linz, 1981 an der Universität Bochum, seit Herbst 1986 Universität Bonn. Veröffentlichungen u.a.: Wirtschaftssoziologie (1961, 1970, japan. 1972), Japanische Unternehmensführung (1972, 1981), Structure and Strategy in Industrial Relations (1991), Soziale Handlungsfelder (1995), Mitherausgeber der Soziologischen Texte 1959-1977.

Heinz Hartmann, geb. 1930, zuletzt Professor für Soziologie an der Universität Münster. Zahlreiche Gastprofessuren. Verfasser und Herausgeber vieler Artikel und Bücher, darunter Funktionale Autorität (1964), Moderne amerikanische Soziologie (1967, 1972), Empirische Sozialforschung (1970), (mit W. Bonß) Entzauberte Wissenschaft (12985), Gründer der Soziologischen Revue und langjähriger Herausgeber der Sozialen Welt.

Judith Jánoska, geb. 1931 in Graz, Studium der Philosophie und Romanistik an der Universität Graz 1949-1954, Dissertation „Logische Analyse der Dialektik unter besonderer Berücksichtigung der Hegelschen Denweise“ 1954. Promotio sub auspiciis praesidentis Mai 1955. Studienaufenthalt in Mainz, Teilnahme Salzburg Seminar in American Studies 1956. 1955-1965 wissenschaftliche Hilfskraft, dann Assistentin am Institut für philosophische Soziologie der Universität Graz. Habilitation für philosophische Soziologie. 1965-67 wiss. Assistentin am Institut für Philosophie an der TH Darmstadt, dort 1966 Umhabilitation für „Soziologie“. 1967 Umhabilitation an die Universität Bern. 1970/71 Vertretung des ordentlichen Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Bochum. Seit 1972 nebenamtliche a.o. Professorin für Soziologische Theorie an der Universität Bern.

M. Rainer Lepsius, geb. 1928, Professor emeritus für Soziologie, Universität Heidelberg, Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bücher: Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen 1990, Demokratie in Deutschland, Göttingen 1993, (zusammen mit Th. Pirker, R. Weinert, H.-H. Hertle) Der Plan als Befehl und Fiktion, Opladen 1995.

Hans-Joachim Lieber, geb. 1923, Studium 1942-45, Dr. 1945, Assistent 1945, Privatdozent 1950, ao. Professor 1955, o. Prof. 1957, em. 1988, Rektor FU Berlin 1965-67, Rektor Deutsche Sporthochschule Köln 1974-82. Bücher: Wissen und Gesellschaft. Die Probleme der Wissenssoziologie, Tübingen 1952, Die Philosophie des Bolschewismus in den Grundzügen ihrer Entwicklung, Frankfurt 1957, Philosophie – Soziologie – Gesellschaft. Gesammelte Studien zum Ideologieproblem, Berlin 1965, Kulturkritik und Lebensphilosophie – Studien zur deutschen Philosophie der Jahrhundertwende, Darmstadt 1974, Ideologie – Eine historisch-systematische Einführung, Paderborn 1985, Politische Theorien von der Antike bis zur Gegenwart (Hrsg.) 1991.

Renate Mayntz, geb. 1929, Dr. phil. 1953, Habilitation 1957. Ordentliche Professuren an der Freien Universität Berlin, der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer und der Universität zu Köln. Direktor am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln. Bücher: So-

ziologie der Organisation. Reinbek b. Hamburg 1963, Soziologie der öffentlichen Verwaltung. Heidelberg 1978, Forschungsmanagement – Steuerungsversuche zwischen Szylla und Charybdis. Opladen 1985, Deutsche Forschung im Einigungsprozeß. Frankfurt/M. 1994.

Artur Meier, geb. 1932, 1986-1991 Direktor des Instituts für Soziologie der Humboldt-Universität zu Berlin. 1990 frei gewählt. Bis 1997 Ordentlicher Professor für Bildungssoziologie. Hauptwerke: Soziologie des Bildungswesens, Berlin und Köln 1974 (übersetzt in 5 Sprachen), zuletzt u.a. (zusammen mit U. Rabe-Kleberg, Hg.) Weiterbildung, Lebenslauf, sozialer Wandel, Neuwied 1993.

Hansguenther Meyer, geb. 1929, Dr. phil. Dr. rer. oec. habil. Prof. für Soziologie, ernannt 1973 von der Akademie der Wissenschaften der DDR. Studium der Gesellschaftswissenschaften und der Philosophie in Leipzig und Greifswald, Empirische soziologische Forschung seit 1962 zu Themen der Industriesoziologie, der Sozialstruktur, Wissenschaftssoziologie. 1965-1991 beschäftigt als Leiter von Forschungsgruppen an der Akademie der Wissenschaften, 1992-1994 Mitarbeiter im Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), 1990-1992 Vorsitzender der Gesellschaft für Soziologie der DDR/Ostdeutschland und kooptiertes Mitglied des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Veröffentlichungen u.a.: Soziologie und zeitgeschichtliche Orientierung, in: Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme, Soziologentag Leipzig 1991. Protokoll, Berlin 1992, Wissenschaftspolitik, Intelligenzpolitik – Das Personal für Wissenschaft, Forschung und Technik in der DDR, in: ders., Hrsg., Intelligenz, Wissenschaft und Forschung in der DDR, Berlin 1990, Sociological Research in the GDR, in: Sociology in Germany 1994, dt. 1995.

Sigrid Paul, geb. 1929 in Leipzig, nach Studium in Uppsala, Schweden und Promotion in Ethnologie 1962 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Sozialpsychologischen Forschungsstelle für Entwicklungsplanung, Universität Saarbrücken 1963-69; ab 1969 Lehre und Forschung am Institut für Kultursoziologie der Universität Salzburg, Habilitation 1978, 1985 a.o. Professur; ab 1990 Vorruhestand. Veröffentlichungen: Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie, 2 Bde., Hohenshäflarn 1979. Arbeiterbiographien in Deutschland, Österreich, Polen und Schweden, in: Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung, hg. v. G. Botz u. J. Weidenholzer, Wien 1984; Die Entwicklung der biographischen Methode in der Soziologie, in: Biographie und Psychologie, hg. v. G. Jüttemann u. H. Thomae, Berlin 1987; The Wrestling Tradition and Its Social Functions, in: Sports in Africa. Essays in Social History, hg. Wm. J. Baker u.

J.A. Mangan, New York 1987; Schwangerschaftsverhütung, Abtreibung und Kindestötung in außereuropäischen Kulturen, in: Universitas 1989; Afrikanische Spiele und ihre Dokumentation, in: Homo Ludens. Der spielende Mensch II. Internationale Beiträge des Instituts für Spielforschung und Spielpädagogik an der Hochschule Mozarteum Salzburg, München 1992.

Leopold Rosenmayr, geb. 1925 in Wien-Favoriten, 1943-45 Kriegsteilnahme und Kriegsgefangenschaft, Mitwirkung am Aufbau der Österreichischen Hochschülerschaft, ideologiekritische Dissertation aus Soziologie in Wien, 1949-1950 Stipendiat der französischen Regierung, dann Hilfsarbeiter in einer Raffinerie in Floridsdorf. Bis 1953 Stipendiat der Rockefeller Foundation in Harvard und Lehrtätigkeit an der Fordham University, New York, 1954 Gründung der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle in Wien, 1955 Habilitation für Sozialphilosophie und Soziologie, Professor, wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1990. Neuere Buchpublikationen: Die Kräfte des Alterns, Wien 1990, Die Schnüre vom Himmel. Forschung und Theorie zum kulturellen Wandel, Wien 1992, Streit der Generationen? Lebensphasen und Altersbildung im Umbruch, Wien 1993, Der Lebenskampf, Aggression und Versöhnung, Wien 1995.

Dietrich Rueschemeyer, geb. 1930 in Berlin, lehrt Soziologie an der Brown University, Providence, Rhode Island, USA. Ausgewählte Buchpublikationen: Bringing the State Back In (Mitherausgeber 1985), Power and the Division of Labour (1986), Capitalist Development and Democracy (Mitautor 1992).

Erwin K. Scheuch, geb. 1928, emeritierter Professor der Soziologie seit Juli 1993, davor: Gründer und Direktor, Institut für angewandte Sozialforschung (IfAS), Direktor, Zentralarchiv für empirische Sozialforschung (ZA), Direktor, Soziologisches Seminar; gegenwärtig: Vorstand, Kölner Gesellschaft für Sozialforschung (KGS), Präsident, Institut International de Sociologie. Bücher: Wie deutsch sind die Deutschen. Eine Nation wandelt ihr Gesicht (mit U. Scheuch), Bergisch-Gladbach 1991, Perspectives du sciences sociales en Allemangne aujourd'hui. Empirische Sozialforschung über Entwicklungsländer: Methodenprobleme und Praxisbezug (Hg. mit Ch. Reichert, H.D. Seibel) Saarbrücken 1992, USA – Ein maroder Gigant? Amerika besser verstehen (mit U. Scheuch), Freiburg 1992, Cliques, Klüngel und Karrieren. Über den Verfall der politischen Parteien – eine Studie, (mit U. Scheuch) Reinbek 1992, Bürokraten in den Chefetagen. Deutsche Karrieren: Spitzenmanager und Politiker heute (mit U. Scheuch), Reinbek 1995.

Renate Wald, geb. 1922, Dr. rer. pol. Professorin für Soziologie an der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal, emeritiert 1987. Gastvorlesungen 1990/91 an der Pädagogischen Hochschule, 1992 an der Technischen Universität Magdeburg. Ausgewählte Monographien: Erfahrungsbericht über die Lebensformen jugendlicher Arbeiterinnen, in: G. Wurzbacher (Hrsg.) *Die junge Arbeiterin*, München 1958, *Industriearbeiter privat. Eine Studie über private Lebensformen und persönliche Interessen*, Stuttgart 1966, *Verkaufen – eine Dienstleistung im Strukturwandel*, Frankfurt 1985, (gem. m. anderen) *Ich habe mich für den Beruf entschieden. Frauen in technikorientierten Berufen*, Frankfurt 1992.

UB Graz



+BM164702400

141-267

In autobiographischen Texten schildern deutschsprachige Soziologinnen und Soziologen der Nachkriegsgeneration, wie sie nach dem Ende der Nazi-Diktatur dazu kamen, sich für die Soziologie zu interessieren und welche auch außerwissenschaftlichen Einflüsse dabei eine Rolle spielten. Die schwierige Situation, keine professionalisierte Ausbildung geboten zu bekommen, das Fehlen institutionell vordefinierter Karrierewege, die Unterbrechung des Ideenflusses durch die NS-Zeit und die Wahrnehmung ausdifferenzierter sozialwissenschaftlicher Lehre und Forschung in westlichen Ländern – all das bildet einen Kranz von Gegebenheitsstrukturen, der kein Pendant in früheren oder späteren Phasen der kurzen Geschichte der Soziologie hat. Die Autorinnen und Autoren kommen aus Deutschland (Ost und West), der Schweiz und Österreich.

Der Herausgeber:

Dr. Christian Fleck, Universitätsdozent am Institut für Soziologie der Universität Graz